This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BALT 6668.97

Harvard College Library

FROM THE

J. HUNTINGTON WOLCOTT FUND.

Established by ROGER WOLCOTT (H. U. 1870), in memory of his father, for "the purchase of books of permanent value, the preference to be given to works of History, Political Economy, and Sociology." (Letter of Roger Wolcott, June 1, 1891.)

Received 2 Jan. 1899.

10849

Aus Polens und Kurlands letzten Tagen.

Memoiren des Baron Karl Heinrich Heyking (1752—1796).

In deutscher Bearbeitung nebst Anmerkungen und Beilagen

herausgegeben

von

Baron Alfons Heyking sen.

Berlin 1897.
Verlag von Johannes Räde.
Stuhr'sche Buchhandlung.

~~Sec. 3335.7~~
Balt 6668.97

HARVARD COLLEGE
JAN 2 1899
LIBRARY.
Wolcott fund.

Inhalts-Verzeichnis:

Seite.

Vorwort des Herausgebers 1

Erster Teil 1752—1784:

1. Kapitel: Jugend-Eindrücke in Kurland 7
2. Kapitel: Lehrjahre in Warschau 67
3. Kapitel: Dresden. — Beim Herzoge Karl 99
4. Kapitel: Bei der Konföderation von Teschen 127
5. Kapitel: Am Hofe des Kurfürsten von Trier. — Auflösung der Konföderation. — Rückkehr nach Warschau 161
6. Kapitel: In polnischem Militärdienste. — Vorübergehender Aufenthalt in Mitau 173
7. Kapitel: In russischem Militärdienste. — Verheiratung 199

Zweiter Teil 1784—1796:

1. Kapitel: Delegierter Piltens in Polen. — Reise nach Paris. — Bevollmächtigter der herzoglichen Regierung. — Korrespondent des Königs Gustav III. von Schweden. — Bruch mit dem Herzoge von Kurland 251
2. Kapitel: Delegierter der kurländischen Ritterschaft. — Kampf der Ritterschaft mit dem Herzog. — Targowiezer Konföderation. — Komposition mit dem Herzog 317
3. Kapitel: Der Zusammenbruch Polens 407

Beilagen des Herausgebers zum 3. Kapitel:

1. Die vom Herzoge gezeichneten Obligationen 435
2. Der extraordinäre Landtag im Sommer 1794 443
3. Die kurländischen Auffassungen über die Zukunft des Landes gegen das Ende des Jahres 1794 und zu Anfang des Jahres 1795 447

4. Kapitel: Die Unterwerfung Kurlands unter Rußland 449
5. Kapitel: Kurland unter der sog. Statthalterschafts-Verfassung . . 481

Nachträge des Herausgebers:

1. Einige Notizen zu Sybels Geschichte der Revolutionszeit . . 491
2. Notizen zu der Korrespondenz des preußischen Residenten Hüttel 496

Druckfehlerverzeichnis.

Auf pag.	in der Zeile	muß stehen	
3	4 v. oben	sein	
15	7 v. o.	Deguhnen	D
30	12 v. o.	adhibebit	ad
30	14 v. o.	assentit	as
32	13 v. unten	verhehlt	v
49	9 v. u.	Diguitäten	Di
50	5 v. o.		
52	4 v. u.	Verwahrung	Ver
53	12 v. u.	Woyewoden	Wo
61	17 v. u.	den Laudis	der
72	1 v. u.	Cambiar	Ca
72	21 v. o.	miei ernannt	er
76	3 v. u.	Theatiner	Th
80	7 v. o.	Poniatowski	Pov
86	2 v. u.	Heloise	H
87	11 v. o.	bewunderte	bem
97	1 v. u.	Der Graf Sacken	Graf S
98	3 v. u.	annehme	an
112	9 v. o.	Triumph	Tr
113	1 v. o.	dann	d
116	5 v. u.	des	
123	10 v. o.	reduzierte	red
124	10 v. u.	Ihnen Briefe	Ihr
150	4 v. u.	es eines	
158	1 v. o.	Bollo	B
176	9 v. u.	das	
176	6 v. u.	Ihnen	i
187	6 v. o.	das	
191	1 v. o.	Gepränge	Ge
193	8 v. o.	meinen	m
204	20 v. o.	den	
209	1 v. o.	meinen	m
212	13 v. o.	personnes	pres

Auf pag.	in der Zeile	muß ſtehen	ſtatt
212	19 v. o.	jeunesse	eunesse
214	15 v. u.	einen	ein
229	8 v. u.	epidemiſche	epidemſche
254	9 v. o.	assurer	assuver
262	5 v. o.	hatte	habe
271	12 v. u.	Grade	Gnade
299	6 v. u.	feſt	faſt
307	11 v. o.	die	die die
308	3 v. u.	Konvention	Konrulion
314	9 v. u.	Ob	Ab
322	16 v. o.	der	den
325	23 v. o.	nach	noch
327	7 v. u.	Propugnat	Propagnat
328	18 v. o.	illegalen	illegaten
379	13 v. o.	abzunehmen	abzuliefern
435	2 v. o.	das	daß

Vorwort
des Herausgebers.

Das aus vier Bänden bestehende, in französischer Sprache verfaßte, Manuskript der Memoiren, die wir hier in deutscher Bearbeitung der Oeffentlichkeit übergeben, ist vor bald 40 Jahren dem Verbande der Familie Heyking von dem Baron Alexander v. Medem-Rumbenhof, einem Großneffen des Verfassers, geschenkt worden.

Seitdem ist der Familie wiederholt der Wunsch nahe gelegt worden, im Interesse der Heimats-Geschichte die Veröffentlichung der Memoiren zu gestatten. Wenngleich einzelnen Personen ein Einblick in das Manuskript gewährt wurde, hielt die Familie doch eine vollständige Drucklegung bisher noch für verfrüht.

Gegenwärtig, wo fast ein Jahrhundert seit der Aufzeichnung verstrichen ist, hat sie nun eine deutsche Bearbeitung der Memoiren nach Weglassung einiger weniger Partieen, die zu sehr das Gebiet des Persönlichen streifen, zu veröffentlichen gestattet. Der Herausgeber hat sich erlaubt, einige Anmerkungen und orientierende Beilagen seinerseits hinzuzufügen.

Soviel uns bekannt geworden ist, sind einzelne Abschnitte aus den Memoiren nur von folgenden Personen zu besonderen Darstellungen verwertet worden:

1. von Julius Eckardt in seinem Buche: „Altlivländisches und Jungrussisches;"

2. von Friedrich Bienemann, der den letzten Band des Manuskripts zu einem Buche unter dem Titel: „Aus den Tagen Kaiser Pauls," Leipzig 1886, Verlag von Duncker & Humblot, gestaltet hat;

3. von Ernestе Daudet, dem Auszüge aus demselben Bande, die sich auf den Aufenthalt Ludwigs XVIII. in Mitau bezogen, mitgeteilt worden waren, und der diese Auszüge für eine größere Abhandlung in der Revue des deux mondes mit benutzt hat.

Infolge der Bienemannschen Arbeit haben wir den letzten Band der Memoiren, der über das Leben und Wirken des Verfassers in Petersburg zur Zeit der Regierung des Kaisers Paul, über die Verbannung des Verfassers und die erste Zeit der Regierung des Kaisers Alexanders I. handelt, nicht noch einmal zu veröffentlichen für angezeigt gehalten. Wir schließen somit mit der Unterwerfung Kurlands unter Rußland und der Einführung der neuen Ordnung der Dinge in Kurland.

In Betreff der Lebensschicksale des Verfassers werden die Leser die kleinen Unrichtigkeiten zurechtstellen können, die sich über ihn in dem bekannten „allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon" von Recke und Napiersky, Band II, pag. 274, finden. Der Verfasser ist weder auf Universitäten, noch jemals in preußischen Kriegsdiensten gewesen. Dem, was der Verfasser in seinen Memoiren selbst erzählt, haben wir nur noch Folgendes hinzuzufügen. Er erfreute sich der besonderen Gunst des Kaisers Paul, wurde unter ihm Senateur, Präsident des Reichs-Justiz-Kollegiums für liv-, esth- und finn-

ländische Rechtssachen und Ritter des Annen-Ordens I. Klasse, fiel dann plötzlich in Ungnade und erhielt auf seine Bitte den Abschied von seinen Aemtern. Zugleich wurde ihm Mitau und einige Zeit darauf seine Arrende-Kronsgut Brandenburg bei Mitau zum Aufenthaltsort angewiesen. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße schrieb er den größeren Teil der Memoiren unter dem Titel: „Mes réminiscences“. Nach der Thronbesteigung Alexanders I. unternahm er eine größere Reise ins Ausland, wurde dann aufs Neue in den Senat berufen, 1809 zum wirklichen Geheimerate befördert und starb am 18. Oktober 1809 in Petersburg.

Der Verfasser hat in seinem Leben viele warme Freunde gehabt, wie das unter anderm auch der Nekrolog beweist, den der Dichter Ulrich v. Schlippenbach ihm in der Monatsschrift Ruthenia (VI. Jahrgang, März-Heft 1809) widmete. Aber ebenso bekannt ist uns, daß ihm bittere Kämpfe mit Mißgunst, Feindschaft und Haß nicht erspart geblieben sind.

Wir unsererseits haben uns zur Veröffentlichung seiner Lebens-*Erinnerungen* entschlossen, nicht um ihn auf ein besonderes Piedestal *zu stellen, sondern* einzig und allein, um einiges Material zur Geschichte *der Zeit* zu liefern.

Erſter Teil.

1752—1784.

Erstes Kapitel.

Jugend-Eindrücke in Kurland

Wenn schon im Allgemeinen die Verfassungs-Form des Landes, in dem man aufwächst, auf die Entwickelung des Charakters Einfluß ausübt, so ist solcher Einfluß in einer kleinen aristokratischen Republik*) ganz besonders wirksam. Da sind alle Edelleute mit irgend einem Zweige der Verwaltung betraut, da identifizierten sie sich bald mit der gesetzgeberischen, bald mit der richterlichen, bald mit der exekutiven Macht und finden in diesem ihren Wirken eine unerschöpfliche Quelle der Befriedigung. Ihre Kinder hören über ihren Stand nur mit Begeisterung sprechen und so senkt sich in ihre Seelen der Keim eines Stolzes, dessen Bedeutung und Gefahren sie noch nicht verstehen können. Diese Blätter werden mehr als einmal Belege zu dieser ernsten Wahrheit liefern und zeigen, wie unverwüstlich die Macht der ersten Eindrücke ist. — Mitten in den politischen Stürmen, die mein Vaterland erregten, erblickte ich am 22. Juni 1752 auf dem Landgute meiner Eltern (Oxeln in Kurland) das Licht der Welt. Mein Vater, Wilhelm Alexander Heyking, hatte im Auftrage seiner Korporation die Interessen der Ritterschaft gegen gewisse mißbräuchliche Maßregeln der Regentschaft kräftig vertreten. Vielleicht hätte etwas weniger Feuereifer zur Beruhigung der Gemüter beigetragen und beiden Parteien manches unangenehme Aergernis erspart. Der Streit war endlich beigelegt worden. Die

*) Kurland war das in wahrem Sinne des Wortes während der langen Gefangenschaft des Herzogs Ernst Johann.

Regentschaft hatte in einigen Punkten nachgegeben und man war übereingekommen, zur Beseitigung der letzten Spuren der Feindseligkeiten alle während der heftigen Erregung erfolgten Erlasse zu annullieren.

Im Jahre 1754 war mein Vater als Delegierter der Ritterschaft zum Könige von Polen gesandt worden. Er hatte von Sr. Majestät ein überaus günstiges Reskript erlangt. Als er am 25. Februar 1755 über seine Mission Bericht erstattete, votierte ihm der Landtag für seinen Eifer und seine geleisteten Dienste seinen Dank in schmeichelhafter Weise.

Während seines Aufenthalts in Warschau hatte mein Vater vom Könige und von der königlichen Familie den gnädigsten Empfang genossen. Der Premier-Minister Graf Brühl hatte ihm mitgeteilt, daß der König ihm ein Zeichen seines Wohlwollens zu geben wünschte und mein Vater erwidert, er habe einen Sohn von 2 Jahren und würde wünschen, ihn dem Dienste Sr. Majestät zu widmen. Am Tage darauf wurde für mich das Diplom eines Fähnrichs im Regimente der Königin ausgefertigt und so war ich gewissermaßen von der Wiege an Offizier.

Meine Mutter, Sophie Dorothea v. Roenne, war die Großtochter des Barons v. Roenne auf Ronneburg ꝛc., der General der Kavallerie in russischen Diensten gewesen war und dem Peter der Große den Andreas-Stern und sein mit Diamanten verziertes Portrait verliehen hatte. August III. hatte ihm bei der Zusammenkunft mit Peter dem Großen in Birsen den weißen Adler-Orden verliehen. Mein Großvater vereinigte mit diesen Würden und Auszeichnungen ein recht bedeutendes Vermögen. Durch seine Heirat mit Lucie v. Preen, einer Ehrendame der Kaiserin von Rußland, hatte er zu seinem Landgute Ronneburg (in Livland) noch die kurländischen Güter Puhren, Wensau ꝛc. erworben und war so einer der reichsten Grundbesitzer Kurlands und Livlands geworden.

Mein Großvater väterlicher Linie, Benedictus Heinrich, geboren 1688, Oberhauptmann von Selburg und später von Mitau, war noch am Leben. Er war ein Mann von strengen Sitten und Grund-

ſätzen und erfreute ſich allgemeiner Achtung. Gewiegter Juriſt, vernachläſſigte er nicht die Muſen. In ſeinem ſiebenzigſten Jahre ſchrieb er mir nach Warſchau einen lateiniſchen Brief, den die Väter-Theatiner, zuſtändige Richter des lateiniſchen Stils, ihres Lobes würdigten. Er war auch als Delegierter der kurländiſchen Ritterſchaft an den polniſchen Reichstag entſandt geweſen (Konf. Ziegenhorns Staatsrecht Beilage Nr. 305 Nr. 2) und ſo iſt dieſes Vertrauens-Amt von drei aufeinander folgenden Generationen unſerer Familie bekleidet worden.

Das waren die bürgerlichen und moraliſchen Eigenſchaften meiner Eltern und Voreltern. Nie habe ich ſie anders als mit der größten Ehrerbietung über religiöſe Dinge, nie anders als mit Begeiſterung über das Vaterland und die Ehrenfeſtigkeit der Vorfahren reden hören. Die Epoche der Herrſchaft des Schwertbrüder- und ſpäter des deutſchen Ordens in Kurland, die verſchiedenen Erlebniſſe meines Vaterlandes waren der ſtete Gegenſtand der Unterhaltung, die ich anzuhören Gelegenheit hatte. Ich war kaum ſechs Jahre alt, als ich die Namen der meiſten Herrmeiſter und beſonders die glänzende Regierung von Wolter v. Plettenberg kannte. Zur Zeit dieſes Meiſters*) waren Gotthard und Wilhelm Heyking aus Deutſchland nach Kurland gezogen, von denen der eine ſich dem Ordensdienſte widmete und der andere der Stammvater der verſchiedenen in Kurland blühenden Zweige des Geſchlechts wurde.

Als ich das fünfte Lebensjahr vollendet hatte, begann Georgi, der Sekretär meines Vaters, mich im Leſen, Schreiben, Rechnen und in der Religion zu unterrichten. Vom ſiebenten Jahre ab hatte ich zum Lehrer einen Herrn Gerzimski, den ich 35 Jahre ſpäter in Petersburg, als erſten Paſtor an der lutheriſchen Kirche zu Moskau wiedergeſehen habe. Der gute Mann quälte mich methodiſch mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen und ließ mich die Geſchichte von

*) Heinrich al. Herrmann Heyking kam ums Jahr 1490 nach Kurland. Deſſen Sohn Wilhelm wurde 1535 vom Ordensmeiſter Herrmann v. Brüggeney gen. Hasenkampff mit Terpentin (jetzt Brandenburg) belehnt. (Anmerkung des Herausgebers.)

Hübner, die Geographie von Curas und eine Menge Bibelstellen auswendig lernen. Obgleich mich dieser Unterricht sehr langweilte, machte ich erstaunlicher Weise doch einige Fortschritte; vielleicht verdanke ich ihm die glückliche Leichtigkeit, mit der ich mich später stets meines Gedächtnisses bedient habe.

Unsere Familie hatte sich mittlerweile vermehrt. Im Jahre 1758 hatte ich drei Schwestern und einen jüngern Bruder. Für meine Schwestern hatte man eine Gouvernante gefunden, die gebildeter war, als viele andere ihrer Zeit; ich nahm auch an ihrem Unterricht teil, um das Französische zu erlernen.

Mein Vater hatte von seinem Vater das Gut Oxeln erhalten, dem er Pelziken hinzufügte. Er besaß eine große Bibliothek und eine Menge wertvoller auf die Geschichte Livlands und Kurlands bezüglicher Manuskripte. Auf seinen Reisen nach Sachsen hatte er eine Anzahl mathematischer und astronomischer Instrumente gekauft und sich allmählich eine schöne Sammlung wertvollen Porzellans angelegt. Dazu kam, daß meine Mutter eine recht bedeutende Aussteuer mitgebracht hatte. Mit einem Worte, unser Haus war in jeder Hinsicht reich ausgestattet.

Und das Alles wurde durch die Unvorsichtigkeit eines unserer Dienstboten in wenigen Stunden ein Raub der Flammen. Wir waren in der Mitte des Juni-Monats und seit drei Wochen herrschte eine außergewöhnliche Hitze und Dürre. Infolge dessen griff das Feuer mit furchtbarer Geschwindigkeit um sich und Wohnhäuser, Scheunen und Ställe brannten alle nieder. Zum Unglücke war es ein Sonntag Nachmittag und die Mehrzahl unserer Leute war in der mehr als eine Meile entfernten Kirche. Nichts konnte gerettet werden; wir behielten nur die Kleider, die wir anhatten. Unsere Nachbarn, die das große Feuer bemerkt hatten, kamen zu unserer Hilfe herbei und wenn sie auch dem Feuer nicht mehr Einhalt thun konnten, so boten sie uns doch wenigstens ein Unterkommen für die Nacht an. Man verteilte uns, da wir zu zahlreich waren, als daß wir hätten beisammen bleiben können. Ich wurde bei einem Herrn von Rutenberg in Strasden, der Major in französischen Diensten

gewesen war, untergebracht. Dieser Herr erzählte mir mit Begeisterung von Frankreich und vielleicht sind es seine lebhaften und interessanten Erzählungen gewesen, die mir schon in so frühem Alter eine besondere Vorliebe für dieses Land und seine Bewohner eingeflößt haben.

Mein Vater blickte mit frommer Resignation auf das herzzerreißende Bild der Zerstörung. Er sagte meiner Mutter, die verzweifeln wollte, nur die erhabenen Worte Hiobs: „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen. Sein Wille geschehe und sein Name sei gelobt!“ Auch im spätern Leben, das ihm neben manchem Lichtblicke auch viel Schweres brachte, bewahrte er stets denselben religiösen Sinn und dieselbe Festigkeit des Charakters. Wir ließen uns nun in Mitau nieder, wo man uns alle Lehrer, die wir nötig hatten, beschaffte. Als mein Vater nach Warschau gesandt wurde, ließ man uns als Externe die öffentliche Schule des Herrn Amende besuchen. Wenn auch die pedantische Art des Unterrichts uns wenig Anregung bot, so waren wir wenigstens beschäftigt und darauf kommt es in dem Alter, in dem wir standen, besonders an.

Ich komme nun zu einem Ereignisse, das von hoher Wichtigkeit für mein Vaterland war und auf das Schicksal meiner Familie den größten Einfluß geübt hat. Ich meine die Vertreibung des Herzogs Karl aus Kurland. Sie hat unser Vermögen zerstört und den Uebergang meines Vaterlandes unter eine fremde Herrschaft angebahnt.

Es ist allgemein bekannt, daß die Kaiserin Anna ihren Günstling Ernst Johann Bieren, den sie aus den Nichts emporgezogen, zur Würde des Groß-Kammerherrn von Rußland erhoben und ihm von dem Wiener Hofe das Diplom des Reichsgrafen verschafft hatte, in dem sein Name Bieren in Biron umgewandelt war. Europa war über diese sonderbare Namens-Veränderung erstaunt und man war verletzt darüber, daß ein glänzender Name so leichthin einem Manne gegeben worden war, dessen Geburt so wenig zu bedeuten hatte.

Bieren glaubte nach der Würde des Herzogs von Kurland streben zu können. Als die Ritterschaft endlich nachgab, that sie

das nur unter dem Drucke der Drohungen und Gewalt-Maßregeln Rußlands.

Als er Herzog geworden war, ließ er mit Hilfe des in Rußland erworbenen Reichtums in Mitau ein überaus großes Schloß, auf seinen Gütern prachtvolle Palais bauen, und diese Schlösser im Innern aufs reichste ausstatten. Als er auf dem Gipfel seines Ruhmes zu stehen schien, stürzte ihn eine plötzliche Revolution von der ersten Stufe des Thrones in eine harte Gefangenschaft. Zuerst zum Tode verurteilt, wurde er samt seiner Familie zu ewiger Verbannung kondemniert.

So war der kurländische Herzogsstuhl faktisch vakant geworden. Polen, ohne sich über den Grund des Urteils, das seinen Vasallen-Fürsten betroffen hatte, auszulassen, begnügte sich, der kurländischen Regierung aufzutragen, die Justiz und alle Zweige der Administration nach den Landesgesetzen einstweilen weiter zu verwalten.

Das Interregnum hatte nun bereits 17 Jahre gedauert. Der Adel war nicht nur mit der Verwaltung des Landes im Einzelnen, sondern im Allgemeinen mit der Lage der Dinge tief unzufrieden. Es ist daher begreiflich, daß eine Aenderung dieser Verhältnisse lebhaft gewünscht wurde und die Anregung des Königs August III. seinen Sohn, den Prinzen Karl von Sachsen, zum Herzoge zu erheben, auf günstigen Boden fiel. Mein Vater, der schon seit längerer Zeit dem sächsischen Hofe attachiert gewesen war, wirkte mit großem Eifer für die Erwählung des Prinzen. Trotz aller Umtriebe und trotz dem geheimnn Widerstande derjenigen, die ihre während der Regentschaft errungene Machtstellung nicht aufgeben wollten, wurde der Prinz Karl fast einstimmig zum Herzoge erwählt.

Der König verlieh seinem geliebten Sohne die Investitur und Herzog Karl erschien bald darauf in Kurland, um die Huldigung seiner neuen Unterthanen entgegen zu nehmen. Vorher aber entschloß er sich, zu seinem und seines Landes Wohl nach Petersburg zu reisen. Die Kaiserin Elisabeth empfing ihn mit Befriedigung und hob nicht nur das auf die kurländischen Domänen gelegte Sequester auf, sondern schloß mit ihm eine feierliche Konvention,

in der sie ihm unter Andern den Besitz der Herzogtümer garantierte und die positive Versicherung wiederholte, daß Bieren als Staatsverbrecher sein Exil niemals verlassen werde.

Bei seiner Rückkehr nach Kurland ernannte der Herzog Karl meinen Großvater zum Oberhauptmanne von Mitau und meinen Vater zum Hauptmanne von Durben und gab dem erstern das Gut Garrosen und dem letztern die Aemter Degahlen und Degehnen in Arrende.

Alles schien meinem Vaterlande eine glückliche Zukunft zu verheißen. Der Herzog war jung, aus einem der vornehmsten Fürsten-Geschlechter Europas, liebte den Tanz, die Jagd, das Reiten und alle körperlichen Uebungen. Er schien ganz dazu geschaffen, dem Adel zu gefallen, der an seinen Vergnügungen mit Freuden teilnahm. Aber dieser Adel war stolz, empfindlich und auf das Vertrauen seines Fürsten eifersüchtig. Er sah mit Schmerz, daß nur Ausländer dieses Vertrauen genossen, unter denen einige Sachsen den alten Adel des Landes haßten, sich als Verteidiger der Interessen des Herzogs gerierten und ihm Vorrechte zuerkennen wollten, von denen sie doch wußten, daß sie mit der Verfassung nicht im Einklange waren. Karl verlieh dem Advokaten Ziegenhorn, einem Kurländer von Geburt, die Würde eines Rats der Regierung.*) Der Adel fühlte sich dadurch verletzt. Vergeblich machten mein Vater und andere dem Herzoge aufrichtig ergebene Patrioten Vorstellungen, während von der andern Seite man sich angelegen sein ließ, diese Personen als unbequeme Tadler anzuschwärzen und andere geschmeidigere und sich durch feste Grundsätze weniger beengt fühlende anzupreisen. Gewisse Ernennungen und einige andere gegen den allgemeinen Wunsch getroffene Maßregeln vermehrten die Unzufriedenheit, die zum Ausbruche gekommen wäre, wenn nicht der Tod der Kaiserin Elisabeth die Lage der Dinge plötzlich verändert hätte.

Peter III. rief die Familie Bieren aus der Verbannung zurück und erkannte die Rechte Ernst Johanns auf Kurland als unbestreitbare an. Die Absicht des Kaisers war, diese angeblichen Rechte

*) Ziegenhorn wurde später geadelt und ging in den Dienst des Königs von Preußen über, der ihm eine Stelle in einem Königsberger Gerichtshofe gab.

auf dem Wege einer Zession von Seiten Bierens auf den Herzog von Holstein übergehen zu lassen. Aber er kam nicht dazu, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Katharina II. bestieg den Thron und wollte, wenngleich aus einem ganz andern Motive, als es ihrem Gemahl vorgeschwebt hatte, einen Teil seines Planes durchführen. Persönlich verletzt durch den Herzog Karl, der sie bei seinem Aufenthalte in Petersburg etwas überhin behandelt hatte, erklärte sie, daß Bieren in seine Herzogtümer restituiert werden müsse, da er „an allen denjenigen Verbrechen, die man ihm zugerechnet hatte, unschuldig und Alles, was gegen ihn auf einer irrtümlichen Grundlage geschehen, als null und nichtig anzusehn sei."

Der Herzog Karl sah sich zu seiner Ueberraschung von seinen Schmeichlern plötzlich verlassen, während diejenigen, die er vernachlässigt hatte, sich um seine Person schaarten. Er schien die Größe und den Edelmut ihrer Ergebenheit zu würdigen und drückte ihnen seine Dankbarkeit aus.*) Um den Versuch zu machen, aus der peinlichen Lage, in der er sich befand, zu kommen, sandte er unterdessen meinen Vater nach Warschau, damit er den Beistand Polens, als seines Suzeräns, anrufe. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß August III., sein Vater, der deutsche Kaiser, sein naher Verwandter, der König von Spanien, sein Schwager und der König von Frankreich, zu Gunsten der Dauphine, Mutter Ludwigs XVI., ihre Anstrengungen vereinigen würden, um zu verhindern, daß ein ihnen aus so vielen Titeln nahestehender Fürst gezwungen werde, seine von ganz Europa anerkannten und selbst von Rußland garantierten Rechte einem Emporkömmlinge zu überlassen, der feierlich als Staatsverbrecher erklärt, als solcher mehr als zwanzig Jahre in einer schimpflichen Verbannung gehalten worden war. Aber die Entfernung dieser Höfe von dem Schauplatze des sich abspielenden Dramas machte jede wirksame Maßregel unmöglich und Rußland

*) Unter diesen Personen, die ihr Vermögen für ihre Treue aufs Spiel setzten, nenne ich hier besonders den Landhofmeister Howen, den Oberhauptmann, wie Hauptmann Heyking, den Hauptmann Schöppingk und seinen Bruder, den Mannrichter, Roenne-Puhren, Brincken-Schödern, Hahn-Postenden.

setzte mittlerweile seine Truppen in Bewegung, um einen Fürsten in seine „legitimen" Besitzungen wieder einzuführen, dessen „Unschuld sein Unglück aufwiege."

Vor seiner Abreise stellte mein Vater mich und meinen Bruder dem Herzoge Karl vor. Ich war damals zwölf Jahre alt. Die gütige Art und Weise, wie wir empfangen wurden, machte auf mein Herz einen so tiefen Eindruck, daß die Begeisterung meines Vaters auf mich überging und daß ich noch nach so langen Jahren mich dieses Fürsten nur mit dem größten Interesse erinnern kann.

Trotz der eifrigsten Bemühungen konnte mein Vater von Polen nur die Entsendung zweier Senatoren, der Kastellane Plater und Lipski erwirken, die von dreißig Personen begleitet, den ausdrücklichen Befehl an die kurländische Ritterschaft überbrachten, dem Herzoge Karl treu zu bleiben. Aber während August III. sich in der Lage sah, nur so schwache Mittel anzuwenden, bediente sich die Kaiserin aller Künste der Verführung und ließ zugleich die Drohung durchblicken, daß man nötigenfalls Gewalt brauchen werde.

Ernst Johann, der sich damals in Riga mit seiner ganzen Familie befand, erließ ein Manifest, das der russische Gesandte in Mitau, Herr v. Simolin, durch eine offizielle Note unterstützte, in der er den kurländischen Adel unter der Androhung des Unwillens seiner Kaiserin aufforderte, ihren legitimen Fürsten, dessen langes, unverdientes Unglück nur einen Titel mehr zu seinen Gunsten abgebe, anzuerkennen. Diese Note rief eine offene Spaltung hervor. Zwei Parteien bildeten sich. Man legte besondere Uniformen an und der Parteigeist hatte seinen Höhepunkt erreicht, als man in Mitau zwei Bataillone Infanterie einmarschieren sah, um die Ankunft Ernst Johanns zu unterstützen. Der Herzog Karl wurde in seinem Palais eingeschlossen, man bemächtigte sich der herzoglichen Kassen und setzte unter Androhung sehr strenger Strafen den Tag der Eidesleistung für Bieren an.

Es lag meinem Großvater, als Mitauschen Oberhauptmann, ob, den Adel seines Kreises zu konvozieren. Er schickte die Befehle Bierens zurück, ohne sie zu entsiegeln und als der russische Oberst-

leutnant Schröder ihm erklärte, er laufe Gefahr, für seinen Ungehorsam streng bestraft zu werden, antwortete dieser ehrwürdige Greis, indem er sein Käppchen vom Kopfe nahm: „Sie sehen meine weißen Haare; es ist mir einerlei, ob ich in Mitau oder Sibirien begraben werde. Erfüllen Sie, was Ihnen befohlen ist. Ich bin zu Allem bereit, nur nicht dazu, meinem legitimen Fürsten, dem Herzoge Karl, eidbrüchig zu werden."

Mein Vater erhielt in Warschau ähnliche Befehle. Er sandte sie ebenso unerbrochen zurück. Bei dieser Gelegenheit schrieb er dem Oberburggrafen von Offenberg eine scharfe Antwort, die später mit einem Memoire an den von Bieren als Herzog einberufenen Landtag gedruckt wurde.

Endlich gab der General-Gouverneur von Riga, Browne, dem Herzoge Karl zu wissen, er möge Kurland verlassen, wenn er sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen wolle, die man ihm nicht werde ersparen können. Dieser von Charakter stolze Fürst gab ihm eine würdige und energische Antwort und war entschlossen, allen Gefahren zu trotzen. Da ließ ihm der König August III. als sein Vater und Suzerain durch zwei Kuriere den Befehl zugehen, sich unverzüglich zu ihm zu begeben.

Man hatte uns wiederholt an seinen Hof geführt und obgleich wir Kinder waren, hätten wir unser Blut für einen Fürsten vergossen, den wir zu unserm Abgott gemacht hatten. Wir waren zugegen, als er von seinen Getreuen Abschied nahm. Wir sahen, wie ehrwürdige Greise, ausgezeichnete Offiziere und durch ihre Tapferkeit bekannte Edelleute zu Thränen gerührt waren und mit dem Ausdrucke der Zuneigung und Verzweiflung die Hand eines Fürsten küßten, den sie zu lieben nicht aufgehört hatten. Es war eine rührende und edle Szene, die ganz geeignet war, junge Herzen zu entflammen.

Der Prinz Karl reiste ab und kehrte nie wieder nach Kurland zurück. Rußland, das sein Vorgehen mit einigen legalen Formen bekleiden wollte, wandte sich nach Warschau an seine Kreaturen im Senate und Ministerium, um sie zu veranlassen, die dem Herzoge

Karl verliehene Investitur für ungesetzlich zu erklären. Dieser Schritt regte den König August III. in hohem Maße auf. Er zog sich nach Dresden zurück, um Zeit zu gewinnen. Nun erschien eine Menge Schriften für und wider. Mein Vater schrieb auch mehrere, die sich durch eine reine und energische Sprache und eine siegreiche Logik auszeichneten, denen man aber vielleicht zuviel Feuer und Heftigkeit in den Ausdrücken vorwerfen konnte.

Der König hatte meinem Vater eine Wohnung im Schlosse der Republik angewiesen, Hof-Equipage zur Disposition gestellt und eine Pension von 3000 Thalern verliehen. Als Se. Majestät ihm eine Staroſtei anbot, um ihn für den Verlust seines Amtes und seiner Domänengüter zu entschädigen, lehnte er diese Gnade aus vielleicht zu großem Zartgefühle ab.

So war die Lage der Dinge, als mein Vater, der voraussah, daß sich seine Geschäfte in die Länge ziehen würden, und der aus unsern Briefe ersah, wie geringe Fortschritte wir in Mitau machten, sich entschloß, uns nach Warschau kommen zu lassen, um unsere Erziehung, den steten Gegenstand seiner Fürsorge, hier selbst zu überwachen.

Wir unterbrechen hier die Memoiren, indem wir diesem Kapitel eine Darstellung folgen lassen, die sich die Aufgabe stellt, die Kämpfe um den kurländischen Herzogsstuhl vor dem Sturze Birons bis zu seiner Wiedereinsetzung zu schildern. Wenngleich der Verfasser der Memoiren nur als Kind einen Teil der dort erzählten Vorgänge mit erlebt hat, so haben sie doch auf die Gestaltung seines Lebens einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt, daß wir uns schon aus diesem Grunde für berechtigt gehalten haben, diese Darstellung hier einzureihen.

Der Herausgeber.

Die Kämpfe

um den

kurländischen Herzogsstuhl

von dem

Sturze Birons bis zu seiner Wiedereinsetzung

geschildert

an der Hand der Landtagsakten

von dem

Herausgeber.

Die Kämpfe

um den

kurländischen Herzogsstuhl

von dem

Sturze Birons bis zu seiner Wiedereinsetzung

geschildert

an der Hand der Landtagsakten

von dem

Herausgeber.

Der Sturz und die Verbannung Biron's nach Sibirien hatte in entsetzlicher Weise die Folgen der Abnormität zu Tage treten lassen, daß ein regierender Fürst beharrlich nicht nur außer Landes lebte, sondern auch im Dienste einer auswärtigen Macht stand, zumal einer Macht, die seit Peter dem Großen nicht aus den Augen verlor, Kurland in der einen oder andern Weise unter seine Botmäßigkeit zu bringen.*)

Wie man auch über die persönlichen Eigenschaften Ernst Johanns urteilen mag, man wird nicht verkennen können, daß er nur ein Herzog von Rußlands oder spezieller von Annas Gnaden und jetzt durch Rußlands Ungnade politisch vernichtet war. Durch seinen Sturz war Kurland nicht nur faktisch seines Fürsten beraubt, sondern die russische Regierung erklärte zugleich, daß Biron aufgehört habe, Herzog von Kurland zu sein, legte Beschlag auf sein Vermögen, nahm die fürstlichen Domänen in Sequester und ließ russische Truppen ins Land rücken. Der König von Polen begnügte sich damit, im Dezember 1740 den Oberräten ein Reskript zugehen zu lassen, in dem er, die Rechtsfrage über die fernere Stellung Ernst Johanns zu Kurland umgehend, nur auftrug „quatenus Regimen Ducatuum continuare non desistant, commissa sibi secundum Formulam Regiminis et Pacta Subjectionis munia exequantar. Archivis Literariis conservandis invigilent, omnique in talibus circumstantiis absentiae fieri solita — adimpleant."

*) Man wird das Nähere hierüber in der Abhandlung des Professors Bilbassow im Januar-Hefte 1895 der „Rußkaja Starina" finden.

Aber schon im Mai 1741 tauchte für Kurland die Gefahr der Inkorporation in Polen auf. Der Fürst-Primas hielt sich für berechtigt, von sich aus den Landhofmeister Sacken in einem Reskripte vor jeder Wahl eines neuen Herzogs zu warnen, indem er die Einverleibung in Polen in Aussicht stellte. Diese Warnung war also nicht dadurch motiviert, daß er Biron noch als den rechtmäßigen Herzog anerkannte. Im Gegenteile, indem er von der Inkorporation Kurlands sprach, nahm er implicite an, daß der kurländische Herzogsstuhl vakant geworden sei.

In dieser Zeit trat die kurländische Ritter- und Landschaft am 30. Juni 1741 zu einer Konferenz zusammen. Die Ober- und Regierungs-Räte hatten sich, „aus rühmlicher Sorgfalt bei dem gegenwärtig genugsam bekannten Stande des Vaterlandes" genötigt gesehen, die Ritter- und Landschaft zu einer Konferenz zu betagen, damit „in rechtliche Deliberation gezogen werden könnte, wie die fernere Erhaltung der Landes-Rechte, Freiheiten und Immunitäten der Gnadenhuld der königlichen Majestät empfohlen werden möchten."

Man ging damals offenbar ganz allgemein von der Anschauung aus, daß Ernst Johann Biron nicht mehr Herzog von Kurland und somit eine Bewerbung um den vakanten Herzogsstuhl zulässig und möglich sei. Als die Oberräte eben damit beschäftigt waren, der Konferenz über das königliche Reskript und die Manifestation des Fürst-Primas Vortrag zu halten, erschien, wie es im Diarium in humoristischer Weise lautet, „der Major v. Diesko, protestierte mündlich en faveur des Grafen Moritz von Sachsen, warf einige Papiere auf die Erde und entfernte sich auf das eilfertigste." Ernsthafter wurde eine andere Bewerbung behandelt. Der hochfürstlich braunschweigische Kammerjunker v. Kramm überreichte ein Schreiben des Herzogs Ludwig Ernst von Braunschweig-Lüneburg,*) in dem er

*) Er war ein Bruder des später so unglücklichen Herzogs Anton Ulrich, des Gemahls der Regentin Anna von Rußland, ferner der Gemahlin Friedrichs des Großen, Elisabeth Christine, des preußischen Feldmarschalls Ferdinand von Braunschweig und mehrerer anderer Geschwister. In der von Cohn herausgegebenen Stammtafel steht sonderbarer Weise notiert, daß Ludwig Ernst vom 27. Juni bis 6. Dezember 1741 Herzog von Kurland gewesen sei.

sich zum Herzoge von Kurland empfahl. In einem Schreiben teilt der russische Minister-Resident v. Buttlar mit, daß es zur allergnädigsten Teilnahme des Kaisers (d. h. der Regentin Anna) gereichen würde, wenn die Ritter- und Landschaft auf den Herzog Ludwig Ernst reflektieren wollte. Bald darauf traf der Herzog in Mitau ein, wo er beim russischen Geschäftsträger wohnte. Die Konferenz sendet zwei Herren zum Herzoge, um ihn zu fragen, wann Se. Durchlaucht die Aufwartung der Ritter- und Landschaft annehmen wolle, wobei der Geheimrat Keyserling diese Herren dem Herzoge vorstellte. Am Nachmittage begiebt sich dann der ganze Landtag zum Herzoge, wo nach der Vorstellung durch die zwei Kammerjunker v. Kramm und v. Schwarzkoppen eine Anrede (Harangue) und Erwiderung erfolgte. Der Landtag teilt dem Herzoge mit, daß die Ritter- und Landschaft, wenn der König damit einverstanden, einmütig für den Herzog sei. Man wählt darauf den Herrn v. Korff von Grünwalde, den derzeitigen Konferenz-Direktor, zum Landes-Delegierten an den König. In der ihm erteilten Instruktion wird des Herzogs Ernst Johann nicht Erwähnung gethan, vielmehr zuerst nur im Allgemeinen gebeten, die Ritter- und Landschaft bei ihren Libertäten und das Land bei der fürstlichen Regierungsform zu erhalten, und dann dem Könige die Bitte vorgetragen, dem Herzoge von Braunschweig das Lehn zu verleihen.

Die polnische Regierung zögerte auf die Eingabe und die Bemühungen des Landes-Delegierten, irgend eine positive Antwort zu erteilen, wahrscheinlich weil sie in Ungewißheit darüber war, ob die russische Regierung die Kandidatur des Herzogs von Braunschweig mit Energie aufrecht erhalten wolle. Mittlerweile erließ der König am 25. Oktober 1741 ein neues Reskript an die Oberräte, in dem er verordnete, daß die Oberräte die Regierung und Justiz im Namen des Königs ausüben sollten. In diesem Reskripte kommt der eigentümliche Passus vor, den wir bei Ziegenhorn vergeblich gesucht haben: „Autoritatem et nomen Illustrissimi Ducis in actis publicis supprimere convenit, quousque de causa ejus famae turpi aliqua nota inflictae cognoscatur.“ Also

nicht im Namen des abwesenden Herzogs, sondern dem des Königs soll die Regierung geführt werden. Der Delegierte v. Korff rät in einem seiner Berichte, man möge den Befehl des Königs, der infolge Andrängens des Fürst-Primas erlassen worden sei, nicht buchstäblich erfüllen, vielmehr beim Ausschreiben der Gerichte ꝛc. die Formel brauchen: „Auf hohen Befehl des Königs.“ Man sieht, daß die Befürchtung, die Anordnung des Königs sei nur eine einleitende Maßregel der Inkorporation, ziemlich allgemein verbreitet war. Je lebhafter diese Besorgnis waltete, um so mehr wünschte man in Kurland die Wiederbesetzung des Herzogsstuhls. Daß aber dieses Streben speziell auf Ernst Johann Biron gerichtet gewesen wäre, weisen die Landtagsakten durchaus nicht nach. Wenn in späterer Zeit die Manifestation von 1763 behauptet, man habe Biron stets als den einzig rechtmäßigen Herzog anerkannt, und wenn diese Manifestation in hyperbolischen Ausdrücken von dem Jubel und Frohlocken spricht, mit der der stets geliebte Durchlauchtigste Herzog Ernst Johann von seinem Volk bei seiner Rückkehr empfangen werde, so widersprechen die historischen Thatsachen solcher Darstell ng vollständig. Man darf nicht vergessen, daß die Ritterschaft schon vor der Investitur Birons mit ihm in heftige Fehde geraten war und daß die wenigen Jahre des ersten Abschnittes seiner Regierungs-Zeit unausgesetzte Kämpfe mit der Ritter- und Landschaft aufweisen.

Bekanntlich hatte sich die Situation am Petersburger Hofe plötzlich total geändert. Die Regentin Anna war gestürzt und Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, Kaiserin geworden. Daß damit die Kandidatur des Braunschweigers hinfällig geworden war, versteht sich von selbst. Als die Nachricht über diesen Umschwung nach Kurland gelangt war, schrieb der Oberhauptmann und Obereinnehmer v. d. Recke-Neuenburg dem Landes-Delegierten am 5. Februar 1742: „Es ist ein Ukas erschienen, daß Ernst Johann mit seiner Familie, zwei Brüdern und dem General Bismarck aus der Gefangenschaft nach Petersburg gebracht werden soll. (Er wurde bekanntlich nicht nach Petersburg, sondern nach Jaroslav gebracht.) Wenn wir den Herzog wieder erlangen könnten, so könnten wir

uns am glücklichsten schätzen. Denn seine Konnexionen", so motiviert der Briefschreiber seine Meinung, „brauchen uns nunmehr nicht sonderlich zu schrecken, noch weniger könnte uns seine Macht schaden." Am 23. Februar schreibt Herr v. d. Recke dem Delegierten, es sei dem Kammerherrn v. Buttlar von Petersburg aufgetragen worden, den Prinzen von Hessen-Homburg zum Herzoge vorzuschlagen. „Hieraus scheinen," schreibt er weiter, „schier alle Hoffnungen, die man sich, unsern wirklichen Fürsten wieder zu erhalten, gemacht hat, zu schwinden." Von diesem Prinzen ist nicht weiter die Rede, zumal die Oberräte bis zum Jahre 1743 keinen Landtag einzuberufen für gut gehalten hatten. Auf der brüderlichen Konferenz von 1744 wird bei der Beratung über die Instruktion, die den nach Grodno zu entsendenden Delegierten erteilt werden soll, auf Antrag des Konferenz-Direktors v. Mirbach darüber diskutiert, ob um die Wiederherstellung der fürstlichen Regierung „in General- oder Spezial-Terminis" zu bitten sei. Daß eine solche Wiederherstellung überhaupt gewünscht wurde, stand ganz außer Frage und es ist eine tendenziöse Darstellung, als habe die Mehrzahl der Ritter- und Landschaft die Wiederherstellung der fürstlichen Regierung im Allgemeinen zu verhindern gestrebt. —

Nachdem die Majorität der Versammlung beschlossen hatte, „laut Anweisung der königlichen Reskripte und dem Schreiben des Groß-Kanzlers, den König generaliter um eine fürstliche Regierung zu bitten," wird dem Direktor aufgetragen, die Instruktion zu entwerfen. Bei der Verhandlung über den dann vorgelegten Entwurf geben die Oberräte zu erkennen, daß sie eine spezielle Bitte um die Befreiung des Herzogs Ernst Johann wünschten. Indessen nimmt die große Mehrheit den Mirbachschen Entwurf an und nur zwölf Herren aus dem Mitauschen, einer aus dem Kandauschen und zwei aus dem Zabelnschen Kirchspiele verlangen ausdrücklich, daß die Bitte um die Befreiung des Herzogs Ernst Johann in die Instruktion aufgenommen werde. Trotzdem, daß die Oberräte anfänglich geäußert hatten, sie würden sich der Majorität „konformieren", erklärten sie nun nach dem Schlusse der Debatten und der Ab-

stimmung, sie trügen Bedenken, sich von ihrem Entschlusse zu entfernen und sähen sich genötigt, sich von der Ritter- und Landschaft zu trennen. Indem sie, wie das Diarium lautet, hiermit der ganzen Ritter- und Landschaft das Adieu sagten, entfernten sie sich mit der Minorität aus der Konferenzstube und konstituierten sich in der Gerichtsstube mit ihren Anhängern zu einem Neben-Landtage. Daß der Konferenz-Direktor v. Mirbach einen Antrag gestellt haben soll, der Landtag möge den Herzogsstuhl für erledigt erklären, wie Cruse und nach ihm Richter zu erzählen wissen, finde ich in den Landtags-Akten nicht. Nachdem der Oberhauptmann v. d. Howen und Herr v. Plater sich alle „nur ersinnliche Mühe" gegeben hatten, die Vereinigung mit der Partei der Oberräte wiederherzustellen, und alle diese Bemühungen mißlungen waren, wählte der Landtag die Herrn v. Mirbach und v. Plater zu Delegierten der Ritter- und Landschaft. Die Oberrats-Partei wählte unterdessen ihrerseits den Kanzler Fink v. Finkenstein und Herrn v. Diepelskirch zu Delegierten. Als der Landtag das erfuhr, erklärte er das Vorgehen und die Beschlüsse der Minoritäts-Partei für null und nichtig. Wir können in dem Verhalten der Minorität, deren leitende Persönlichkeiten der Landhofmeister v. Sacken und der Kanzler v. Finkenstein waren, nichts anderes als den Versuch eines Staatsstreichs erblicken, der um so tadelnswerter erscheint, als er von den Wächtern der Gesetze ausging und jenen langdauernden unheilvollen Zwist im Lande hervorrief, der das öffentliche Leben Kurlands für viele Jahre vergiftet hat. Trotz allen Versuchen, die Gegner durch Anschwärzungen und Verdächtigungen aller Art lahmzulegen, erlitten die Oberräte ein vollständiges Fiasko. Als der Fürst Czartorysski den Delegierten Mirbach und Plater vorwurfsvoll vorhielt, die brüderliche Konferenz habe ja von sich aus einen neuen Herzog wählen wollen, war es leicht, den wahren Sachverhalt nachzuweisen. Die Delegierten führten aus, daß das durchaus nicht der Fall gewesen, die Konferenz vielmehr nur dem Könige die Entscheidung habe überlassen wollen, der sich ja die Erkenntnis in der Sache des Herzogs Ernst Johann ausdrücklich vorbehalten habe. Grade die Herren Oberräte

hätten die Regierung im Namen des Herzogs niedergelegt, den Herzog Ernst Johann aus dem Kirchengebete wegzulassen angeordnet, in ihren eigenen Namen und mit ihren eigenen Privat-Petschaften regieren zu dürfen gemeint und seien nur deshalb plötzlich mit dem Verlangen hervorgetreten, speziell um die Wiederherstellung Ernst Johanns zu bitten, weil ihnen die Nachricht zugegangen sei oder weil sie vermutet hätten, der Herzog werde bald wiederkommen.

Der König ließ den Delegierten durch den Groß-Kanzler eröffnen, er wolle sich von ihnen nichts über den „unglücklichen Herzog" vortragen lassen und ihnen nur unter der Voraussetzung, daß solches nicht geschehe, Audienz gewähren. Uebrigens wünsche er, daß die beiden streitenden Parteien sich versöhnen mögen. Der Kanzler Finkenstein sah ein, daß er auf falschem Wege gewesen sei und entschloß sich, nachzugeben. Es wurde ein förmlicher, schriftlicher Vergleich unter den 4 Delegierten geschlossen und Finkenstein und Diepelskirch unterschrieben die Instruktion der brüderlichen Konferenz, worauf die Delegierten Mirbach und Plater feierliche Audienz beim Könige hatten.

Die Demütigung, die die Oberräte sich zugezogen hatten, wurde aber von ihnen nicht leicht verschmerzt. Bei erster Gelegenheit brach der Streit zwischen ihnen und der Ritter- und Landschaft wieder aus, besonders als im Jahre 1479 ein Schreiben des Landgrafen Friedrich Karl von Hessen-Homburg, eines Urenkels des Herzogs Jacob Kettler, in dem er sich für eine etwa bevorstehende neue Herzogs-Wahl empfahl, von den Oberräten nicht nur allein erbrochen, sondern auch ohne Zuziehung des Vertreters der Ritterschaft oder nur Mitteilung an ihn mit den Worten beantwortet worden war: „Es werde an keine neue Herzogs-Wahl gedacht und könne nicht gedacht werden." Wir übergehen die Details dieses erbitterten Streites, deren Erzählung nicht in den Rahmen dieser unserer Spezial-Darstellung hineingehört. Im Jahre 1752 war man endlich zu einem definitiven Friedensschlusse im Innern gekommen.

Auf dem Landtage von 1754 tauchte die Frage über die Wiederherstellung der herzoglichen Regierung wieder auf. Obgleich mehrere Kirchspiels-Deputierte erklärten, sie könnten nach ihren Instruktionen nur dafür stimmen, daß man sich generaliter um die Wiederherstellung bemühe, fand sich dieses Mal doch eine Majorität, die beschließt, einem Landes-Delegierten nach Warschau aufzutragen, sich mit allem Eifer und allen ersinnlichen Mitteln für die Befreiung des Herzogs Ernst Johann zu bemühen, und ein königliches Responsum zu erlangen angelegen sein zu lassen. Dem Landes-Delegierten Wilhelm Alexander Heyking gelingt es denn auch, ein solches Responsum zu erwirken, in dem es heißt: „Serenissimus Rex dominus noster clementissimus omnem ad hibebit operam pro restitutione Illustrissimi ducis-atque ulterioribus pro Illius restitutione devotionis officiis assertit.“ Als ob die Befreiung Ernst Johanns von dem Rußland gegenüber machtlosen Könige von Polen abgehangen hätte! Konnte aus dieser königlichen Antwort die Erlaubnis für die Ritterschaft gefolgert werden, ihre Bemühungen selbst an die entscheidende Macht, als an die russische Regierung, zu richten, so kam es nun darauf an, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen, Da stieß man aber sofort auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Der russische Minister-Resident in Mitau, v. Buttlar, gab in einem Memoire zu erwägen, daß man, wenn man von seiner kaiserlichen Regierung etwas zu erlangen wünsche, sich an ihn wenden könne. Die Delegation nach Petersburg werde nur unnötig viel Geld kosten. Die Oberräte meinten, die Person des erwählten Delegierten, Wilhelm Alexander Heyking, werde der russischen Regierung nicht genehm sein, ohne daß sie etwaige Gründe auch nur anzudeuten für nötig hielten.

Wenn diese Mission nach Petersburg vollständig mißlang, so liegt auf der Hand, daß der russischen Regierung kurz vor dem Ausbruche des großen Krieges, den man später den siebenjährigen genannt hat, durchaus inopportun erscheinen mußte, sich in Betreff Kurlands irgendwie auszusprechen. Sie mußte daran festhalten, sich in dieser Beziehung freie Hand zu wahren. Mit welchen Plänen sie sich in

Betreff Kurlands trug, ist später bekannt geworden. Nach vorläufigen Besprechungen mit dem österreichischen Botschafter in Petersburg, Grafen Esterhazy, über ein Bündnis gegen Preußen, wurde von der russischen Regierung (im April 1756) dem Grafen Esterhazy der Entwurf des Bündnisvertrages amtlich mitgeteilt, zu dem auch Sachsen und Schweden als Teilnehmer in Aussicht genommen waren. Nach diesem Entwurfe, dem die Erklärung beigefügt war, Rußland werde dem österreichisch-französischen Vertrage bereitwilligst beitreten, begehrte Rußland für sich Kurland und Semgallen, wofür dann Polen mit Ostpreußen entschädigt werden könnte. (Konf. Koser: König Friedrich der Große I. Band pag. 592.) Die Bemerkung Ziegenhorns bei Gelegenheit der Erzählung der Thatsache, daß Rußland die Absendung der kurländischen Landes-Delegierten abgelehnt habe, und die wörtlich lautet:

> „Es würde vielleicht damals Alles besser gegangen sein, wenn nicht die Landschaft wider den Rat der Regierung darauf bestanden hätte, daß der v. Heyking zu dieser Delegation genommen würde, ob er gleich am russischen Hofe nicht wohl angeschrieben war. Sie mußte aber nachgeben, weilen es sonst zur neuen Teilung gekommen wäre,"

muß uns heutigen Tages etwas naiv erscheinen. Wenn den Zeitgenossen auch das volle Verständnis dafür nicht aufgegangen zu sein scheint, daß Rußland längst beschlossen hatte, Kurland bei passender Gelegenheit für sich zu behalten, oder einstweilen wenigstens als Objekt für Entschädigungen oder Gegenleistungen zu behandeln, so dürfte doch von einem Schriftsteller, der sein Buch 1772 erscheinen ließ, die Erkenntnis erwartet werden, daß Rußland im Jahre 1755, also mitten in seinen Bündnis-Verhandlungen, überhaupt gar keinen Delegierten in Sachen der Wiederherstellung des Herzogs Ernst Johann zu empfangen guten Grund hatte. Cruse bezeichnet die Nichtannahme des Delegierten als „auffallend", während sie unseres Erachtens einfach selbstverständlich, wenigstens sehr erklärlich ist. Wenn nur die Person Heykings aus ziemlich unverständlichen Gründen der Stein des Anstoßes gewesen wäre, so hätte der russische Minister-

Resident v. Buttlar sich gewiß angelegen sein lassen, in dieser Beziehung Andeutungen zu machen. Nur die Oberräte sind es, die ihrem eifrigen Gegner aus der Konfliktszeit etwas am Zeuge zu flicken Gelegenheit nahmen.

Mittlerweile war der große europäische Krieg ausgebrochen und Kurland von russischen Truppen überschwemmt worden. Die Haupt-Produkte des Landes, Roggen, Gerste und Hafer durften nur für diese Truppen und zwar für niedrige von der russischen Generalität normierte Preise und gegen im Lande nicht gangbare Münze verkauft werden. Als man sich mit Vorstellungen und Bitten um Erhöhung dieser Preise an den in Riga stationierten kommandierenden General-Feldmarschall Grafen Apraxin wandte, wurde man mit Zorn und der Drohung, Gewalt anwenden zu wollen, abgewiesen. War es da nicht natürlich, daß Kurland mit Freuden die sich darbietende Gelegenheit ergriff, sich aus der bösen Lage, in der man sich befand, zu retten? Der Gang des Krieges hatte es mit sich gebracht, daß Rußland und Sachsen in immer engere Verbindung getreten waren. Die Eroberung Ostpreußens, ja sogar die erzwungene Huldigung, die Königsberg der Kaiserin Elisabeth geleistet hatte, mag die Kaiserin veranlaßt haben, ihre auf Kurland gerichteten Pläne einstweilen zurückzustellen, indem sie sich gewiß nicht verfehlt haben wird, daß Kurland ihr oder ihren Nachfolgern dereinst doch als reife Frucht in den Schoß fallen würde. So nahm sie nach einigem Zögern den Wunsch des Königs-Kurfürsten mit Bereitwilligkeit, ja sogar mit Eifer, auf, dem Sohne des Königs, dem Prinzen Karl von Sachsen, Kurland als Lehns-Herzogtum zuzuwenden. Ihre Politik kann meines Erachtens nur von dem Gesichtspunkte aus betrachtet werden, daß ihr Alles daran lag, die Allianz gegen den verhaßten König von Preußen immer enger zu schließen. Die nahe Verwandschaft des Prinzen mit dem österreichischen und französischen Hofe mag das Ihrige dazu beigetragen haben, sie zu der Anschauung zu bringen, durch die Installierung Karls in Kurland ihren Alliierten einen angenehmen Dienst zu erweisen. Wenn die Kaiserin Katharina II.

nach Bilbassows Darstellung die Zustimmung Rußlands zu der Erhebung Karls auf den kurländischen Herzogs-Stuhl einen politischen Fehler und, wie sie sich ausgedrückt haben soll, „eine uneigennützige Ungerechtigkeit" genannt hat, durch die der König nur zur Vernichtung der polnischen Freiheit gestärkt worden sei, während die „glückliche Anarchie" für Rußland doch weit günstiger gewesen, so darf man denn doch nicht ganz unberücksichtigt lassen, daß die Stellungnahme Katharinas zu dem großen Kriege gegen Friedrich den Großen auch schon damals, als sie nur erst Großfürstin war, eine durchaus andere gewesen ist, als die der Kaiserin Elisabeth. Nicht um die Gebote „göttlicher und natürlicher Gesetze" zu erfüllen, sondern weil sie das Interesse Rußlands durch Birons Wiederherstellung besser zu fördern meinte, hat sie später den Prinzen Karl bei Seite geschoben. Biron hat sie, wie wir durch Bilbassow erfahren, mit Befriedigung „meinen eigenen Herzog," d. h. einen Mann, der nach ihren Weisungen zu handeln habe, genannt.

Als der ordinäre Landtag im Juli 1758 versammelt war, erschien der polnische Kriegsrat Aloy in Mitau, besprach sich über die Kandidatur des Prinzen Karl mit den Oberräten und wurde darauf infolge der Anregung der Oberräte und in ihrer Begleitung auf dem Landtage empfangen. Hier überreichte er mit einer lateinischen Anrede ein Memoire des Groß-Kanzlers Grafen Malachowski, in dem auseinandergesetzt war, daß, nachdem der König sich wiederholt, aber immer vergeblich um die Befreiung des Herzogs Ernst Johann bemüht habe, nunmehr jede Hoffnung auf solche Befreiung geschwunden sei. Wenn, führte er weiter aus, es sich für Ew. Hochwohlgeboren nicht schicken will, expreß zu bitten, daß der König das Lehn für vakant erkläre, so könnten sie aber wohl zu erkennen geben, daß, falls das Lehn für vakant erklärt werden sollte, Sie darum bäten, der König wolle dann einen Prinzen aus seinem Hause und speziell den Prinzen Karl etablieren. Der Landbotenmarschall, wie auch der Kanzler sprechen darauf ihren Dank für die gütigen Gesinnungen des Groß-Kanzlers aus und der Landtag beschließt, wie er nach seiner Verfassung gar nicht anders konnte, Alles das den Kirchspielen

vorzutragen, damit sie die Deputierten in dieser wichtigen Sache instruieren könnten. So vertagte sich der Landtag bis zum 2. September. Daß der Landtag die Angelegenheit bis zur Rückkehr des Prinzen Karl aus Petersburg und weil er die Angelegenheit denn doch für recht bedenklich gefunden, verschoben habe, giebt der geschichtlichen Darstellung des Ganges der Ereignisse eine Färbung, die etwas willkürlich erscheint. Die Deputierten konnten und durften verfassungsmäßig über die Angelegenheit keinen Beschluß fassen und mußten sich bis zur Einholung neuer Kirchspiels-Instruktionen vertagen.

Als der Landtag im September 1758 wieder zusammentrat, erklärte der russische Geschäftsträger v. Simolin sowohl den Oberräten als einzelnen Deputierten, er habe noch heute Morgen von seiner Regierung Verhaltungsbefehle erhalten, nach denen er nur bemerken könne, daß es der Kaiserin zu ihrem besonderen Wohlgefallen gereichen würde, wenn der Prinz Karl in diesen Herzogtümern etabliert werden würde. Was den Herzog Ernst Johann beträfe, so verhindere die Staatsraison, daß er und seine Deszendenten jemals die Freiheit erhielten. Man möge die Sache beschleunigen, weil sonst dem Lande ein Herzog aufgedrungen werden könnte, ohne daß man irgend welche Garantieen vorher erhielte. Eine Delegation würde die Kaiserin jetzt gern empfangen.

Es werden nun auch dem Landtage zwei Projekte der Instruktion zur Beratung vorgelegt, die dem nach Warschau zu entsendenden Delegierten zu erteilen wäre. Das eine Projekt von den Oberräten, das andere aus der Mitte der Landbotenstube. Man nimmt endlich den von den Oberräten vorgeschlagenen Text an, um „Liebe und Einigkeit zu konservieren," wie es im Diarium heißt. Zehn Deputierte erklären indessen zu Protokoll, daß sie dem von der Ritter- und Landschaft entworfenen Text den Vorzug gegeben haben.

Beide diese Texte betonen, daß, ehe nicht das Lehn für vakant erklärt worden ist, die Stände nicht in der Lage sind, um die Investitur eines neuen Herrn zu bitten. Der Delegierte soll sich also angelegen sein lassen, den König und die Durchlauchtigste

Republik anzugehn, dahin zu wirken, daß „unser unglücklicher Herr“ zur Befreiung komme. Der angenommene Text ist in diesem Punkte nur ausführlicher und betont ausdrücklich, „daß der russische Ministerresident auf erhaltene spezielle Allerhöchste Instruktion und aus eigener Bewegnis, nämlich ohne daß das Land darum eine Anfrage gethan, erklärt habe, wie Ihro kaiserliche Majestät aller Reußen gerne sähen, wenn der Prinz Karl als Herzog von Kurland etabliert würde“ ꝛc. Falls das Lehn dieser Herzogtümer für vakant erklärt werden sollte, wird der Delegierte allerunterthänigst zu bitten haben, daß dem Prinzen Karl das Lehn verliehen werde. Was die Konfessionsfrage betrifft, so lautet der betreffende Passus in dem Instruktions-Entwurfe der Landbotenstube wie folgt:

„Sr. Majestät väterlichen Sorgfalt für die Beibehaltung dieser Herzogtümer Geist, weltliche Gerechtsame und Augsburgische Konfession nicht nur empfehlen, sondern auch alsdann der Landes-Stände Zuneigung für des Prinzen Karl königliche Hoheit bekennen,“ worauf ein neuer Instruktions-Punkt folgt, der verlangt, daß vorher mit dem Prinzen ein Paktum errichtet werde, durch das dem Lande tam in ecclesiasticis quam in politicis Sicherheit geboten werde.

Der angenommene Punkt der Instruktion lautet wörtlich mit Weglassung der entbehrlichen Phrasen:

> „Wir würden solchen Falls für unsere allergrößte Glückseligkeit schätzen, wenn der Prinz Carl sich zu der Augsburgischen Konfession bekennen und uns also in den Stand setzen würde, allerunterthänigst zu bitten, daß Höchstdemselben die Herzogtümer zu Lehn verliehen würden,“ und

ein fernerer Punkt lautet:

> „Da nach unsern Subjektions-Paktis, den erhaltenen cautionibus religionis und andern mehreren Urkunden nicht zu bezweifeln ist, daß diesen Herzogtümern eine solche teutsche Obrigkeit, wie sie gehabt, nämlich die der Augsburgischen Konfession zugethan gewesen, alle Wege zu lassen und darinnen keine Veränderung zu machen sei, so hat unser Delegierter dieses unabläßig zu insinuieren und zu

erkennen zu geben, wie wir der Hoffnung leben, daß Ihre königl. Majestät und die Durchl. Republik diese dem Lande gegebenen heiligsten Versicherungen allergnädigst beherzigen und uns bei unserer teutschen Obrigkeit, nämlich einem Fürsten, der sich zur Augsburgischen Konfession bekennet, verbleiben lassen würde."

Man sieht, daß die Aufgabe, die den Landes-Delegierten durch diese Instruktion gestellt wurde, eine überaus schwierige war. Wenn man die Absicht hatte, den Uebertritt des Prinzen Karl zur Augsburgischen Konfession als conditio sine qua non hinzustellen, so konnte man in den vorhergehenden Punkten nicht um die Verleihung des Lehns an den Prinzen bitten, ja man hätte besser gethan, allerunterthänigst, aber klar und präzis zu erklären, daß man einen katholischen Herzog nicht zum Herzog annehmen könne.

Der russische Minister-Resident sprach seine große Unzufriedenheit mit dem Texte dieser Instruktion aus, die dem Prinzen so viele Schwierigkeiten in den Weg lege. Sie werde nicht nur den Prinzen, sondern auch den König und die Kaiserin aufbringen. Letztere beide hätten sich geeinigt; was sollten nun alle diese Weitläufigkeiten? Seiner Zeit hätte die Ritterschaft dem Herzoge Ludwig Ernst von Braunschweig durchaus nicht so viel Schwierigkeiten gemacht. Es will uns scheinen, daß die Unzufriedenheit des russischen Minister-Residenten sich besonders auf den Punkt bezog, der von der Unzulässigkeit einer neuen Herzogswahl vor der Vakanz-Erklärung des Lehns handelt. Dafür spricht der Hinweis auf den Vorgang in Betreff des Herzogs von Braunschweig, bei dem ja die Konfessionsfrage ausgeschlossen war.

Als der erwählte Landes-Delegierte v. Schöppingk auf Islitz in Warschau das Projekt seiner Anrede, in der „feudo non vacante" des Prinzen Karl noch nicht Erwähnung gethan war, dem Großkanzler vorlegte, lehnte der Graf Malachowski die Annahme einer solchen Anrede entschieden ab. Dabei wies er den Delegierten auf den Text seiner Instruktion selbst hin, in der ja für den Fall, daß der Herzog Ernst Johann nicht restituiert werden könnte, ausdrücklich

von dem Prinzen Karl gesprochen werde. Nach langem Kampfe entschloß sich Schöppingk, in seiner Anrede die Wendung zu brauchen „eo casu, si feudum vacans declaretur.“ Auch brachte er die Phrase hinein: „tenore instructionum mearum“ und überreichte, um keinen Zweifel über den Inhalt dieser Instruktion aufkommen zu lassen, die Instruktion selbst. Was die Konfession des Herzogs anlange, hatte der Großkanzler erklärt, so sei in keinem Gesetze, keinem Paktum, auch nicht in der formula regiminis, darüber irgend eine Bestimmung zu finden. Die unverletzliche Erhaltung der Augsburgischen Konfession sei dagegen allerdings in den Subjektions-Pakten vorgesehen und Niemand, gewiß nicht der Prinz Karl, wolle dieser Konfession irgendwie zu nahe treten ꝛc. Als die Nachricht über diese Verhandlungen und die stattgehabte Anrede des Landes-Delegierten nach Kurland gelangte, hielten die Oberräte für geeignet, dem Groß-Kanzler mitzuteilen, der Delegierte v. Schöppingk habe gegen seine Instruktion gehandelt. In diesem Schreiben soll*) der Passus vorgekommen sein:

„Conjuramus Sacram Regiam Majestatem et Ministros status, ne statibus Curlandiae et Semigalliae contra Pacta subjectionis et nobis invitis Romano-Catholicus Princeps obtrudetur.“

Wir müssen gestehen, daß wir eine so entschiedene Sprache in einem Stadium, wo sie einen praktischen Erfolg kaum mehr haben konnte, mit den gewundenen Phrasen der Instruktion nicht in Einklang zu bringen vermögen.

Am 16. November 1758 erklärte der König nun auf Grund eines fast einstimmig erfolgten Senatus consilium das Lehn Kurland und Semgallen für vakant und verlieh dem Prinzen Karl ein Provisional-Investitur-Diplom. In dem Dokumente wird ausgeführt, der Herzog Ernst Johann habe die ihm bei seiner Belehnung gestellte Bedingunge die herzoglichen Tafelgüter (d. h. die Domänen) von Schulden zu befreien, nicht erfüllt, sei immer außer Landes gewesen, habe sein

*) Daß wirklich dieser Passus in dem Schreiben der Oberräte enthalten gewesen sei, habe ich aktenmäßig nicht konstatieren können.

Stellung als russischer Staats-Minister nicht aufgegeben, und es sei die völlige Unmöglichkeit konstatiert worden, den Herzog jemals zu restituieren. Der Prinz Karl aber, der sich nun bereits Herzog von Kurland nennt, verheißt nicht nur, daß die Subjektions-Pakten und die Formula regiminis in voller Kraft bleiben sollen, sondern teilt zugleich mit, daß ein Bevollmächtigter in Mitau erscheinen werde, um mit der brüderlichen Konferenz Pacta conventa zu errichten.

Der Großkanzler Graf Malachowski fand sich außerdem veranlaßt, ein Schreiben vom 15. November an die kurländische Ritter- und Landschaft zu erlassen, in dem er in scharfen Ausdrücken (z. B. „Die Oberräte haben sich nicht entblödet") das Verfahren und die Anklage gegen den Delegierten v. Schöppingk rügt.

Die brüderliche Konferenz tritt auf spezielle Berufung der Oberräte am 5. Dezember 1758 zusammen und es beginnen nun mit dem Bevollmächtigten des Herzogs Karl, dem Geheimrat v. Mirbach, Staroſten v. Polangen und dem Kriegsrate Aloy die Verhandlungen über das zu errichtende Paktum. Der russische Minister-Resident erläßt eine Note an die versammelten Stände, in der er die Ausreichung des Provisional-Diploms an den Prinzen Karl als eine Wirkung der Allerhöchsten Rekommandation seiner Kaiserin en faveur des Prinzen bezeichnet, die Zufriedenheit der Kaiserin mit der jetzt versammelten brüderlichen Konferenz kundgiebt und den Wunsch ausspricht, man möge bei den zu schließenden Pakten Sr. Königlichen Hoheit nichts anmuten, wodurch der Dignität desselben zu nahe getreten werden möchte.

Ehe man noch mit den Verhandlungen über das Paktum zum Abschlusse gelangt war, veranlassen die Oberräte ein Votum des Landtages über das Verhalten des Landes-Delegierten v. Schöppingk in Warschau. Als dieses Votum dahin ausfällt, der Delegierte habe nicht vollkommen nach den Instruktionen gehandelt und als der Landtag den Oberräten seinen Dank ausspricht, verwahrt sich Schöppingk gegen dieses Votum, indem er betont, die Kirchspiele hätten weder seine Relation noch das Schreiben des Großkanzlers gekannt. Wilhelm Alexander Heyking, Roenne-Puhren (für die Kirchspiele Bauske und

Eckau) und die Kirchspiele Baldohn, Neuguth und Windau unterstützen den Herrn v. Schöppingk und erklären, daß nach ihrer Meinung der Landes-Delegierte ungehört vom Lande verurteilt worden sei. Wie dem auch sei, der schwere Vorwurf, der in der späteren Manifestation von 1763 gegen Schöppingk vorkommt, er habe eine Treulosigkeit begangen, erscheint als eine arge Uebertreibung. Wie wenig die Ritterschaft ihm ihre Achtung entzogen hatte, beweist die Thatsache, daß der Landtag von 1759, als man mit dem Herzoge über die Reversalion unterhandelt, die Herren v. Schöppingk und Dietrich Ernst v. Heyking per Estafetten dringend bittet, auf dem Landtage zu erscheinen, um als Vermittler mit dem Herzoge zu wirken.

Nach eifrigen und emsigen Arbeiten kam man am 16. Dezember 1758 endlich zum Abschlusse des Paktums. Ehe wir den Inhalt dieses Vertrages etwas näher betrachten, erwähnen wir, daß der Herzog Karl in seinem offenen Briefe d. d. 26. November den Herrn Eberhard Christoph Freiherrn von Mirbach als seinen Bevollmächtigten legitimiert und dabei am Schlusse den Satz verlautbart hatte:

> „Und versprechen Wir Alles dasjenige, was Unser Bevollmächtigter mit dem Adel in Kraft dieser Unserer Vollmacht verschreiben und errichten wird, für fest, genehm und unverbrüchlich zu halten, jederzeit übernehmen und annehmen zu wollen."

Die Ritter- und Landschaft verlangte indessen doch eine nachträgliche Ratifikation des Paktums durch den Herzog und entsendete zur Erlangung derselben die Delegierten Wilhelm Alexander Heyking und v. Korff auf Rossiten nach Warschau.

Der wesentliche Inhalt des Paktums ist folgender:

A. In konfessioneller Hinsicht.

1. Es soll volle Religions-Freiheit nach der Augsburgischen Konfession herrschen.
2. Im Konsistorialgerichte, das aus Ober-Räten und Räten Augsb. Konfession, dem Superintendenten, den Pröpsten

besteht, soll der Kanzler das Präsidium haben. Dasselbe soll inappellabel entscheiden.

3. Es sollen keine röm. kath. Kirchen, sacella sive Oratoria erbaut werden.
4. Die Prediger und Kirchen-Diener Augsb. Konfession sollen bei ihren Einnahmen, Salariis und Widmen erhalten werden.
5. Das dem Herzoge zustehende jus patronatus sive compatronatus soll von den Oberräten ausgeübt werden.
6. Den Bekennern reformierter Konfession wird freie Religions-Uebung zugesagt.
7. Alle Offizianten, Kirchen-Visitatoren und Kirchenvorsteher ꝛc. sollen Augsb. Konfession sein, und für den Fall der Veränderung ihrer Konfession ihrem Officio sofort resignieren.
8. Die fürstlichen Aemter sollen nicht an Geistliche vergeben werden.
9. Hinsichtlich der Patres Societatis Jesu, die sich hier „wider die öffentlichen Verschreibungen" eingefunden haben, soll auf dem ersten Landtage vor der Huldigung befunden werden.
10. In Zukunft sollen keine unbekannte geistliche Kollegia, Orden oder Sozietäten hier introduziert werden.
11. In den Grenzen der Herzogtümer soll kein sedes episcopalis jemals errichtet werden.
12. Sollte der Herzog im Schlosse zu Mitau eine katholische Kapelle einrichten wollen, so soll sie wieder sofort eingehn, sobald eine der Augsb. Konfession zugethane Herrschaft in der Regierung folgen würde.
13. Eine Kirche soll sich nie ein jus asyli anmaßen.
14. Röm. kathol. Geistliche sollen außer ihrer Kirche keine öffentlichen Prozessionen halten.

Es ist somit in diesem von dem ganzen Landtage ebenso wie von den Oberräten unterschriebenen Paktum nicht weiter davon die Rede, daß der Herzog zur Augsb. Konfession übertreten solle, auch

nicht, daß seine zukünftige Gemahlin dieser Konfession anzugehören habe, endlich auch nicht, daß seine etwaige Deszendenz in dieser Konfession erzogen werde. Das sind alles nur Desiderata, die dem Herzoge nebenbei zur Kenntnis gebracht werden sollen.

B. In Beziehung auf das öffentliche Recht.

Der Herzog verspricht, die Ritter- und Landschaft nicht nur bei allen ihren Privilegien, Immunitäten und Prärogativen zu schützen, sondern auch die Pacta subjectionis, Formula Regiminis, Commissorialische Decisionen und Statuta, und auch alles was durch landtägliche Schlüsse und andere Instrumenta publica, die zur Zeit der Anwesenheit der vorigen Herzöge zu Stande gekommen, nicht minder in Abwesenheit der Herzöge auf Landtagen nomine Principis et Sacrae Regiae majestatis abgemacht ist, zu handhaben.

C. In Beziehung auf den Güterbesitz.

Der Herzog bestätigt die Ritter- und Landschaft im Besitze aller ihrer jetzigen Güter. Die Pfandbesitzer sollen vor Bezahlung der Pfandsumme in ihrem Besitze nicht gestört werden.

Wenn die Ritter- und Landschaft allen Prätensionen der Reluition der von den frühern Herzögen erkauften adeligen Güter feierlich entsagen sollte, so wird der Herzog seinerseits die expirierten fürstlichen Lehen, die als Pfandgüter in des Adels Händen sich befinden, als adelige Güter in deren Besitz lassen.

Der Herzog wird endlich in Zukunft keine adeligen Güter mehr kaufen.

D. In Beziehung auf die Benutzung der fürstlichen Güter (d. h. Domänen).

Der Herzog wird diese Güter nur wirklichen Indigenis pfands-, arrende- oder amtsweise vergeben. Der in ausländischen Diensten stehende kurländische Adel soll aber, so lange er in solchen Diensten sich befindet, davon ausgeschlossen sein.

E. In Beziehung auf das Verhältnis zu auswärtigen Mächten.

Der Herzog wird sich an keiner auswärtigen Puissance engagieren. Bei dem bevorstehenden allgemeinen Friedens-Kongresse verspricht der Herzog, sich um die Garantie der paziszierenden Mächte für Kurlands Sicherheit in geistlichen und weltlichen Dingen zu bemühen und dazu noch vor der Eröffnung solchen Kongresses einen Landtag auszuschreiben.

Daß der Bevollmächtigte des Herzogs geäußert haben soll, er zweifele, daß der Herzog alle diese Punkte bestätigen werde, ist aus den Landtags-Akten nicht zu ersehen. Woher unsere Historiker diese Notiz haben, ist mir unbekannt geblieben. Jedenfalls fand nach der allseitigen Unterschrift des Paktums ein feierlicher Gottesdienst mit Kantaten, Trompeten-Blasen und einem Tedeum in der Trinitatis-Kirche statt; Kanonen wurden gelöst; Geheimrat Mirbach gab ein großes Traktament an zwei großen Tafeln und abends war die ganze Stadt illuminiert.

Am 30. Dezember 1758 treffen die beiden Delegierten Korff und Heyking in Warschau ein, erhalten Audienz beim Könige, beim Herzoge aber nicht, weil er ernstlich erkrankt war. Diese Krankheit ist auch die Ursache, daß die auf den 3. Januar 59 bestimmte feierliche Belehnung erst am 8. Januar stattfindet. Da Heyking ebenfalls krank geworden war, sind an diesem Tage bei der Belehnung nur der Delegierte Korff und der Kanzler Otto Christopher Howen zugegen. Wenige Tage nach der Investitur empfängt der Herzog die Landes-Delegierten, bei welcher Gelegenheit der mittlerweile genesene Delegierte Heyking die Anrede hält.

In Betreff der Pakten erheben sich nun von allen Seiten Schwierigkeiten. Der russische Minister in Warschau erklärt, sein Hof erhebe entschiedenen Widerspruch wider 3 Punkte des Paktums und zwar:

1. in Betreff der in Aussicht genommenen Garantie fremder Mächte.

2. in Betreff der Bestimmung, daß Kurländer, die in auswärtigen Diensten stehen, von der Verleihung der Domänen ausgeschlossen sein sollen und
3. in Betreff der Stipulation, daß der Herzog sich in kein Engagement mit einer fremden Puissance einlassen dürfe, „woran sich hauptsächlich das Negotium wegen Hebung des Sequesters accrochieren müßte, imdem solche Negoce die Einwilligung und Mitbearbeitung des Adels auf keine Art litte."

Bei der Verhandlung mit den Delegierten betonte der Herzog, er solle durch das Paktum mehr beschränkt werden, als es die Herzöge Kettlerschen Hauses je gewesen seien. Was die Religion beträfe, so habe er ja bereits heilig versichert, daß er gar keine Abänderung in ecclesiasticis beabsichtige. Das Paktum aber, wie es gefaßt ist, könne er nicht gutheißen.

Auch der Premier-Minister (Graf Brühl) erklärt, das Paktum sei, wie es ist, unannehmbar.

Die Landes-Delegierten beklagen sich darüber, daß ihre Wirksamkeit und ihre Bemühungen außerdem dadurch besonders erschwert und durchkreuzt worden seien, daß der Geheimrat Dietrich Keyserling, der sich in keiner offiziellen Stellung in Warschau aufgehalten, dem Herzoge geraten habe, die Unterschrift des Paktums zu verweigern, an Stelle dessen aber Reversalien zu erlassen. Er soll, nach der Relation der Delegierten, sogar ein Memoire unter dem Titel: „Unvorgreifliche Gedanken über die Pakta" dem Herzoge überreicht haben. Die Delegierten beklagen sich bitter über ein derartiges Verfahren einer Privatperson, „die unter der Hand ihre Meinung verbreitet, ohne irgendwie responsabel zu sein und nur Mißtrauen zwischen dem Herzoge und dem Lande säet." Wenn Geheimrat Keyserling den Delegierten angeraten habe, sie mögen sich mit einer Assekuration des Herzogs zufrieden geben, so involvire das die Zumutung, daß sie gegen ihre Instruktion handeln mögen.*)

*) Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf die Differenz näher eingehen wollten, die sich zwischen Keyserling und den Delegierten hier entwickelt und einen Antagonismus hervorgerufen hat, der noch in späteren Jahren zu Tage tritt.

Auf dringendes Ansuchen der Delegierten erklärt sich endlich der Herzog bereit, das Paktum zu unterschreiben, jedoch nur mit einem Vorbehalte, namentlich im Hinblick auf die positiven Erklärungen des russischen Hofes. Dies geschieht denn am 12. Februar 1759. Der Wortlaut der Erklärung des Herzogs unter dem Paktum ist nach Weglassung der unwichtigen Phrasen:

„Vorstehende Punkte sind Uns von unsrem Bevollmächtigten Geheimrat Mirbach vorgelegt worden. Wir haben daraus mit Vergnügen und gnädiger Zufriedenheit die Bereitwilligkeit und das gute Zutrauen der getreuen Stände gegen Uns abgenommen. Als geloben Wir, daß Wir an dem gegenwärtigen Statu der Herzogtümer, wie solcher in den Pactis subjectionis, der Formula regiminis und dem mit Unsern Vorfahren Gegründeten, weder in ecclesiasticis noch politicis, einige Neuerung und Abänderung weder Selbst verhängen, noch durch Andere verhängen lassen, hiernächst auch Unsere Ritter- und Landschaft und jedes Mitglied derselben insonderheit nach Maßgabe der alten Verträge bei ihren Ehren, Würden, Rechten, Freiheiten, Privilegien und Immunitäten sowohl als dem Besitz ihres wohlerworbenen und rechtsbeständigen Eigentums, ihren Pfandgütern bis zur Wiederzahlung der vorgeschossenen Summe und sämtlichen ihren Gerechtsamen und Vorzügen künftiglich schätzen und handhaben, auch demwider allenthalben niemals etwas thun noch handeln wollen.

Da aber hierüber und außer diesen in oberwähntem von Unserm Bevollmächtigten verhandelten Punkten verschiedene noch niemals von einigen Unserer Vorfahren anverlangte noch eingegangene Neuerungen mit eingeflossen, als unter Anderm insbesondere und namentlich, daß von Vergebung Unserer fürstlichen Aemter und Güter, es sei nun Pachts-, Arrende- oder Amtsweise der in ausländischen Diensten, Eid und Pflicht stehende kurländische Adel, so lange er sich in solchen Diensten befindet, gänzlich ausgeschlossen sein

solle, ferner daß Wir Selbst von Unserer Person in keiner auswärtigen Puissance Diensten Uns engagieren sollen und endlich, daß Wir bei künftigem allgemeinem Friedensschlusse die Sicherheit Unserer Herzogtümer sowohl im Geist- als Weltlichen, und daß solche von allen paciscierenden Mächten garantiert werden möge, mit Unserer getreuen Landschaft zu besorgeu und deshalb auch vor Eröffnung des Kongresses einen Landtag auszuschreiben hätten.

Welche Punkte insgesamt zwar von Unserm Bevollmächtigten in Eile und unter dem Vorwande, um nicht die Unterhandlung abzubrechen, jedoch wider den klaren Inhalt der von Uns ihm erteilten, lediglich auf die alten Pacta und Landesverfassung sich beziehende Vollmacht angenommen worden sind, von Uns hingegen niemals um deswillen ratifiziert werden können noch mögen, weil sie teils Unserer eigenen Würde und Autorität zuwiderlaufen, teils bei benachbarten hohen Mächten ein für das wahre Interesse Unserer Herzogtümer höchst nachteiliges Mißbelieben erwecken, teils aber auch die von Ihrer Königlichen Majestät in Polen — auszubringenden Konfirmation nach den Gesetzen der Republik Polen unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen, so fassen Wir um dieser Ursachen willen zu Unseren getreuen Ständen im Voraus das zuversichtliche Vertrauen, sie werden ihrer guten Einsicht nach bei reiflicher Erwägung der hierbei einschlagenden Bedenklichkeiten von selbst die hierüber vorwaltende pure Unmöglichkeit erkennen und nach ihrer zu Uns tragenden Liebe — von Uns ein Mehreres als von Unsern Vorfahren keineswegs anverlangen.

Wir mögen denselben anbei nicht verhalten, daß dazwischen dem Russischen Reiche und Unsern Herzogtümern sowohl wegen der Nachbarschaft, als wegeu der Umstände voriger Zeit viel und mancherlei Prätensiones obwalten, deren unverzügliche Ausmachung selbst wegen des künftigen

Wohlstandes und Sicherheit der Herzogtümer erforderlich ist, dieserhalb die unumgängliche Notwendigkeit erfordern, daß Uns die gänzliche und vollkommene Freiheit verbleiben müsse, mit dem Russischen Hofe solche Handlungen einzugehn und darüber solchergestaltige bündige Akten und Urkunden fortzusetzen und abzuschließen, als der Sache gemäß sein wird, zumalen Uns von besagtem kaiserlichen Hofe bereits zu erkennen gegeben worden, wie daß widrigenfalls die Wiederherausgebung der sequestrierten Aemter nicht erfolgen werde.

Uebrigens wird von Uns aber die sonst noch hin und wieder zu beständiger Verbannung alles Mißverständnisses zwischen Uns und Unserer getreuen Ritter- und Landschaft nöthigen Erläuterungen, Uns bei der nächst vor der Uns abzulegenden Huldigung auszuschreibenden Landesversammlung mit der Ritter- und Landschaft von Grund aus auszuvernehmen und sodann auch sie durch anderweitige bündige Reversalia völlig sicherzustellen, um so mehr vorbehalten, als wir eben hierdurch zugleich die füglichste Gelegenheit bekommen werden, demjenigen, was der § 6 obigen verabhandelten Pacti wegen der von einem und andern der damals abwesend gewesenen Stände annoch nachzubringenden Bitten vermögen ein Genüge zu leisten, mithin überall mit ihnen ein endliches und schließliches Abkommen zu treffen.

Urkundlich haben Wir diese Unsere Zusage und Erklärung zu obigen Pactis eigenhändig unterschrieben und mit Unserm herzoglichen Insiegel bestätigt."

Am 29. März 1759 traf Herzog Karl in Mitau ein. Bald darauf begab er sich nach Petersburg, wo er von der Kaiserin am 27. Juli die Aufhebung des Sequesters und die Entsagung aller Ansprüche der russischen Krone auf kurländische Pfand- und Wittums-Gelder und sonstiger Forderungen erlangte. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Sequester 18 Jahre gedauert hatte und die Revenuen der Domänen nach Abzug der Summen, die für den

notdürftigen Unterhalt der Maschine des kleinen Staates unerläßlich notwendig waren, regelmäßig zur Abtragung der angeblichen Schulden Birons an den russischen Staat abgesandt wurden, so wird man ungefähr veranschlagen können, welche Summe allmählich aus dem Lande gezogen worden war. Das Land konnte jetzt aufatmen und dem Herzoge oder der Gunst der Kaiserin dankbar sein.

Am 16. August 1759 trat der Landtag, vom Herzoge berufen, zusammen, um nun an die Verständigung mit dem Herzoge über die „Reversalien" noch vor der Huldigung zu gehen. Leider trat von vorn herein dadurch, daß der Herzog den bisherigen Advokaten Ziegenhorn zum Regierungsrate ernannt hatte und durchaus verlangte, daß der Landtag Ziegenhorn in seinem Namen bei sich empfange, eine Verstimmung ein, die von Landtag zu Landtag immer größere Dimensionen annahm. Es gehört nicht zu den Aufgaben, die ich mir in dieser meiner Darstellung gestellt habe, den Fall Ziegenhorn hier zu untersuchen und vom rechtlichen Standpunkte näher zu beleuchten. Ob die heftige Opposition gegen den Herzog nicht vielleicht aus dem Umstande Nahrung gezogen hat, daß man erfahren hatte, wie sehr der Großfürst und zukünftige Kaiser Peter III. gegen die Installierung des Prinzen Karl zum Herzoge von Kurland gesinnt sei, und daß bei der schwankenden Gesundheit der Kaiserin Elisabeth ein baldiger Thronwechsel in Rußland in Aussicht stand, und dadurch vielleicht auch ein Umschwung der Verhältnisse in Rußland eintreten könne, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Nachdem die Landes-Delegierten über ihre Mission Bericht erstattet und für ihre Bemühungen einen Dank votiert erhalten hatten, wurde der Entwurf der Reversalien vorgelegt. Mit Bewilligung des Herzogs vertagte sich darauf der Landtag bis zum 1. Oktober, um den erwähnten Entwurf den Kirchspielen vorzutragen und von diesen Instruktionen einzuholen.

Als der Landtag wieder zusammengetreten war, übergab er den Oberräten einen Entwurf der Reversalien, wie er ihn wünsche. In peinlichster Ungewißheit wartete der Landtag auf die Entschließung des Herzogs mehrere Tage. Da erschienen endlich am 17. Oktober

die Oberräte auf dem Landtage und überbrachten auf besonderen Befehl des Herzogs das bereits „formaliter ac plenarie“ angefertigte Projekt zu neuen Reversalien mit der Bemerkung, der Herzog empfehle dieses Projekt nicht nur bestens, sondern lasse auch auf das gewisseste versichern, es wäre nunmehr das Ultimatum. Der Herzog könne nach seinem Gewissen nicht mehr akkordieren; es habe bei der nicht abzuändernden Entschließung sein Bewenden. Uebrigens könne der Herzog schon um deswillen nicht mehr zugestehen, weil er bestimmt wisse, Se. königliche Majestät und die durchlauchtigste Republik würden es nicht bestätigen. Der Herzog wäre daher der Meinung, die Ritter- und Landschaft werde es nicht ad extrema kommen lassen.

Diese Erklärung konnte, wie es im Diarium heißt, nichts anders als eine schmerzliche Befremdung verursachen, da sie der Grundverfassung eines freien Staates zuwiderliefe. Im Diarium des folgenden Tages ist von dem „so schmerzhaften Vorfalle“ die Rede, der „in die größte Verlegenheit versetzt habe“ und von dem so „harten Vortrage“.

In der That die Ritter- und Landschaft war vor die Alternative gestellt, nachzugeben oder es zum Bruche kommen zu lassen.

Untersuchen wir, worin die wesentlichsten Differenz-Punkte bestanden, so finden wir Folgendes:

1. Die Ritter- und Landschaft will, der Herzog solle keine katholischen Kirchen, sacella sive Orataria irgend wo mehr erbauen lassen, als jetzt vorhanden sind, noch gestatten, daß es von Jemand geschehe.

   Der Herzog will einen solchen Punkt nicht aufnehmen.

2. Die Ritter- und Landschaft verlangt die Bestimmung, der Herzog solle verhüten, daß kein sedes episcopalis und eine Diözese dem Bischofe von Livland wider die Pacta subjectionis jemals verstattet werde.

   Der Herzog will in dieser Beziehung folgenden Punkt zugestehen:

„Der Herzog wird verhüten, daß ein sedes episcopalis errichtet werde und ob zwar dem Bischofe von Livland die Inspektion in vitam, doctrinam et mores ministrorum ecclesiae Romano-Catholicae gebühret, wird der Herzog keine weitere Extension gestatten."

3. Den schon oben erwähnten Punkt über das eventuelle Eingehen der im Mitauschen Schlosse etwa zu errichtenden kathol. Kapelle, sobald ein Herzog Augsburgischer Konfession in der Regierung folgen sollte, will der Herzog überhaupt nicht aufnehmen.
4. Dem Punkte über das Verbot öffentlicher Prozessionen der katholischen Geistlichkeiten will der Herzog den Satz hinzufügen: „Den katholischen Geistlichen bleiben indessen öffentliche Beerdigungen erlaubt."
5. Die Ritter- und Landschaft verlangt die Bestimmung, daß die fürstlichen Aemter und Güter pfands-, arrende- und amtsweise an keine andere, als Einheimische von Adel vergeben werden sollen. Der Herzog will dagegen nur den Satz zugestehn:

   Der Herzog wird die fürstlichen Aemter und Güter vorzüglich an Einheimische von Adel nach seinem Gefallen vergeben, sich aber nicht gänzlich gebunden erachten, auch andere hierin zu begnadigen.

6. Die Ritter- und Landschaft verlangt den Satz:

   Alle Landes-Digitäten und Officia wird der Herzog nur Einheimischen von Adel konferieren. Die fürstlichen Ratsstellen sollen nur Indigenae erhalten. Wenn der Herzog in Ermangelung qualifizierter Personen aus dem Adels-Stande gedrungen wäre, ex statu civico eine habile und einheimische Person zu wählen, so soll sie doch nicht ex numero advocatorum, welche die Privilegia, Dokumente und Briefschaften des Adels in Hände gehabt, genommen werden, und wird sich ein solcher

ex statu civico genommener Rath den consultationibus publicis und der Mitsitzung bei den adeligen Civil- und Criminal-Gerichten enthalten.

Der Herzog gesteht nur folgenden Passus zu:

Der Herzog wird nur diejenigeu Landes-Digitäten und Officia, welchen den Nobilibus indigenis privativ zustehn, an keine andern als Einheimische von Adel vergeben. Die Besetzung Unserer beiden fürstlichen Ratsstellen aber soll hierunter nicht gemeint sein ꝛc. Wenn der Herzog eine adelige Person dazu qualificirt findet, wird er sie zu dieser Würde künftig vorzüglich befördern.

7. Die Ritter- und Landschaft verlangt folgende Bestimmung:

Die Assessoren der Oberhauptleute sollen auf dem Landtage erwählt und dem Herzoge präsentiert und, wenn sie habile Personen sind, vom Herzoge bestätigt werden. Auch sollen diese Assessoren ein Gehalt beziehen und zu vakanten Hauptmanns-Stellen benutzt wurden;

wogegen der Herzog nur folgenden Passus gewähren will:

Der Herzog wird die Assessoren ernennen. Will die Ritter- und Landschaft ihnen die Gagen zahlen, so will er sich die von der Ritter- und Landschaft erwählten Personen präsentieren lassen. In der Wahl der Hauptleute will er aber nicht gebunden sein.

Außerdem will der Herzog den Satz aufnehmen:

Unter den Oberräten und Oberhauptleuten soll nicht mehr als einer, unter den Hauptleuten nicht mehr als zwei der römisch-katholischen Religion angehören.

Vergleicht man das, was der Herzog Karl in diesen Abmachungen für die katholische Kirche und Konfession in Anspruch genommen hat, mit dem, was in der Danziger Konvention von 1737 vom Bevollmächtigten des Herzogs Ernst Johann, dem Kanzler Finkenstein zugestanden worden ist, so ergiebt sich das eigentümliche Resultat, daß der protestantische Biron der katholischen Kirche bei Weitem mehr eingeräumt hat, als der katholische Karl auch nur in Aussicht

genommen. In der Danziger Konvention wird nicht nur der katholischen Konfession völlig freie Ausübung (also doch auch in Betreff ihrer öffentlichen Prozessionen) gewährleistet, sondern es wird den Römisch-Katholischen der Zugang zu allen Landesämtern mit einziger Ausnahme des Kanzler-Postens eröffnet. Und zum Ueberflusse verspricht der Bevollmächtigte des Herzogs noch eine katholische Kirche zu Libau auf herzogliche Kosten binnen zehn Jahren zu erbauen. Gegenüber dieser unbestrittenen Thatsache wird man den Brustton, der in konfessioneller Hinsicht gegen den Herzog Karl angestimmt wurde, zu würdigen haben. Uebrigens liegt uns kein Nachweis dafür vor, daß Karl in den Jahren seiner Regierung irgend etwas unternommen hat, was zur Beeinträchtigung der protestantischen Konfession und zur Ausbreitung der katholischen gedient hätte. Dazu kommt, daß Karl ein eifriger Förderer des Freimaurertums gewesen ist, was mit einem konfessionellen Fanatismus denn doch kaum in Einklang gebracht werden kann.

In der peinlichen Lage, in der sich der Landtag befand, beschloß er endlich, noch einen Ausweg zu versuchen. Er bittet per Estafetten die beiden Herren Joh. Ernst Schöppingk auf Islitz und den Kammerherrn Dietrich Ernst v. Heyking auf Pommusch, nach Mitau zu kommen, um als Vermittler mit dem Herzoge zu wirken. Der Herzog, dem solcher Beschluß bekannt gegeben wird, ist damit einverstanden; die beiden Herren erscheinen, haben wiederholt Audienzen beim Herzoge und endlich gelingt es, eine Einigung zu erzielen. Die so vereinbarten Reversalien sind bei Ziegenhorn abgedruckt und können dort in extenso eingesehen werden. Vergleichen wir sie mit dem früher Erzählten, so ergiebt sich, daß ganz weggelassen worden sind:

1. Die Bestimmung über die Hauskapelle des Herzogs,
2. das Verbot der Errichtung neuer katholischer Kirchen,
3. der Satz über die Assessoren der Oberhauptleute und
4. der Satz über die beiden fürstlichen Ratsstellen, so daß also der Streit über diesen Punkt einer spätern Zeit überlassen wird.

In Betreff der Vergebung der fürstlichen Güter wird nun festgesetzt, daß der Herzog die fürstlichen Aemter und Güter, „wie es Unsern Vorfahren zugesagt," arrende- oder amtsweise vorzüglich an Einheimische von Adel vergeben wolle. Den Passus, daß der Herzog sich in dieser Beziehung aber nicht gänzlich für gebunden erachten kann, hat der Herzog fallen lassen.

In einem neuen § ist gesagt, daß der Herzog sich über das Verbot des ferneren Ankaufs von Allodialgütern jetzt nicht entscheiden könne, daß diese Frage somit weiterer zukünftiger Verhandlung offen gelassen wird; der Satz über die Konfession der Oberräte, Oberhauptleute und Hauptleute ist beibehalten worden.

Die Unterhändler teilen endlich der Landbotenstube mit, der Herzog habe sich bereit erklärt, falls die Ritter- und Landschaft dem mit den Unterhändlern nunmehr vereinbarten, durch alle möglichen Gründe bewirkten und erhaltenen Entwurfe zustimmen wolle, sofort durch einen Kurier ein Exemplar dem Könige zur Bestätigung vorzustellen. Die Ritter- und Landschaft giebt nun ihre Zustimmung, der Kurier geht Tages darauf ab und die königliche Bestätigung trifft in Mitau noch vor der Huldigung ein.

Wie man auch über die Reversalien urteilen mag, man wird nicht bestreiten können, daß sie nicht den Charakter oktroyierter Verfassungs-Bestimmungen, sondern den eines vereinbarten Vertrages haben. Es ist also durchaus nicht motiviert, die Reversalien als etwas durchaus Anderes, als ein Pactum bilaterale darzustellen. Daß bei dem ursprünglichen Pactum mehr der Wille der Ritter- und Landschaft und bei den jetzt vereinbarten Reversalien mehr der Wille des Herzogs zur Geltung gekommen ist, kann für die prinzipielle Bedeutung des Vertrages nicht von Belang sein.

Wir müssen hier erwähnen, daß der Durbensche Deputierte Friedrich Wilhelm Heyking unter einer Verwahnung seines Kirchspiels gegen alles Geschehene den Landtag verläßt, sich also der Huldigung entzog und daß das Kirchspiel Goldingen auf dem Landtage überhaupt gar nicht vertreten gewesen war.

Am 7. November 1759 findet dann die Huldigung statt. Schon früh um 7 Uhr morgens wurde der Festtag durch das Abfeuern von 100 Kanonen-Schüssen eingeleitet. Darauf fand feierlicher Gottesdienst in der Trinitatis-Kirche statt, bei der der Diakonus Diston die Predigt hielt, für welche die Ritterschaft ihm später besondern Dank sagen ließ. In 14 Kutschen fuhren die Landboten zu Hofe. Der Herzog ließ sich im Audienzzimmer auf einen Thron nieder, die Flügelthüren wurden geöffnet und ein Kammerherr meldete die Anwesenheit Sr. königlichen Hoheit. Es trat nun die ganze Ritterschaft an den Thron heran, voran die Oberräte, Oberhauptleute 2c. und der Kanzler eröffnete den actum homagialem mit einer Anrede an die Ritterschaft, die der Selburgsche Deputierte v. d. Brincken aus Schödern beantwortete. Dann begann die Ableistung des Huldigungs-Eides in der Weise, daß der Ober-Sekretär die Namen nannte, der Kanzler den Eid vorlas, der zu Beeidigende den Eid unterschrieb und darauf dem Herzoge die Hand küßte. Gegen das Ende dieses Vorganges wurde drei Mal zur Tafel „geschlagen und geblasen," so daß beim 3. Male das letzte Kirchspiel geschworen hatte. Dann wurden wieder 100 Kanonenschüsse gelöst und alle Glocken der Stadt läuteten. Bei dem Diner, das der Herzog nun gab, konnten wegen des engen Raumes nur 40 Kuverts gelegt und außer den anwesenden Fremden (z. B. dem Woyewoden Plater) und den Landes-Offizianten nur 8 Deputierte placiert werden. Am Abende gab der Herzog einen Ball und die ganze Stadt war illuminiert.

Den Landtagsschluß, der bald darauf erfolgte, hat der Rat Ziegenhorn auf speziellen Befehl des Herzogs, trotz dem Widerstreben des Landtags, mit unterschrieben. In diesem Punkte war der Herzog unbeugsam.

Wir erwähnen noch, daß während des Landtages der alte Landhofmeister Sacken starb und daß bald nach dem Landtage der Herzog den Kanzler Otto Christopher v. d. Howen zum Landhofmeister und Dietrich v. Keyserling zum Kanzler ernannte. Da der Hauptmann zu Durben Karl Christoph v. d. Osten-Sacken den

Huldigungs-Eid zu leisten unterlassen und sich geweigert hatte, forderte ihn der Herzog durch ein Reskript vom 21. Aug. 1760 auf, sein Amt niederzulegen, gab ihm aber eine Frist bis zum 20. September zur Nachholung dieses Eides. Sacken nahm indessen seine Entlassung.

So viel warme Anhänger der Herzog im Lande fand, so heftig trat andererseits die Opposition gegen ihn hervor.

Auf dem nächsten Landtage vom Aug. 1760 waren es besonders die Kirchspiele Gramsden, Grobin, Goldingen, Tuckum, Neuenburg und Autz, und wohl auch Durben, die die Vereinbarung über die Reversalien aufs Neue in Frage zu stellen suchten. Auf dem nächsten Landtage gesellen sich die Deputierten von Hasenpoth, Doblen, Talsen, Nerft, Ascherad, Dünaburg und Ueberlautz zu den Opponenten. Die Führer der Opposition sind die Herren Friedrich Wilhelm Heyking und Georg Friedrich Plettenberg, die von der Minorität der Kirchspiele zu Delegierten nach Warschau zur Agitation gegen den Herzog erwählt werden und in ihrer spätern Relation sich sehr entrüstet darüber auslassen, daß z. B. der Groß-Feldherr Radziwill ihnen gesagt habe: „Sie sind auf Irrwegen und werden sich in gefährliche Umstände versetzen," und daß der Kriegsrat Aloy ihnen mitgeteilt habe, Se. Majestät der König werde ihnen keine Audienz bewilligen, da er sie für Rebellen ansehe. Wir können nicht umhin, diesen königlichen Vorwurf für nicht ganz unberechtigt zu halten, denn, wie die Reversalien auch ausgefallen sein mögen, jedenfalls waren sie in durchaus legaler Weise auf dem Wege der Vereinbarung zu Stande gekommen und noch dazu vom Könige bestätigt worden. Man konnte eine nachträgliche Modifikation derselben allenfalls anstreben. Indem man sich aber erlaubte, die Zurechtbeständigkeit derselben zu negieren und sie für nicht bindend zu erklären, verließ man den Rechtsboden und zog sich den Vorwurf der Rebellion zu. Und was den zweiten Haupt-Streitpunkt betrifft, die Bekleidung der Ratsstelle durch Ziegenhorn, so war einerseits die Angelegenheit nicht wichtig genug und andererseits die Rechtsfrage in formeller Hinsicht nicht einmal so über allen Zweifel erhaben, als daß die

Heftigkeit der Opposition, die sich bis zum Verlangen der Remotion Ziegenhorns steigerte, zu rechtfertigen möglich wäre.

Wir können die Ruhe und Mäßigung des Herzogs Karl gegen die oft kränkenden Angriffe der oppositionellen Minorität nur bewundern. Da trat am 5. Januar 1762 der lange vorausgesehene Tod der Kaiserin Elisabeth ein und Peter III. bestieg den Thron. Unter dem Eindrucke dieser Todes-Nachricht, die einen vollständigen System-Wechsel bedeutete, trat der limitierte Landtag zusammen. Die Chancen der Opposition waren mächtig gestiegen, denn jedermann wußte, daß Peter III., wenn nicht aus anderen Gründen, so schon aus Verehrung für Friedrich den Großen, einen sächsischen Prinzen auf dem kurländischen Herzogs-Throne nicht dulden werde. Eine offenbare Beleidigung für den Herzog Karl war der Beschluß des Landtages, Friedrich Wilhelm Heyking, der ihm den Huldigungs-Eid nicht geleistet hatte, und den Herrn v. Plettenberg aus Linden nach Petersburg als Delegierte zu senden, um dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung zu gratulieren. Der auf dem Landtage von 1763 zur Verlesung gelangende Bericht dieser Delegierten bietet mancherlei Interesse. Nur mit Mühe und nur durch Verwendung des in Petersburg anwesenden Herzogs v. Holstein-Gottorp erlangen die Delegierten eine Audienz beim Kaiser, nachdem sie versprochen hatten, keine Reden zu halten und sich mit wenigen Worten des Glückwunsches zu begnügen.

Unterdessen kommt, wie es in dem Berichte heißt, Ihro Hochfürstliche Durchlaucht der Herzog Ernst Johann, unser durchlauchtigster Fürst und Herr, nebst seiner Familie, glücklich in Petersburg an und die Delegierten beeilen sich, Höchdemselben ihre schuldige demutsvolle Ehrerbietigkeit zu bezeugen und zum öfteren unserer durchlauchtigsten Landes-Herrschaft aufzuwarten. Als die Delegierten sich damit beschäftigten, ihre Abschieds-Visite zu machen, erhalten sie vom Herzoge von Holstein-Gottorp den unvermuteten Befehl, noch einige Tage länger in Petersburg zu bleiben, weil Se. Majestät der Kaiser sie vor sich bescheiden wolle. Bei einem Diner beim Groß-Kanzler Grafen Woronzow machte der Graf dem Delegierten Heyking gegenüber, wie es heißt, „eine mündliche Prepposition, ohne

daß ich vorher das geringste davon wissen konnte." Da der Kanzler von einem Blatt Papier diese Proposition ablas, so bat der Delegierte Heyking, ihm das Papier zu geben, was der Kanzler aber abschlug. Auf nochmalige Bitte gestattet der Kanzler endlich, daß sie abgeschrieben werde. In dieser Note läßt der Kaiser erklären, daß er in Betracht der vielen Drangsale, die die kurl. Ritter- und Landschaft in ihren Vorrechten, Freiheiten und Immunitäten erlitten habe, allergnädigst gesonnen sei, Kurland und Semgallen in Zukunft kräftigst zu schützen, insbesondere aber nicht zuzulassen, daß Kurland einen katholischen Prinzen zum Landesfürsten habe. Das weitere werde dem russischen Minister-Residenten in Mitau eröffnet werden. Bei der Abschieds-Audienz wiederholte der Kaiser, wie es im Berichte heißt, „aus eigener Bewegung, ohne daß ich weder im Namen der Landschaft, noch für mich persönlich die geringste Veranlassung dazu gegeben hatte, das, was der Kanzler mitgeteilt hatte." Der Sachverhalt war bekanntlich der, daß der Kaiser Ernst Johann Biron feierlich als den rechtmäßigen Herzog von Kurland anerkannt, zugleich aber gezwungen hatte, für sich und seine Deszendenz seinen Rechten zu Gunsten des Herzogs Georg Ludwig von Holstein-Gottorp zu entsagen. Am 8. Juni war ein Allianz- und Defensiv-Traktat zwischen Rußland und Preußen vom Kanzler Grafen Woronzow und dem preußischen Gesandten Grafen Goltz unterschrieben worden, der einen Kurland betreffenden geheimen Artikel enthielt. Das Nähere kann man in Bilbassows bekannter Abhandlung nachlesen. Die kurländischen Delegierten vermeiden offenbar absichtlich, von der Entsagung Birons zu sprechen und hüllen sich deshalb in ein mysteriöses Dunkel. Nicht nur der Minister-Resident v. Simolin hatte bereits in Mitau erklärt, daß sein Hof den Herzog Karl nicht mehr als Herzog von Kurland anerkenne, sondern auch der General-Adjutant Gudowitsch kam speziell nach Mitau, um hier für den Herzog von Holstein Stimmung zu machen.

Der erwähnte Traktat wurde bekanntlich hinfällig. Katharina II. verweigerte die Ratifikation und hielt es in russischem Interesse für

vorteilhafter, Biron wieder als Herzog von Kurland zu installieren. Simolin erhielt nun die Weisung, vom Prinzen von Holstein zu schweigen, dagegen die Partei Birons zu favorisieren.

Ehe wir fortfahren zu erzählen, was sich auf dem nächsten Landtage abspielte, können wir nicht umhin, in aller Kürze ein paar Bemerkungen Bilbassows zu streifen. Es widerspricht den historischen Thatsachen, wenn Bilbassow sagt:

1. „Karl konnte sich mit den Kurländern nicht einigen, nichts destoweniger wohnte er im herzoglichen Schlosse." Wie wir gesehen haben, hatte er sich mit den Kurländern über die Reversalien vollständig geeinigt.
2. „Die Kurländer erkannten Karl nicht als Herzog an." Nur eine verschwindende Minorität hatte den Huldigungs-Eid verweigert. Wer den Huldigungs-Eid geleistet hatte und trotzdem später seine Opposition bis zur Nichtanerkennung trieb, war nach unserer Auffassung Rebell.

Die Bemerkung Bilbassows: „Er (d. h. Ernst Johann Biron) hatte freilich für sich und seine Kinder auf seine kurländischen Rechte verzichtet. Aber das war unter Peter III. geschehen; unter Katharina II. entsagte er seiner Entsagung," klingt wie ein Scherz.

Ernst Johann Biron wurde mit Hilfe russischer Waffengewalt nach Mitau zurückgebracht und der ausdrückliche Befehl des Königs, dem Herzoge Karl treu zu bleiben, erwies sich als ein leeres Wort, das durch keine realen Machtmittel aufrecht erhalten werden konnte. Karl hielt sich längere Zeit in Mitau mannhaft, trotz mancher gegen ihn unternommenen Gewalt-Drohungen und Maßregeln, die bis zum Versuche der Aushungerung gingen. Nachdem er vom Könige, seinem Vater, endlich den Befehl erhalten hatte, sich zu ihm zu begeben, verließ er Mitau.

Wir übergehen die Details dieser Vorgänge und wenden uns zu der im Januar 1763 von Biron ausgeschriebenen allgemeinen Landes-Versammlung. Sie trat am 10. Februar 1763 in Mitau zusammen und wählte Friedrich Wilhelm Heyking, der dem Herzoge Karl den Huldigungs-Eid nicht geleistet hatte, zum Konferenz-Direktor.

Die Anhänger Karls waren alle ausgeblieben und so trägt die Konferenz aufs Entschiedenste den Charakter der Versammlung einer Partei, die plötzlich zur Macht gekommen, nicht Anstand nimmt, den Gegnern den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Die Oberräte erklären auf die spezielle Aufforderung der Konferenz, bei ihr zu erscheinen, sie seien durch ein noch Tages zuvor erhaltenes königliches mandatum obedientiae an Se. königliche Hoheit gewiesen und hätten noch gestern von Sr. königlichen Hoheit das Verbot, sich mit dieser Versammlung einzulassen, erhalten. Nur der Oberburggraf Offenberg erklärte, er werde mit Vergnügen auf der Konferenzstube erscheinen, wenn es ihm gelingen sollte, seine Kollegen zu demselben Verhalten zu persuadieren. Auf nochmaliges Befragen läßt der Kanzler Dietrich Keyserling sagen, er erkenne die Gerechtsame des Herzogs Ernst Johann an, sei aber krank und könne daher sein Zimmer nicht verlassen.

Bei den sogenannten Kurialien, die die Versammlung nun dem Herzoge abstattet, werden Reden gewechselt, die an Phrasengeklingel nichts zu wünschen übrig lassen.

Der Herzog bedient sich der Worte: „Niemals werden Ihre Kaiserliche Majestät zugeben, daß Kurland der eigennützigen Willkür einzelner Personen überlassen und unsere Freiheit, unsere Religion, unser Vermögen und wir selbst eine Beute der Ungerechtigkeit werden sollten“ und die Herzogin braucht die tönende Phrase: „Fahren Sie fort, die Ketten, welche Ihrer Freiheit geschmiedet waren, zu zerbrechen. Sie sind dieses Beispiel der Welt schuldig.“

Als der Herzog, wie er sagte, zum letzten Male, die Oberräte aufforderte, bei ihm zu erscheinen und ihren Pflichten nachzukommen, erklärten sie ungefähr dasselbe, was sie der Konferenz bereits hatten sagen lassen. Nur der Oberburggraf Offenberg antwortete, er werde noch am Nachmittage desselben Tages dem Herzoge seine Aufwartung machen. Der Kanzler Keyserling fügte seiner Antwort die Bemerkung bei, er habe seine Gesinnung dem kaiserlich russischen Minister bereits entdeckt. Ueber Alles das macht Ernst Johann der Konferenz Mitteilung, gleichsam ihre Hülfe anrufend. Besondere Klage führt

er über den Mitauschen Oberhauptmann Benedictus Heinrich Heyking, den Vater von Wilhelm Alexander und Großvater des Verfassers der Memoiren. Der Oberhauptmann habe die ihm vom Herzoge zugesandten Schreiben unentsiegelt zurückgeschickt. Die Konferenz fordert darauf den Herzog auf, mit ihm nach der Strenge der Gesetze zu verfahren. Wir können dabei nicht unerwähnt lassen, daß der Konferenz-Direktor ein Stiefbruder des Oberhauptmanns war, dieses Verwandtschafts-Verhältnis aber die bittere politische Feindschaft, die hier zu Tage tritt, nicht verhindert hat.

Die Konferenz läßt nun von sich aus den Oberräten die Fragen vorlegen:

1. ob sie die gegenwärtige Versammlung für die wahre Landschaft halten,
2. ob sie die jura des Herzogs Ernst Johann für gegründet und unbezweifelt erachten und
3. ob sie sich von der Ritter- und Landschaft trennen und die weiteren Folgen abwarten wollten?

Nachdem die Oberräte, wie es in der Konferenzakten heißt, diese drei Punkte völlig anerkennen und die Konferenz hierüber dem Herzoge Mitteilung zugehen läßt, erklärt der Landhofmeister v. d. Howen durch ein Schreiben, daß er die Rechte des Herzogs Ernst Johann nicht im geringsten bezweifele, aber in Abrede stelle, gesagt zu haben, daß er Ernst Johann als den regierenden Herzog anerkenne. Es sei nicht möglich, daß zwei regierende Herren im Lande seien. (Herzog Karl war damals noch nicht abgereist.) Er könne der Einladung zum Herzoge Ernst Johann nicht eher Folge leisten, als bis der König dekretiert habe. Und später läßt der Landhofmeister sagen, er halte für durchaus notwendig, daß man sich zuerst an den König mit der Bitte wende, den Herzog Ernst Johann durch ein mandatum obedientiae zu restituieren. Wenn das geschehen und ein königliches Responsum erfolgt sein werde, könne er erst sich weiter erklären. Der Kanzler Dietrich Keyserling läßt mitteilen, er werde erscheinen, sobald er nur gesund geworden sei. Er ist denn auch bald darauf in die Funktion seines Kanzler-Amtes wieder ein-

getreten, hat aber nach dem Schlusse der Konferenz seinen Abschied genommen, worauf v. Klopmann aus Würzau zum Kanzler ernannt wurde. Der Oberburggraf Offenberg stellte sein sofortiges Erscheinen auf dem Landtage und beim Herzoge in Aussicht, was er denn auch ausgeführt hat. Ebenso läßt der Landmarschall Pfeilitzer-Franck mitteilen, er werde trotz seines Augenleidens sich beim Herzoge Ernst Johann einfinden.

So machten denn die Oberräte, mit Ausnahme des Landhofmeisters Howen, ihren Frieden mit der neuen Ordnung der Dinge, noch ehe irgend ein königliches Mandatum eingegangen war, ja eigentlich in offener Auflehnung gegen den Befehl des Königs, dem Herzoge Karl treu zu bleiben. Der König, de jure Oberherr, wurde der russischen Macht gegenüber faktisch nicht mehr berücksichtigt. Um der tiefen Demütigung, die ihm durch den Umschwung der Dinge zu teil geworden war, momentan möglichst zu entgehen, hatte er sich von Warschau entfernt und nach Dresden begeben, wo er am 5. Oktober 1763 von einem Schlaganfalle ereilt wurde und starb.

Der Rat Ziegenhorn hatte sich, als die Stellung des Herzogs Karl unhaltbar geworden war, aus Kurland entfernt und war nach Preußen gezogen, wo er später Verwendung gefunden hat. An seiner Stelle wurde Herr v. Plettenberg zum Regierungsrat ernannt. Die Konferenz wollte sich an seiner Entfernung nicht genügen lassen, sondern beantragt beim Herzoge, sein Vermögen zu sequestieren. Als die Räthin Ziegenhorn bitten läßt, von der Sequestration abzusehen, erklärt man sich dazu bereit, wenn eine Kaution von 50 Tausend Rthlr. Alb. bestellt würde. Erst als der Herzog Ernst Johann zu bedenken giebt, daß die Bestellung einer solchen Kaution einfach unausführbar sei, steht man von diesen unwürdigen Vorhaben ab. Ehe die Konferenz zum Schlusse kommt, läßt sie der Herzog um ihre Meinung in Betreff des Verhaltens des Landhofmeisters Howen ersuchen. Die Antwort der Konferenz ist eigentümlich genug. Man bittet den Herzog, mit Howen, der wohl nur zeitweilig aus Furcht vor dem königlichen Hofe so gehandelt habe, Nachsicht zu

üben, worauf der Regierungsrat Plettenberg sich gegen diesen Beschluß verwahrt, indem er ausführt, Howen habe sich ebenso „versündigt", wie der Oberhauptmann Heyking, und es läge kein Grund vor, ihn milder zu behandeln. Der Herzog, der, wie es scheint, sich gern vom Landtage zu Zwangsmaßregeln gegen Howen gedrängt gesehen hätte, enthält sich nun, nach diesem Votum, solcher Maßregeln.

Der Konferenzialschluß vom März 1763 stellt sich als ein Triumph einer Partei dar. Ernst Johann erscheint von einer Nachgiebigkeit, die einer Unterwerfung ähnlich sieht und seinem Wesen gewiß wenig eigentümlich war. Gleich im ersten Punkte erklärt der Herzog, daß Alles, was in der Danziger Konvention von 1737 zuwider den Rechten des Adels „verfasset" ist, von keiner Kraft und Giltigkeit sein solle. Das ist eine Erklärung, zu der er sich vor seinem Sturze wohl schwerlich je hätte bewegen lassen. Im zweiten Punkte versichert der Herzog, „Uns in Ansehung der Reskripte, die aus Polen eingegangen und zukünftig noch eingehen möchten, jederzeit dergestalt zu benehmen, daß dasjenige, was solcherwegen in den kommissorialischen Dezisionen von 1717 und der Ladis publicis von 1746 und 1752 sanzieret worden, aufs genaueste observieret werden möge." Auch dieser Punkt ist für die Würde des Herzogs wahrhaft bedenklich.

Im vierten Punkte verspricht der Herzog, daß er keinen Rat ex civico statu mit Sitz und Stimme annehmen werde, sondern diese Ratsstellen solis Indigenis Nobilibus horum Ducatuum angedeihen lassen wolle. Im Punkte elf wird bestimmt, daß kein anderer, als ein der Augsburgischen Konfession zugethaner Fürst Herzog von Kurland sein könne und daß, wenn wider Vermuten einer Unserer Descendenten zur römisch katholischen oder einer andern Religion übertreten sollte, diese Herzogtümer nicht mehr in der Verpflichtung stehen sollen, denselben noch den schuldigen Gehorsam zu leisten. Auch soll ein solcher Descendent aller Rechte und Ansprüche auf die von Uns erkauften Allodialgüter eo ipso verlustig gehen.

Im Punkte 18: da die Vergebung der fürstlichen Aemter, amts-, arrends- und Pfandsweise an bloß Einheimische von Adel

schon in dem vor Unserem Lehns-Empfängnis von Uns mit der Ritter- und Landschaft errichteten Pacto deutlich stipuliert worden, wäre es überflüssig, diese so bündige und deutliche Versicherung noch einmal zu wiederholen.

Im Punkte 25: da die Garantie fremder Mächte Uns so sehr interessiert, als das ganze Land, so werden Wir darauf bedacht sein, wie und welchergestalt bei einem etwaigen allgemeinen Friedens-Kongresse oder in Entstehung dessen auch auf eine andere Art thunlichermaßen eine Garantie bewirkt werden könnte. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Bekanntlich dauerte die angenehme Stimmung zwischen Herzog und Ritter- und Landschaft nicht lange. Jetzt, wo Ernst Johann sich noch nicht genug sicher fühlte, ging er auf Alles ein, was man von ihm verlangte. Bald aber wurde die Situation eine durchaus andere.

Ehe der Landtag auseinander ging, erließ er noch eine Manifestation, die den besonderen Dank des Herzogs veranlaßte und durch einen Delegierten in Warschau insinuiert werden sollte. Diese sich in schwülstigen und langatmigen Phrasen ergehende Manifestation beginnt mit einer schweren Anklage gegen Polen. Die von Königen zu Königen so heilig beschworenen Subjektions-Pakten seien wiederholt nicht gehalten worden, so daß nur ein Schattenbild dieser Pakten nachgeblieben sei. Man spricht von den unglücklichen Zeiten, besonders von 1709 ab, wo Kurland ganz ohne Schutz und Beistand gelassen worden sei und geht dann zu einer Beleuchtung der Ereignisse von 1740 und besonders von 1758 über. Alles, was damals geschehen, sei illegal gewesen, der Landesdelegierte Schöpping habe sich einer Treulosigkeit schuldig gemacht und der dem Prinzen Karl geleistete Huldigungseid, „wenn er auch von den Mehrsten geleistet worden," sei aus eben solchem illegalen Grund erfolgt, als die Belehnung Sr. königlichen Hoheit. Alle Transakte, Conventiones, Eidschwüre jener Zeit seien null und nichtig. Jetzt aber habe die glorreich regierende, gerechte und holdselige Kaiserin Katharina II. unsern 22 Jahre unschuldig gefangen gewesenen, geliebten, rechtmäßigen Durchlauchtigen Herzog Ernst Johann als eine

Retterin der Unschuld in völlige Freiheit gesetzt und Se. Hochfürstliche Durchlaucht und dessen Familie sei in unser Vaterland wiedergekehrt und mit Frohlocken und erfreuten Herzen empfangen, auch Gott und der huldreichen Kaiserin für diese dem Vaterlande erzeigte Gnade und Wohlthat mit innigster Regung des Herzens gedanket und das unsterbliche Andenken dieser gerechten Kaiserin in ihren Herzen und Zeitbüchern auf die Nachkommenschaft zur unaufhörlichen Dankbarkeit eingeschrieben. Dann folgt eine Reihe von bittern Beschwerden über den weiland Großkanzler Grafen Malachowski, den Kron-Unter-Kanzler Wadczicki und den Senator Lipski.

Ernst Johann Biron und der Erbprinz Peter wurden vom neuen Könige von Palen, Stanislaus August Poniatowski, aufs Neue belehnt und dadurch wurde den eifrigen Anhängern Karls allendlich jeder Boden entzogen.

Die Zeit und die Vorgänge, die hier geschildert worden, sind für Kurland tief demütigend gewesen. An einen der innern Zersetzung und Auflösung entgegengehenden Staat gekettet, war Kurland seit dem Tode des letzten Kettler oder richtiger seit der Verheiratung des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm Kettler ein Spielball der oft wechselnden, in ihren Endzielen aber mehr oder weniger selbstbewußten, Velleitäten einer aufstrebenden auswärtigen Macht geworden.

Wir lassen hier noch ein paar Dokumente folgen, die die Gegensätze der Zeit in charakteristischer Weise zu Tage treten lassen.

1. Das Reskript des Königs August III. an die Herzogtümer Kurland und Semgallen d. d. 15. April 1763 lautet in der Uebersetzung, die sich in den Landtagsakten vorfindet, wie folgt:

> Wir haben vernommen, daß Ernst Johann v. Biron zu derjenigen Handlung gekommen sei, wodurch der Besitz des Lehns, wann er welches Recht dazu gehabt hätte, zu bestimmen wäre, nämlich derjenigen Huldigungs-Leistung, die er, wie Wir vernommen, nach einem Verlaufe von 22 Jahren von Euch anverlangte. Zwar hatten Wir auf freundliches

Anſuchen Unſerer guten Freundin und Bundesgenoſſin Kaiſerin Anna dieſe Verlehnung der Herzogtümer demſelben Ernſt Johann gegönnet; es lag ihm aber ob, nicht Uns, die Pflichten des Vasallagii zu erfüllen. Deſſen freiwillige Unterlaſſung derſelben aber hat alle Verbindung zwiſchen dem Geber und einem, der empfängt, zwiſchen dem Oberherrn und deſſen Vaſallen bis auf dieſe Zeit behindert; denn von dieſer Erfüllung hing die Erlangung des Rechtes zum Lehn ab. Da er aber wiewohl wider alles Vermuthen mit ſeinen in Kurland liegenden Allodial-Gütern zugleich die Freiheit wiedererhalten, ſo hätten Wir ihm nicht zur Laſt gerechnet, wenn er in Anſehung des Lehns ſich bei Uns der Vorſprache der glücklich regierenden Kaiſerin Katharina Majeſtät bedient hätte oder wenn von Unſern Unterthanen, welche ſich fänden, die gleichwenig ſich entblödeten, ſeine vermeintlichen Rechte zu begünſtigen, als in Anſehung Unſerer Wohlthaten undankbar zu ſein ſcheinen. Daß er aber vergeſſen aller Rechte weder um die Wiedereinſetzung gebeten, noch ſelbige von Uns erhalten, ſo der vermeintliche Vaſall auf alle Weiſe nöthig gehabt, die Herzogthümer, um auch ſich unterwürfig zu machen, mit fremden Waffen erfüllet, Unſere Oberherrſchaft zu verletzen und Sr. königlichen Hoheit des Herzogs, Unſeres geliebten Sohnes rechtmäßigen und ruhigen Beſitz des Lehns, auch Euch Getreue der Pflichten und Eide wegen zu beläſtigen und gewaltthätig zu nöthigen ſich erdreiſtet, dieſes Alles iſt es, welches ſelbſt der Senat durch die Billigkeit der Geſinnungen für des Vaterlandes Rechte, die Freiheit Unſerer königlichen Autorität und das Anſehen der Republik mittelſt der meiſten Stimmen keineswegs zu erdulden angerathen hat, weshalb Wir denſelbigen Erneſtum und die übrigen Eidbrüchigen um die Schwere des Verbrechens vor den extraordinären Reichstag zu ziehen auszuladen befohlen haben. Anſtatt Unſere Gnade anzuflehen

unterwindet sich vorbemeldeter Ernestus, indem er beständig mit den Waffen Euch zu zwingen für sich dienlich erachtet, mehrerer Unternehmungen und da er den Besitz des Lehns annoch nicht erhalten, noch in selbigen wieder eingesetzet ist, so unternimmt er, gleich als ob er zur Einnehmung und Usurpation der Herzogthümer Eurer Huldigung benöthigt wäre, solche von Euch anzuverlangen und dazu einen Landtag anzusetzen. Eben hierdurch gestehet er ein, daß er zum Besitz des Lehns noch nicht gelangt sei, daher es der Vernunft, der Billigkeit, der Freiheit, den Rechten und Privilegien widerspricht, daß Jemand unter Euch eine solche Konvokation des Johannes Ernestus, der in der Verpflichtung Unseres Befehls steht, befolgete. Ueberdem untersagen und verbieten Wir kraft Unserer königlichen und herrschaftlichen Autorität Allen und Jeden, selbige zu attendiren, befehlen Euch der Treue und Eurer geleisteten Eide, des Vaterlandes, der Freiheit, auch der Instruktion, die aus dem Landtage vor dem Reichstage des Jahres 1740 dem zu Uns im Reichstage belegirten Friedrich Wilhelm v. Korff gegeben worden, eingedenk zu sein. Es möge der Usurpateur nur allein seinen Gewaltthätigkeiten Verfolg geben und falls die Furcht oder eine andere Notwendigkeit Jemandem unter Euch Gesinnungen, die der Treue widersprechen, beigebracht hätte, so wollen Wir, daß ein solcher Unserer väterlichen Gnade traue. Uebrigens geloben Wir Euch Getreuen die königliche Gnade und Beistand, die von Uns und Unserer königlichen Autorität abhängt, auch abhangen kann. Augustus Rex.

2. Ein Brief des Königs Friedrichs des Großen an den Herzog Ernst Johann d. d. 17. Mai 1763 lautet:

Durchlauchtiger Fürst, besonders lieber Freund!

Es gereicht mir zu besonderer Satisfaktion, daß Ew. Liebden, wie ich aus Dero an mich erlassenen Danksagungs-Schreiben ersehen, mit der Declaration, welche ich durch meinen Resi-

denten zu Warschau zu Dero Besten thun lassen, zufrieden sind. Ich habe mir ein wahres Vergnügen gemacht, Ew. Liebden diese Probe von meiner fortdauernden Freundschaft und Zuneigung zu geben und werde mich freuen, wenn Dero Interesse dadurch befördert werden sollte. Es wird mir übrigens sehr angenehm sein, Dero Erb-Prinzen an meinem Hofe zu sehn und ich bin jederzeit mit vorzüglicher Consideration

Ew. Liebden
freundwilliger Freund
Friedrich Rex.

Zweites Kapitel.

Lehrjahre in Warschau.

Wir verließen unsere Heimat Mitte Mai in Begleitung eines unserer Onkel. Als wir nach der langweiligen Reise über Memel und Königsberg in Praga, der Vorstadt Warschaus diesseits der Weichsel, ankamen, waren wir durch den imposanten Blick auf diese schöne Hauptstadt mit dem Schlosse in seiner dominierenden Lage, ihren Kirchen, Palästen und Häusern auch der jenseitigen Ufer entzückt. Wir setzten in einem Boote über die Weichsel und bei jedem Ruderschlage, der uns dem andern Ufer näher brachte, klopften unsere Herzen lebhafter. Wir sollten ja einen heißgeliebten Vater wiedersehn und nun an einem Orte leben, den wir als den Mittelpunkt alles Geschmacks und aller Pracht ansahen.

Die erste Sorge unseres Vaters war, uns zu examinieren und unsere Studien zu regeln. Wir bekamen Lehrer für die französische, lateinische, italienische, polnische und deutsche Sprache. Der Lehrer der Geometrie, ein Genie-Offizier, brachte uns zugleich das Zeichnen und die Kunst, Pläne zu skizzieren, bei. Der deutsche Lehrer gab uns zugleich Religions-Unterricht und nahm mit uns einen Kursus der Logik und der Geschichte durch. Ein Tanzlehrer wechselte mit einem Fechtmeister und einem Musiklehrer ab. Unsere Zeit war so in Anspruch genommen, daß wir von 7 Uhr morgens bis 6 Uhr abends nur eine Pause von 2 Stunden zum Essen hatten. Von 6 bis 7 Uhr mußten wir auswendig lernen und mein Vater kam dann, um unsere Arbeit zu beprüfen und sich davon zu überzeugen, wie er sagte, daß nulla dies abeat, quin linea ducta supersit. Nur die Sonntage gehörten uns; denn die sonstigen katholischen Feiertage waren dazu bestimmt, die Bibel zwei Stunden zu lesen,

Alles das durchzugehen, was Sache des Gedächtnisses ist, und die Depeschen meines Vaters an den Prinzen Karl in sein Missiv-Buch einzutragen. Wir gingen nur selten aus, z. B. zu dem Herrn Szydtowski, der damals Richter der ersten Instanz in Zivil-Sachen war. Er hatte zwei sehr liebenswürdige Töchter, von denen die eine den Herrn S . . . heiratete und die andere später unter dem Namen Gräfin Grabowska die Geliebte des Königs wurde. In diesem Hause sah ich zum ersten Male den Stolnik Poniatowski, dessen edles Aeußere, feine Manieren und bezauberndes Organ ich bewunderte. Ich war damals weit davon entfernt, auch nur zu ahnen, daß er schon so bald König von Polen sein werde.

Wir waren ungefähr drei Monate in Warschau, als man in einer Nacht meinen Vater um 3 Uhr morgens weckte, um ihm einen aus Dresden durch einen Kurier überbrachten Brief abzuliefern. Kaum hatte er ihn gelesen, als ihm unwohl wurde. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen und nur schleunigst angewandte Mittel verhinderten einen Schlaganfall, den die Aerzte befürchteten. Man weckte uns. Als wir zu ihm eilten, fanden wir ihn schon insoweit wohler, daß er wieder zu sich gekommen war. „Ach!“ rief er mit Mühe aus, „er ist tot.“ Da er mehr nicht sprechen konnte, nahm ich den Brief, der auf dem Tische lag und las ihn durch. Er war vom Herzoge Karl, der in wenig Worten den Tod seines Vaters August III. meldete. Der König war 62 Jahre alt geworden und man hatte ihm wegen seiner großen Beleibtheit kein langes Leben voraussagen können. Das Zimmer meines Vaters füllte sich bald, besonders mit Sachsen, die auf die Trauerbotschaft herbeigeeilt waren. Im Schlosse herrschte unter den Hof-Beamten die größte Bestürzung, nicht nur wegen der Ungewißheit ihrer Zukunft, sondern auch weil August III. der gütigste Herr gegen sie gewesen war. Die dem Herzoge Karl ergebenen Kurländer empfanden den Schlag besonders schwer. Sie hatten Bieren vor das Relations-Gericht als Usurpator und Räuber zitiert und den Landhofmeister v. d. Howen als Bevollmächtigten nach Warschau entsandt. Die Klagen waren gedruckt verteilt und hatten auf die ehrenwerten und gerechten Leute

einen tiefen Eindruck gemacht. So lange August III. lebte, schien der begonnene Kampf wie ein mit nicht gar zu ungleichen Kräften zu führender. Der Tod des Königs warf Alles über den Haufen und Bieren triumphierte.

Der Primas Fürst Lubienski, als Vize-König während des Interregeums und der Groß-Kanzler von Litthauen, Fürst Czartorysski, die beide von Rußland gewonnen waren, schämten sich nicht, in offiziellen Noten die Hilfe der Kaiserin gegen die Kurländer anzurufen, die sie als unruhig und ihrem Fürsten ungehorsam charakterisierten.

Dieser eines freien Volkes unwürdige Schritt war von dem russischen Botschafter eingegeben worden. Es war der erste Ring in der Kette, die allmählich Kurland und Polen umklammerte und damit endete, sie unwiderruflich an Rußland zu knüpfen.

Gestützt durch die suzeräne Autorität Polens und durch die Macht Rußlands, beraumte Bieren einen peremptorischen Termin für die Leistung des Huldigungs-Eides an und der russische Minister-Resident erklärte, daß er Exekutions-Truppen*) denjenigen auferlegen werde, die sich nun noch weigern würden. Ernst Johann ließ aus politischen Rücksichten seinen Gegnern unter der Hand Vorschläge als Preis der Versöhnung machen, so namentlich ihnen ihre Aemter wiederzugeben und sie für ihre Verluste zu entschädigen. Einige nahmen die Vorschläge an; mein Vater aber blieb bei seiner Eides-Verweigerung. Infolge dessen wurde in unserem Gute Oxeln eine Anzahl Exekutions-Soldaten einquartiert. Als meine Mutter, die in Oxeln wohnte, meinem Vater einen Eilboten schickte, um ihm die entsetzliche Lage zu schildern, in der sie sich befand, antwortete er, daß er Oxeln nicht mehr als sein Eigentum betrachten könne, da von dem Werte des Gutes nach Abzug der Schulden, die er zu kontrahieren gezwungen gewesen wäre, nur noch so viel nachbleibe,

*) Der unglückliche Grundbesitzer, der mit solchen „Exekutions-Truppen" bedacht wurde, mußte sie ernähren und bezahlen, so lange sie bei ihm einquartiert waren.

daß die Illaten meiner Mutter gedeckt werden könnten. Sie möge über diesen Sachverhalt nur die erforderliche Erklärung machen oder thun, was sie sonst für gut erachte; er werde dem Usurpator nicht zu Willen sein. Meiner Mutter gelang es, Bieren zu bewegen, die „Exekution" einstellen zu lassen. Aber die Gesundheit meines Vaters war seitdem erschüttert. Er verließ fast gar nicht mehr das Haus, arbeitete viel und verschlang dabei den Kummer, der an seiner Seele zehrte.

Sein alter Freund, der Oberst d'A . . ., besuchte ihn häufig und die innige Freundschaft der Väter begründete denn auch die der Kinder. Der Oberst war ein schöner Mann, voll Geist, Kenntnissen und Anmut. Er empfing uns bei unserm ersten Besuche wie die Kinder eines geschätzten Freundes. Seine Frau bot das Bild einer achtbaren guten Mutter. Seine älteste Tochter war am Klavier. Sie verließ es, um uns mit liebenswürdiger Heiterkeit anzureden, wobei sie sich nicht des Lächelns enthalten konnte, als sie unsere linkische Verlegenheit bemerkte. Ihre beiden Brüder, die von unserm Alter waren, schienen von unserer Verlegenheit angesteckt zu werden. Glücklicherweise kamen uns der Kaffee und die Kuchen zu Hilfe und das Geplauder kam in Gang, als Louise, die jüngere Tochter, erschien. Noch niemals hatte ich einen so lebhaften und tiefen Eindruck empfangen; ich fühlte im Augenblicke die Herrschaft dieses unwiderstehlichen Reizes und es bemächtigte sich meiner ein mir unbekanntes Gefühl, das nicht mehr zu verwischen war. Louise war kaum 15 Jahre alt, erschien aber schon wie erwachsen. Alle ihre Bewegungen waren anmutig; ihre lebhaften blauen Augen und ihr blendender Teint vollendete das reizende Bild ihrer Erscheinung. Nachdem sie uns mit edler Ungezwungenheit begrüßt und einige Zeit an der allgemeinen Unterhaltung teilgenommen hatte, setzte sie sich ans Klavier und sang nach kurzem Vorspiele das so rührende und so erhabene Lied von Hasse:

Ah! non vedrete mai
Cambeiar gli affetti mii — — —

Ich hatte noch nie eine so himmlische Musik gehört. Ich stand unbeweglich am andern Ende des Klaviers und sah und hörte nichts als Louise. Sie bemerkte meine Begeisterung und fragte mich, ob ich die Musik liebe: „Ich schwärme für sie," war meine stammelnde Antwort. Als ich ihr auf die Frage, ob ich denn die Musik auch ausübe, erwiderte, daß ich im Klavier- und Flötenspiele unterrichtet werde, meinte sie, daß zwei Instrumente gleichzeitig zu viel seien. Diese Bemerkung veranlaßte mich, das Klavierspiel aufzugeben. Man unterhielt sich noch ein wenig über die Musik und darauf nahmen ihre beiden Brüder ihre Violinen und begleiteten ihre Schwester.

Von diesem köstlichen Abende an datiert meine Leidenschaft für die Musik und die italienische Sprache. Was ich für die reizende Louise empfand, war wie ein Kultus, der brennende Wunsch, ihr zu gefallen oder wenigstens ihren Beifall zu verdienen. Unzufrieden mit mir selbst, verglich ich mich mit Louise's Brüdern und fühlte mich gedemütigt. Ich hatte gehört, mit welcher Reinheit und Leichtigkeit man in diesem Hause französisch sprach (Herr d'A... war in Turin geboren, aber in Paris erzogen), und meine Ungewandtheit in dieser Sprache machte mich unglücklich. Ich gab mir das Versprechen, meinen Fleiß im Allgemeinen, und besondors für die französische Sprache, zu verdoppeln.

Immer in meinen Entschlüssen über das Maß hinausschießend, und voll Feuer bei der Ausführung, verließ ich kaum mehr meine Bücher und verbrachte manche halbe Nacht bei meinen Arbeiten. Meine Lehrer, mit Ausnahme des Tanzmeisters, und des polnischen Lehrers, waren sehr zufrieden mit mir. Der erstere war mir durch sein Gekratze auf der Violine unerträglich und der andere dumm und fanatisch. Er wollte uns bekehren und geriet, als er uns eines Tages von der unbefleckten Empfängnis vorsprach und unsern Unglauben bemerkte, in eine solche Wut, daß er sich bleich und zitternd von seinem Stuhle erhob, ein großes Federmesser, das auf dem Tische lag, ergriff und uns zuschrie: „Erfahren Sie, daß ich socius Marianus bin und geschworen habe, mein Blut für den Ruhm der heiligen Jungfrau zu vergießen. Wenn Sie noch ein

Wort gegen dieses Mysterium sagen, so stoße ich Ihnen dieses Messer in die Brust.“ Sein verwirrtes Aussehen erschreckte uns; wir schwiegen, die Unterrichtsstunde ging nicht mehr recht vorwärts und wir drohten, uns zu beklagen. Er bat uns, das nicht zu thun, obgleich er, wie er versicherte, die Ketzer nicht fürchte. Seine Frechheit war vielleicht durch den Einfluß des kleinen polnischen und litthauischen Adels erregt, der in Warschau in hellen Haufen zur Wahl des Königs angekommen war. Es bot einige Gefahr, auch nur einen einzigen Feind unter diesem adligen Pöbel zu haben, der ebenso regel-, wie zügellos war.

Während sich dieser Schwarm über Warschau ergoß, bekamen wir glücklicher Weise den Befehl, ins sächsische Palais überzuziehen, wo für uns fast nichts zu befürchten war. Dieser Wohnungswechsel brachte uns manche Annehmlichkeit. Unsere Fenster gingen auf den schönen sächsischen Garten, den Versammlungsort der ganzen Stadt, und die Eltern der liebenswürdigen Louise wohnten in demselben Palais.

Unterdessen wurde Warschau der Mittelpunkt der politischen Intriguen und der glänzende Schauplatz der Pracht der polnischen Magnaten, von denen mehrere auf die Krone hofften. Rußland hatte erklärt, daß es einen Piasten wolle und obgleich die Kaiserin sich bereits für den Stolnik Poniatowski entschieden hatte, ließ sie zur Form zu, daß auch Andere sich bewarben. Ich enthalte mich, von den verschiedenen auf einander folgenden Umtrieben, die sich bis zum entscheidenden Momente durchkreuzten, zu sprechen. Wir waren auf dem Wahlfelde in Vola und sahen das überaus prachtvolle, wechselnde und imposante Bild. Aber der Anblick eines von Kanonen und Bayonetten gespickten russischen Feld-Lagers ließ das Interesse schwinden, das eine freie, zur Wahl eines Herrn versammelte Nation hätte einflößen müssen und dieses majestätische Schauspiel stellte nur eine dem Willen einer fremden Macht ergebene Partei dar.

Der Fürst Radziwill, der Graf Branicki*) und einige andere,

*) Der Branicki, der einige Jahre später Groß-General Polens wurde, ist ein anderer.

Sachsen ergebene Magnaten zogen sich von der Wahl zurück und protestierten gegen Alles, weil nach den Grundgesetzen Polens niemals fremde Truppen auf dem Gebiete der Republik zu dulden seien und besonders nicht, daß sie das Wahlfeld einschließen. Trotz dieser Protestation wurde Stanislaus Poniatowski durch den Primas, die Czartoryskis, deren Verwandte und den von Rußland gewonnenen kleinen Adel zum Könige proklamiert. Rußland hatte Geld in Massen verteilen lassen und man kann allenfalls sagen, daß die Kaiserin schon damals im Voraus die Provinzen bezahlt hatte, die sie später an sich nahm.

Stanislaus hatte kaum den Thron bestiegen, als seine Anhänger bereits eine Gottheit aus ihm machten, während die Gegenpartei ihn mit einer Erbitterung, wie man sie nur in Republiken findet, herabsetzte. Jede politische Angelegenheit wurde dort zu einer persönlichen und der Haß der Parteien kannte keine Grenzen. Die Gegner Poniatowskis sagten: „Rußland will uns einen König jüdischer Herkunft*) geben, einen Mann, der von dem polnischen Machiavel**) erzogen, in Paris durch einen Haftbefehl***) entehrt worden, verächtlich wegen der Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter August III. ist, der seine Verwandten mit Reichtümer und Ehren überhäuft, ihn zum Kammerherrn ernennt und ihn darauf nach Petersburg als Gesandten geschickt habe, wo Poniatowski mit den Czartoryskis einen Plan zur Entthronung des Königs, seines Wohlthäters, geschmiedet, einen Mann, der mit Voltaire und allen Religions-Verächtern der Zeit liiert gewesen sei, einen Mann, der seine Erhebung nur seinem Aeußern und dem Versprechen verdankt, nur nach den Befehlen Katharina's II. zu regieren."

*) Glaubwürdige Personen von hohem Range in Polen haben mir versichert, daß der Großvater von Stanislaus ein getaufter Jude gewesen sei, dem sein Pathe Poniatowski seinen Namen gegeben hat.

**) So nannte man den Fürsten Czartoryski, Groß-Kanzler und Onkel des Königs, dessen ehrgeizige Politik nur die Erhöhung seiner Familie und das Verlangen, in seinem Vaterlande eine hervorragende Rolle zu spielen, im Auge gehabt hat.

***) Poniatowski war in Paris wegen Schulden arretiert gewesen.

Die Anhänger des Königs antworteten auf diese Schmähungen, die Behauptung über die jüdische Abstammung sei eine in Polen häufig vorkommende Verleumdung, die keiner Widerlegung wert sei, da die Mutter und Großmutter des Königs den ersten Familien des Königreichs angehört haben, Stanislaus sei von den Vätern Theatinern, die durch ihre religiösen Grundsätze und die Reinheit ihres Glaubens bekannt seien, erzogen worden, der Kanzler Fürst Czartoryski, wenn er einen Piasten auf dem Throne habe erheben wollen, habe auch ohne Machiavelismus allen Andern seinen Neffen vorziehen können, dessen Kenntnisse, Herz und Geist ganz allgemein geschätzt und bewundert würden; ein Arrest-Dekret wegen Schulden sei in Frankreich keine entehrende Maßregel, die übrigens in Paris von einer auf seine Erfolge neidischen polnischen Kabale veranlaßt worden; seine Beziehungen zu Voltaire und andern hervorragenden Geistern beweise nur, wie er wegen seiner geistigen Bedeutung und Liebenswürdigkeit selbst im Auslande beachtet worden; von einer Undankbarkeit gegen August III. könne gar nicht die Rede sein, da seine Geburt ihm ein Recht auf die Würde eines Kammerherrn und eines Gesandten gegeben habe, und endlich, der Vorwurf, daß er sich zur Erlangung des Thrones der Fürsprache Rußlands bedient habe, sei von Seiten der Anhänger Sachsens um so weniger am Platze, als August II. und August III. die Krone Polen's nur der Unterstützung derselben Macht verdankt hätten, die der Alliierte der Republik doch wohl sein könne, ohne an eine Unterjochung zu denken. Alle diese Anklagen und Beschuldigungen dienten nur dazu, die Gemüter zu verbittern und machten auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich von da ab die republikanischen Verfassungen stets verabscheut habe.

Mein Vater, obgleich er Sachsen ergeben war, konnte nicht umhin, in Stanislaus einen Mann von sehr gebildetem Geiste anzuerkennen. Der Umstand, daß Stanislaus im Kollegium der Thatiner erzogen worden war, veranlaßte ihn, der so großes Gewicht auf die Erziehung legte, über dieses Kollegium nähere Auskünfte einzuziehen. Er machte die Bekanntschaft des Pater

Portalupi, des Direktors des Hauses. Dieser ehrwürdige Greis, der Poniatowski erzogen hatte, nahm ihn durch seinen Geist und seine Kenntnisse für sich so sehr ein, daß er wünschte, uns ins Kollegium der Theatiner in Pension zu geben. Er stellte nur die Bedingung, daß wir nicht verpflichtet würden, irgend einer Zeremonie des katholischen Kultus beizuwohnen. Pater Portalupi schlug das ab, da das gegen die Ordnung des Hauses wäre, die anderen Zöglinge gegen uns aufbringen und üble Folgen haben würde. Mein Vater gab seine Absicht aber nicht auf und man fand einen Ausweg. Die Professoren sollten uns privatim, juristische und philosophische Vorlesungen halten und ein glücklicher Zufall unterstützte den Plan meines Vaters.

Der Abbé Fokowich, ein Dalmatiner von Geburt, der in Florenz und Rom erzogen worden, war in Warschau angekommen. Die Väter Theatiner, die durch den Umfang seiner Kenntnisse auf dem Gebiete der alten und modernen Litteratur, die Schönheit seiner Rede im Lateinischen und Italienischen und die erleuchtete Methode seines Unterrichts in den abstrakten Wissenschaften überrascht waren, hatten ihn aufgefordert, einer ihrer Mitarbeiter zu werden und empfahlen ihn nun auf's angelegentlichste meinem Vater. — Diesem seltenen Manne möchte ich einige Blumen auf sein Grab legen. Das Wenige, was ich wirklich gut weiß, verdanke ich ihm und seiner Art, zu unterrichten. Seine reinen und strengen Grundsätze haben mir als Schutz gegen die Versuchungen, denen ich in den verschiedenen Lagen meines Lebens ausgesetzt gewesen bin, und gegen die Fallen gedient, die die verschiedenen geheimen Gesellschaften denjenigen stellen, die infolge ihrer Lebhaftigkeit für Ueberspanntheiten empfänglich sind.

Fokowich fand, nachdem er uns nach sokratischer Methode geprüft hatte, daß ich zu sehr fortgeschritten sei, als daß ich mit meinem um $1\frac{1}{2}$ Jahre jüngern Bruder gemeinsamen Unterricht haben könnte. Mit Zustimmung meines Vaters gab er uns also gesonderte Stunden, wodurch er uns beide in unsern Fortschritten förderte.

Obgleich ich bereits zwei Kurse der Logik durchgemacht hatte, bewies mir Fokowich, daß ich nur die technischen Ausdrücke kenne, ohne in den Geist und die Entwickelung eingedrungen zu sein. „Die Logik," sagte er, „ist die Grundlage und der Schlüssel aller Wissenschaften. Die Pedanterie hat sie entstellt, ebenso wie die Physik und die Jurisprudenz. Aber soll man diesen Wissenschaften entsagen, weil man sie oft in lächerlicher und barbarischer Weise lehrt? Für einen tüchtigen Logiker ist nichts zu schwer, weil jede Wissenschaft nur eine Reihe der Gedanken über einen bestimmten Gegenstand ist. Wenn man klar denkt und keinen Ausdruck braucht, ehe man ihn nicht verstanden hat und zu definieren im Stande ist, wenn man versteht, dem exakten Gang der Analyse und Synthese zu folgen, wenn man die Regeln der Schlußfolgerung so in sich aufgenommen hat, daß kein Trugschluß mehr irre zu führen im Stande ist, dann wird man sichern Schrittes das Gebiet der Wissenschaften betreten und auf das Ziel hinstreben, ohne vom richtigen Wege abzuirren. Aller mystische und verwickelte Wortschwall, der viel zu sagen scheint und doch nichts sagt, wird sich als das ergeben, was er ist, nämlich als eine unförmliche und oft komische Anhäufung von dunklen, gewagten oder sinnlosen Wörtern. Wenn man die Wahrscheinlichkeit niemals mit der Wahrheit verwechselt, dann wird man vor jeder Täuschung geschützt sein und die Befriedigung empfinden, nicht das Opfer jener Menge von Charlatans zu sein, die mit Hilfe einiger magischen, der Masse imponierenden Ausdrücke oder mit einem außerordentlichen, sich auf meist ebenso thörichte wie aus der Luft gegriffene Annahmen stützenden Systeme auf die Palme des Genius Anspruch machen."*)

Nachdem mein verehrter Lehrer mir die Bedeutung und Wichtigkeit der Logik klar gemacht hatte, ließ er mich einen Kursus nach Heineccius durchnehmen. Da er immer betonte, daß die Kenntnis

*) Fokowich behandelte die Manie einiger Schriftsteller, in allen ihren Werken die Sprache der Mathematiker zu gebrauchen, um sich dadurch bei den Unwissenden das Ansehen der Tiefe zu geben, auch wie eine Charlatanerie.

der Regeln noch nichts sei, wenn man nicht erlernt habe, sie praktisch anzuwenden, gab er mir einige Beispiele, bei denen er die ganze Feinheit der Dialektik anwandte, um eine falsche Meinung mit dem verführerischsten Scheine der Wahrheit zu bekleiden. Ich mußte dann nach den Regeln der Kunst den Ursprung und die Entwickelung der Gedanken nachweisen, deren gewandte Fälschung und unmerkliche Vermischung auf eine Weise, die natürlich erschien, eine fehlerhafte Schlußfolgerung herbeigeführt hatten. Nach dieser Methode überzeugte ich mich von der Notwendigkeit der Regeln, um die Operationen des Geistes zu erleichtern.

Nach Beendigung des Kursus der Logik ging er auf die Moral und Metaphysik über. Eigentümlich war, daß meine romantische Liebe für Louise meine Studien keineswegs störte, vielmehr nur anspornte. Ihr Bruder E . ., der mein Herzensfreund geworden war, hatte seiner Schwester bisweilen von meinem besonderen Fleiße erzählt und das leichteste Zeichen des Lobes von ihrer Seite war für mich der schmeichelhafteste Lohn. Obgleich ich bemerkte, daß ein Hof von Anbetern sie zu umgeben begann, unter denen der Graf Karl Br . . ., ein talentvoller und sehr reicher junger Mann von angenehmem Aeußern der bedeutendste zu sein schien, war meine Leidenschaft so rein und uneigennützig, daß ein Blick, ein Wort, ein Nichts mich zum glücklichsten Menschen der Welt machte. Glückliche Zeit der Unschuld!

Mitten in den Festlichkeiten der Krönung empfand ich die ersten Anfälle der Eifersucht. Ich wohnte der Krönung bei und so prachtvoll und majestätisch die Zeremonie auch war, mein Interesse war nicht dabei. Die der Krönung folgenden Feste überstiegen an Eleganz und Abwechselung Alles, was ich später in Paris und Petersburg gesehen habe. Ein junger, liebenswürdiger und galanter König, der sich bemühte, zu gefallen und die Männer für sich zu gewinnen, indem er den Frauen huldigte, war für das schöne Geschlecht, das in Polen einen so großen Einfluß auf die politischen Dinge hatte, bezaubernd. Stanislaus hatte mehr als irgend Jemand diese Gewandtheit des Geistes, diesen Hauch der Liebenswürdigkeit,

die Kunst, die Eigenliebe Anderer ins Interesse zu ziehen, diese Eigenschaften, die dem Privatmanne schon die Herzen gewinnen, einem Souverän aber, der mit allen Gaben der Natur ausgestattet ist und dem der Ruf vorausgeht, der Liebhaber Katharina's gewesen zu sein, die Erfolge sicher stellten. So wirkten denn auch alle Frauen zu seinen Gunsten und brachten ihre Männer dazu, nach Warschau zu ziehen, die Hand des liebenswürdigen Poviatowski zu küssen und dabei die Annehmlichkeiten der Hauptstadt zu genießen.

Der König hatte aus Frankreich eine vortreffliche Truppe von Schauspielern und aus Italien eine hervorragende Opera buffa kommen lassen. Vestris und Pic verließen Paris für einige Zeit und Warschau wurde der Sitz des Geschmacks und der Vergnügungen. Wie groß war mein Entzücken, als ich zum ersten Male einer Vorstellung der italienischen Oper beiwohnte! Man gab La buona Figliola, und die Ristorini war prima Donna. Welcher Gesang! welche Musik! welches Zusammenspiel! Die Arie Una puovera ragazza bemächtigte sich aller meiner Seelenkräfte.

Wir waren zum Abende beim Obersten A..., wo Louise unter Begleitung ihrer Brüder die Arien der Buona Figliola, deren Partitur sie hatte, wiederholte. Ich versuchte, die Partie der Flöte auszuführen, und zog mich, indem man mir Mut zusprach, ziemlich gut aus der Affaire.

Am andern Tage erzählte ich, ganz erfüllt von meinem Glücke, meinem Professor Fokowich, der mein Freund und Vertrauter geworden war, mit Begeisterung über die Italienische Oper. Er gab sich ganz sanft Mühe, mein Entzücken zu mäßigen und benutzte es dazu, meinen Geschmack für die Italienische Poesie zu verdoppeln. Ich kannte schon Metastasio, den elegantesten und leichtesten Dichter dieser Nation; er gab mir Petrarca und später lasen wir gemeinschaftlich den Tasso und Arioste.

Während ich mich mit Orlando furioso beschäftigte und seine Heldenthaten bewunderte, lenkte ein neuer, viel weniger anziehender, aber viel glücklicherer Ritter für einen Augenblick die Aufmerksamkeit Warschau's auf sich. Es war Peter Bieren, der kurländische Erb-

prinz, der gekommen war, um die herzogliche Inveſtitur für ſich und ſeinen Vater zu empfangen. Dieſe Zeremonie war ganz dazu angethan, der Eitelkeit der Könige von Polen zu ſchmeicheln. Der Vaſall leiſtete den Lehns-Eid knieend, wie die Reichsfürſten dem deutſchen Kaiſer. Man entwickelte bei der Inveſtitur Peter's eine beſondere Pracht und ich fand Alles ſchön, edel, majeſtätiſch, nur nicht den Prinzen, der der Mittelpunkt der Zeremonie war.

Mein Vater war in Verzweiflung über dieſen Vorgang, der mit geſetzlicher Förmlichkeit die Rechte Bierens zu umkleiden ſchien, dem mein Vater immer vorgeworfen hatte, daß er im Widerſpruch mit dem Geſetze die Inveſtitur nicht perſönlich empfangen gehabt habe. Der König erklärte in dem Diplome vom 3. Januar 1765, daß er die Inveſtitur des Herzogs Ernſt Johann, die dem Geſetze von 1683 nicht entſprochen habe, erneuere und ſo den urſprünglichen Fehler aufhebe. Indem der König und die Republik feierlich die Rechte der Familie Bieren anerkannten, entzogen ſie der Hoffnung der Anhänger des Herzogs Karl allen Boden. Sie machten denn auch allmählich Einer nach dem Andern ihren Frieden und mein Vater blieb allein mit ſeiner Anſchauung, die er wie folgt begründete: „Wenn die Leiſtung des Lehns-Eides in Perſon nach dem Geſetze von 1683 unerläßlich notwendig geweſen iſt und wenn der König und der Reichtag folglich eine neue Inveſtitur anordnen, mit welchem Widerſpruch überſchreitet man das Prinzip, das man wieder in Kraft ſetzen will? Man geſtattet dem Sohn Bieren's, den Lehns-Eid für ſeinen Vater und ſich ſelbſt zu leiſten. Nun iſt aber ein durch einen Sohn geleiſteter Lehns-Eid ebenſo wenig perſönlich, wie ein durch einen Bevollmächtigten geſchworener. Es iſt alſo dieſe zweite Inveſtitur ebenſo nichtig und nimmt nichts den beſtehenden Rechten des Herzogs Karl."

Dieſe unerſchütterliche Ergebenheit meines Vaters für einen von allen alliierten und an ſeinem Schickſale intereſſierten Höfen verlaſſenen Fürſten wurde von Einigen bewundert, von der Mehrzahl aber getadelt.

Der Prinz Xaver, Adminiſtrator von Sachſen, entzog ihm die

Pension, die August III. ihm zugestanden hatte, und so blieb ihm nur die des Herzogs Karl. Diese war so bescheiden, daß sie kaum dazu ausreichte, unsere Lehrer zu bezahlen und uns zu unterhalten. Aber mein Vater verbarg uns, wie aller Welt, seine schlimme Lage und hatte den Mut, sich Alles zu versagen, nur um uns es an nichts fehlen zu lassen. Auf seine Bitte hatte er erlangt, daß wir im Dragoner-Regiment des Prinzen Karl, von dem eine Abteilung im sächsischen Palais unter dem Kommando des Majors v. Pöllnitz stand, plaziert wurden. Es war ein Festtag für meinen Vater, als wir die sächsische Uniform anlegten. Wir waren nur Unter-Lieutenants à la suite, indessen schickte es sich, daß wir von Zeit zu Zeit zu unserm Kommandanten gingen. Das war ein braver Militär, der sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatte; aber er verstand nur sich zu schlagen, zu spielen und zu fluchen. Mein Vater, der wenig ausging, kannte nicht den Ton, der beim Major herrschte. Ich war unangenehm davon berührt und man war, da man es merkte, gegen mich eingenommen. Mein Bruder, der viel jünger war und einen weniger ausgesprochenen Charakter hatte, war in bestem Einvernehmen mit diesen Herren, wurde der Liebling des Majors, schadete seiner Gesundheit und verlor die Lust zum Arbeiten. Herr v. Pöllnitz nannte mich, um sich an mir zu rächen, den Gelehrten, was das größte Schimpfwort in seinem Wörterschatze war. Unterdessen erlernten wir in unsern Ferien den militärischen Dienst und mußten während 6 Monate in der Manege üben. Fokowich, der den Stoizismus meines Vaters bewunderte, verdoppelte seine Fürsorge für mich. Statt zweier Unterrichtsstunden gab er mir drei und oft vier. An den Morgen der katholischen Festtage und oft selbst auf den Spaziergängen sprach er mit mir über philosophische oder litterarische Themata.

Beim Eintritt in das Heiligtum der Metaphysik ließ mich Fokowich eine von ihm in lateinischer Sprache verfaßte Abhandlung unter dem Titel: „Historischer Abriß über alle Systeme der antiken Philosophie“ lesen. Sie waren mit Klarheit und Schärfe dargestellt, aber ohne irgend eine kritische Beurteilung derselben.

„Warum," sagte er, „soll ich für Sie denken und Sie daran gewöhnen, in verba magistri zu schwören." Diese Lesung dauerte zwei Monate und ich habe sie mit Aufmerksamkeit getrieben. Als wir zu Ende waren, sagte mir Fokowich, daß er mir nichts diktieren werde. „Gott, Seele und Materie," führte er aus, „sind die großen Begriffe, an denen sich die ganze Schärfe unseres Geistes üben muß. Descartes und Leibnitz haben unter den Modernen diese Materien am meisten ergründet. Hier sind ihre Werke: machen Sie nun aus ihnen einen analytischen Auszug und fügen Sie in gedrängter Kürze Ihre Meinung hinzu." Es schmeichelte mir, gewissermaßen zum Richter über diese berühmten Männer bestellt worden zu sein. Aber Fokowich hatte damit keineswegs meiner kleinen Eitelkeit fröhnen, sondern mich nur daran gewöhnen wollen, niemals die Gedanken eines andern Sterblichen als unfehlbar hinzunehmen, ohne sie vorher geprüft zu haben, sich niemals nach dem Ruhme der Schriftsteller, sondern allein nach der Klarheit der Beweisführungen zu richten.

Nachdem ich einen Monat mit beharrlichem Fleiße an den zwei Auszügen und meinem Resumé gearbeitet hatte, übergab ich sie Fokowich. „Das taugt nichts; es ist viel zu lang," rief Fokowich und gab mir meine Arbeiten zurück ohne sie gelesen zu haben. So mußte ich denn von Neuem beginnen, wobei ich während dreier Wochen oft die Hälfte der Nacht benutzte. Obgleich ich den Umfang bedeutend verringert hatte, machte mich Fokowich noch auf mehrere Längen aufmerksam, die er bisweilen auf nur zwei Zeilen verkürzte. Darauf ging er mit mir in geregelter Erörterung alle Abschnitte durch, um sich davon zu überzeugen, ob ich in den Sinn eingedrungen wäre. „Da haben Sie nun," sagte er darauf, „alle Ihre metaphysischen Kenntnisse über Gott, die Seele, den Raum, die Dauer, die Bewegung, die Materie ꝛc. auf vier Seiten. Trösten Sie sich darüber und überlassen Sie den Gelehrten das unverdrossene Vergnügen, Bände zu Tage zu fördern, um Systeme zu erheben und zu zerstören, die nur auf Abstraktionen beruhen.*) Aber wenn auch

*) Das ist der Vorwurf, den Bacon von Verulam Aristoteles macht und den man seinen Nachfolgern in der Metaphysik machen kann. Er setzt, sagt der

der Mißbrauch der Abstraktionen soviel Irrtümer veranlaßt hat, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß wir ihnen die wertvolle Methode verdanken, die unsere Gedanken verallgemeinert, alle Wesen einteilt und unsern Kenntnissen mehr Ausdehnung verleiht. Verehren wir also die genialen Personen, die unsern Gedanken ein weiteres Feld eröffnet haben, aber verstehen wir die Klippen zu vermeiden, an denen man nur scheitert, wenn man die Regeln der Logik vergißt."

Fokowich teilte mir bald darauf mit, daß er mit mir eine öffentliche Prüfung veranstalten wolle. Damit man nicht den Verdacht habe, es sei Alles im Voraus vorbereitet, bat er meinen Vater, die Personen, die der Prüfung beiwohnen sollten und die Thesen bestimmen zu wollen. Zu meinen Examinatoren hatte ich einen Piaristen-Pater, einige Abbé's und die Väter-Theatiner. Der damalige kurländische Kanzler v. Klopmann, der sich grade in Warschau befand, wurde eingeladen. Er war erstaunt, mich eine nur zufällig aufgegebene These in lateinischer Sprache verteidigen zu hören. Er selbst hatte mir das Thema: „Unsterblichkeit der Seele" aufgegeben, eine Thesis, die ich gegen den Pater Mariano verteidigte. Vorher hatte ich aus der Logik über die Ideen und aus der Ethik über die Pflichten disputieren müssen.

Man war so gütig, wohl nur um mich zu ermutigen, mir Beifall zu zollen und mein Vater war vor Freude gerührt. Dieser Tag trug mir die freundliche Zuneigung des Herrn v. Klopmann ein, von der er mir einige Jahre später Beweise gab. Fokowich, der mein strahlendes Gesicht sah und befürchtete, daß die Eitelkeit nicht eine zu große Rolle bei mir spielen könnte, sagte mir in ernstem Tone: „Haben Sie bemerkt, wie diese Herren Sie wie einen Schüler behandelt haben? Die Freundlichkeit, die man Ihnen erwies, war nichts als Schonung Ihrer Schwäche. Das Alles wird in Zukunft anders werden. Man darf aber weder den Mut sinken lassen, noch sich eines Kampfes rühmen, bei dem man den Sieg nur der Großmut

---

berühmte Kanzler, Worte an die Stelle der Dinge und gewöhnt den Geist daran, sich über die Klarheit und Gewißheit hinwegzusetzen.

seiner Gegner verdankt." So bemühte er sich, in mir den jungen Leuten so natürlichen Dünkel zu dämpfen, ohne doch die Spannkraft zu brechen, die meinen Geist aufrecht erhielt und seine Thätigkeit bewahrte. Ich muß indessen der Wahrheit die Ehre geben, indem ich gestehe, daß der große Eifer, mit dem ich mich in die Metaphysik vertieft hatte, einem Verdrusse des Verliebten zuzuschreiben war. Der Graf Br . . . war nach Dresden gereist, aber der Fürst Repnin, der Bruder des Botschafters, war als Bewerber erschienen. Eines Abends, als wir im französischen Theater in der Loge der Eltern von Louise waren, kam der Fürst in die Loge und man sprach nur mit ihm. Es war von einem Maskenballe die Rede, den der König nach ein paar Tagen im sächsischen Garten unter Zelten geben werde. Es gab nichts Bezaubernderes, als die Anordnung auf diesen Bällen. Gewisse Teile des Gartens, die durch farbige Lampen stark erleuchtet waren, bildeten einen magischen Kontrast zur Dunkelheit der anderen Teile. Man tanzte unter einem sehr großen Zelte Polonaisen, während andere für die Anglaisen und die Françaisen bestimmt waren. Eine gemessene Heiterkeit herrschte überall und die Maske gewährte eine Freiheit, die das Vergnügen erhöhte, indem sie alle Klassen für einen Augenblick einander näherte, ohne sie doch ganz zu vermengen. Eine Menge reizender junger Damen verschönerte das Bild und bot einen entzückenden Anblick. Man bewunderte unter den verheirateten Damen: die Gräfin Potocka geb. Ossolinska, das vollendete Muster der Schönheit, Starostin Olpecka, die Fürstin Adam Czartoryska, die Fürstin Lubomirska u. s. w. und unter den Fräulein: die Gräfin Przedziecka (später Fürstin Radziwill, des Palatins von Wilna Gemahlin), deren Kousine Brzostowska, Fräulein Louise d'A . . . und viele andere. Die Frauen in Polen zeichnen sich im Allgemeinen durch Schönheit und Anmut aus. Fast alle sprechen französisch und deutsch, mehrere noch englisch und italienisch, üben Musik, Gesang und Malerei und scheinen, weit entfernt davon, mit ihren Talenten zu prahlen, nur an das Glück zu denken, durch natürliche Anmut und ohne Kunst zu gefallen.

Mitten unter den reizenden Damen wurde Louise bemerkt. Der König tanzte mit ihr, der Botschafter Fürst Repnin, obgleich er der Fürstin Adam Czartoryska den Hof machte, zeichnete sie aus, ein Schwarm von jungen Leuten umgab sie, der jüngere Fürst Repnin aber verließ sie fast garnicht. Traurig folgte ich ihr in gewisser Entfernung und glaubte zu bemerken, daß sie von ihrem Erfolge wie berauscht war und den Fürsten Repnin entschieden bevorzugte. Wahnsinnige Eifersucht ergriff mich, ohne daß ich dazu irgend ein anderes Recht hatte, als das meiner Liebe. Und das war die Liebe eines Schülers oder eines Narren! Ich irrte von einem Zelte zum andern. Ich schaute ohne zu sehen oder vielmehr ich sah nur einen Gegenstand. Ich stellte mich Louise in den Weg. Ein Blick, ein einziger Blick hätte mich beruhigt. Ich erhielt ihn nicht und ihr Verhalten, das im Genusse ihres ersten Triumphs ja ganz natürlich war, erschien mir als der Ausdruck der Geringschätzung. Ich verließ den Ball, der mir unter andern Umständen hundert Freuden bereitet hätte, und ging in mein Zimmer, um mich dort wie ein Thor der Verzweiflung hinzugeben.

Ich wollte in meinem Verdrusse Louise wenigstens zu fühlen geben, daß ich unzufrieden war. Acht Tage vermied ich, sie zu sehn. Als ich sie endlich wiedersah, fragte sie mich ganz ruhig, wo ich die ganze Zeit gewesen sei. „Sie sind sehr gütig, mein Fräulein, das zu bemerken. Ich dachte, daß der Ball vom Sonntage Sie noch immer beschäftigt.“ „Sie täuschen sich. Wenn ich auf einem Balle bin, so bin ich dort, um mich zu amüsieren und beschäftige mich nur mit dem Vergnügen, das ich dort finde. Ich rate Ihnen, das ebenso zu thun.“ Nachdem sie mir diese Belehrung erteilt hatte, verließ sie mich. Es giebt unglückliche Wesen, die von ihrer Jugend ab durch ein Uebermaß von Empfindlichkeit die Rosen ihres Frühlings zum Welken bringen. Ich gehörte zur Zahl solcher. In meiner Verzweiflung machte ich Elegieen à la Petrarca und fand eine Milderung meines Kummers nur im Studium der Philosophie oder darin, daß ich heimlich die „neue Heloise“ oder andere Romane dieser Art las.

Mittlerweile wurden wir in verschiedenen Häusern vorgestellt. Die Gräfin Ossolinska, Gemahlin des Palatins von Wolhynien und Mutter der schönen Gräfin Potocka ließ uns, wie auch die Familie d'A . . ., da sie dem Hofe von Sachsen sehr ergeben war, einladen und empfing uns mit großer Güte. Louise hatte der Gräfin Potocka eine lebhafte Freundschaft eingeflößt und die Verbindung dieser beiden Damen hat 30 Jahre gedauert, trotz der kleinen Eifersüchteleien, die zwischen zwei schönen jungen Frauen unvermeidlich zu sein scheinen.

Man machte Lektüre, sprach über Geschichte, Litteratur, Politik, und ich bemunderte die angenehme Wendung, die man in diesen Kreisen der Unterhaltung zu geben verstand. Besonders bewunderte ich den Fürsten Adam Czartoryski. Er las und sprach mit besonderer Eleganz und Anmut und Alles, was er sagte, war immer so neu und so geistvoll, daß ich ihm mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Vielleicht bemerkte er mein außerordentliches Interesse oder folgte nur der ihm so natürlichen Höflichkeit, kurz, er begann sich mit mir zu unterhalten und meiner Schüchternheit durch einige Zeichen seines Wohlwollens, für die man beim Eintritte in die große Welt so empfänglich ist, zu Hilfe zu kommen.

Der Fürst Adam Czartoryski war von der Natur besonders reich ausgestattet. Er hatte ein angenehmes Aeußere, einen lebhaften Geist, einen sanften und gefühlvollen Charakter und ein erstaunliches Gedächtnis. Er sprach französisch, deutsch, italienisch, englisch, griechisch und türkisch, war fast in allen Wissenschaften bewandert und behandelte sie mit Leichtigkeit, Geschmack und Interesse. Er verstand, obgleich noch jung, in edler und wahrhaft vornehmer Weise sein unermeßliches Vermögen zu benutzen. Jeder Mann von Verdienst oder einigem Talente konnte sicher sein, in ihm einen eifrigen Mäzen zu finden, der es nicht an Aufmunterung und Beihilfe fehlen ließ. Ein Unglücklicher bat ihn niemals vergebens um seine großmütige Unterstützung und die geheimen Pensionen, die er gewährte, nahmen einen ansehnlichen Teil seiner Einkünfte in Anspruch. Sein Kassierer hat mir versichert, daß er im Laufe von

12 Jahren mehr als 100 Tausend Dukaten für Wohlthaten an Franzosen, die ihn in großer Zahl stets umgaben und die er unterhielt, verausgabt habe. Wenn er sich in einer Gesellschaft befand, so verbreitete er Leben und Heiterkeit. Er spielte Komödie, wie der beste französische Schauspieler und verfaßte selbst Proverben und reizende kleine Lustspiele. Er war bei Frauen und Männern gleichmäßig beliebt und verletzte sie niemals durch seine Ueberlegenheit.

Bei der allgemeinen Anerkennung, die dem Fürsten Adam gezollt wurde, wäre er gewiß seinem Vetter Poniatowski vorgezogen worden, wenn die Kaiserin Katharina sich nicht bei der Königs-Wahl für letzteren ausgesprochen hätte. Trotzdem, daß der Groß-Kanzler Czartorysski seinen Neffen und Zögling Poniatowski begünstigte, neigte das Publikum entschieden dem Fürsten Adam zu. Ein viel berühmterer Name und ein unermeßliches Vermögen sprachen zu seinen Gunsten und sein Vater, der Palatin von Rußland, war so allgemein geachtet, daß dieses Gefühl der Verehrung sich auch auf den Sohn übertrug, während der Kanzler, dessen hochmütiger, rachsüchtiger, intriguanter und verschlagener Charakter bekannt war, gefürchtet und gehaßt würde. Stanislaus hegte, auch nachdem er zum Throne gelangt war, immer gegen seinen Rivalen eine geheime Eifersucht, die aus der Zeit der Kindheit datierte und durch die Umstände nur noch vermehrt wurde.

Mein Vater, der uns daran gewöhnt hatte, ihm unsere Gefühle und Gedanken über das, was wir in der Gesellschaft sahen, mitzuteilen, trug uns auf, dem Fürsten Adam, über den ich mit Begeisterung gesprochen hatte, unsere Aufwartung zu machen. Wir gingen am nächsten Sonntage zu ihm und er empfing uns mit der Leutseligkeit, die ihn charakterisierte. Nachdem er mit uns ein wenig geplaudert hatte, fragte er mich: „Warum hat Ihr Vater Sie für den sächsischen Dienst bestimmt, während Ihnen, als einem Kurländer, in Polen Alles offen steht? Sie sind," fügte er verbindlich hinzu, nach den Verträgen unsere Mitbrüder und Mitbürger. Warum diese Rechtstitel vernachlässigen, und die Bande der Union lockern, statt sie zu befestigen? Sprechen Sie mit Ihrem

Vater und sagen Sie ihm, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, Ihnen nützlich zu sein. Ich liebe und schätze den kurländischen Adel, dessen Wert und Loyalität mir bekannt sind."

Ich beeilte mich, meinem Vater über dieses Gespräch Mitteilung zu machen. Obgleich er für diese Aeußerungen der Güte empfänglich war, sagte er mir: „Der Fürst Adam ist der liebenswürdigste Mann seines Jahrhunderts, aber ein wenig leicht, und man darf nicht auf die Dauerhaftigkeit seiner Unterstützung bauen. Außerdem ist die Lage Polens nicht fest gegründet und alles ist hier ungewiß. Dazu kommt, daß man den dissidentischen Adel nicht liebt, und faktisch, die Heiligkeit der Pakten verletzend, von allen Aemtern ausgeschlossen hat. In Sachsen rückt man nur langsam vorwärts, aber man ist seiner Stelle fürs Leben sicher. Zieht das Sichere dem Glänzenden vor und haltet an diesen Hof, wo die Erinnerung an die Opfer, die ich gebracht habe, noch nicht vergessen ist." Man wird bald sehen, wie wenig diese Annahme meines Vaters begründet war. Er trug mir auf, dem Fürsten zu danken und ihm zu sagen, daß er sich unseretwegen schon zu weit beim sächsischen Hofe engagiert habe.

Die Freundschaft der Gräfin Potocka mit Louise b'A . . . hatte die Geselligkeit dieser Familie erhöht. Man hatte den Einfall, Komödie zu spielen und zwang uns auch, Rollen zu übernehmen. Während Louise und ihre Brüder, wie auch ihre ältere Schwester, die soeben den Obersten Cz . . . geheiratet hatte, vorzüglich spielten, fielen meine und meines Bruders Leistungen nicht schön aus. Einer der besten französischen Schauspieler hatte übernommen, uns unsere Rollen einzustudieren und ein verabschiedeter französischer Kapitän, M. Brehand du Fournel, leitete unsere kleine Truppe. Er tröstete mich über mein Mißgeschick, kein guter Schauspieler zu sein, nahm mich in seine Freundschaft und unterwies mich in den Regeln der französischen Dichtung. Er machte selbst reizende Verse und häufig erschien von ihm für die Damen ein Bouquet, das immer von einem Gedichte begleitet war. Eines Tages führte er den M. de Raisonneuve ein, einen großen, jungen Mann, der, ohne schön zu

sein, gefallen konnte. Der Fürst Adam als Chef des vom Könige begründeten Kadetten-Korps hatte diesen Offizier mit mehreren anderen seiner Nation kommen lassen, um sie bei den Zöglingen zu verwenden. Maisonneuve hatte Geist und Bildung und spielte die Rolle des Bescheidenen und Romantischen. Zu der Zeit war die Eigenschaft des Franzosen die beste Empfehlung in Warschau. Man trug ihm eine Rolle in unserem Stücke an; er nahm sie an, spielte wie ein Schauspieler von Fach und lenkte die Aufmerksamkeit der Fürstin L . . . auf sich, deren Ansehen und Reichtum ihn in der Welt vorwärts brachten.

Auch der Fürst Repnin gehörte zu unserer Truppe und obgleich 7 bis 8 Personen die reizende Louise umgaben, hatte ich mir in den Kopf gesetzt, daß er der von ihr Bevorzugte sei. Ich war übler Laune und als der Fürst eines Tages mit mir scherzen wollte, antwortete ich mit Bitterkeit. Man sprach gleich darauf von unserem Fecht-Lehrer und der Fürst sagte zu mir in einem, wie mir schien, höhnischen Tone: „Sie müssen viel Kräfte haben?“ „Oh ja soviel, daß, wenn Sie wollen, wir die Knöpfe von unseren Stoßdegen abnehmen können.“ „Ah, das klingt ja wie eine Herausforderung.“ „Nehmen Sie das, wie es Ihnen beliebt.“ „Sie scherzen wohl?“ „Habe ich die Miene und den Ton dazu?“ „Das ist denn doch zu arg. Gehen wir, gehen wir.“ Wir nahmen unsere Hüte und gingen eilig nach unten. Die Damen d'A., die durch diesen unerwarteten Zorn-Ausbrnch überrascht waren, beschworen ihre Brüder, uns zu folgen; wir hatten aber einen genügenden Vorsprung. Als wir im Hofe waren, fragte der Fürst, „Wohin gehen wir?“ „Das hängt von Ihnen ab.“ „Gehen wir hinter den sächsischen Garten.“ „Nein, da gehen zu viel Menschen vorbei. Aber wenn es Ihnen beliebt, gehen wir in mein Zimmer.“ „Gut, das ist mir einerlei.“

Mein Bruder war nicht zu Hause, meinen Diener schickte ich unter dem Vorwande einer Besorgung weg und nachdem ich die Thüre verschlossen hatte, nahmen wir die Degen in die Hand. Da der Hof des sächsischen Palais sehr groß ist und man, um zu mir

zu kommen, über den ganzen Hof gehen mußte, so hatten die Herren d'A . . . uns bemerkt und ihre Schritte so beeilt, daß sie uns unmittelbar folgten. Sie riefen uns zu, aufzuhören und da wir darauf nicht antworteten, so erbrachen sie die Thüre grade in dem Momente, wo der Fürst einen Stoß führte, der mir hätte verhängnisvoll werden können, wenn ich ihn nicht mit der linken Hand pariert hätte, an der ich dann eine leichte Verwundung davontrug. Die Herrn d'A . . . warfen sich zwischen uns und riefen mir zu: „Denken Sie an Ihren Vater. Was soll daraus werden, wenn Sie den Fürsten auch nur verwunden?" Der Gedanke, meinen Vater in Gefahr gebracht zu haben, erschreckte mich und machte mir den ganzen Umfang meiner Unbesonnenheit klar. „Ach, mein Fürst," rief ich aus, „schaden Sie nur nicht meinem Vater." Er umarmte mich und gab mir sein Ehrenwort, das Geheimnis zu bewahren und mein Freund bleiben zu wollen. Er hat sein Versprechen gehalten und bis zu seinem Tode habe ich von ihm nur Zeichen der Achtung und Freundschaft erhalten. Die Herrn d'A . . . versprachen ebenso, das tiefste Schweigen über meine Unbesonnenheit einzuhalten. Um jeden Verdacht zu beseitigen, kehrten wir sofort zur Gesellschaft zurück, die dadurch und durch den freundschaftlichen Ton, den der Fürst mir gegenüber anschlug, vollständig beruhigt wurde. In Louisens Augen las ich aber eine Mißbilligung meines Verhaltens und da ich mit mir selbst unzufrieden war und etwas Schmerzen an der Hand empfand, zog ich vor, mich baldmöglichst zurückzuziehen.

Fokowich bat meinen Vater um die Erlaubnis, mich für einige Tage aufs Land, nach Bilany, wo die Zöglinge des Kollegiums der Theatiner damals ihre Ferien verbrachten, bringen zu dürfen. Da Fokowich mein Mentor sein wollte, so war mein Vater mit Vergnügen einverstanden.

Als wir zur Stadt zurückgekehrt waren, verabschiedete mein Vater die Lehrer der französischen, deutschen und polnischen Sprache, wie auch den Tanz-Lehrer. Die dadurch freigewordenen vier Stunden wurden für das Studium des Natur-, Völker- und öffentlichen

Rechts bestimmt. Nach 2 bis 3 Monaten ging ich zur Geschichte des römischen und später des kanonischen Rechts über.

An den Sonntagen und den sonstigen Festtagen besuchte ich wie früher die Gesellschaften. Der Primas Fürst Podoski hatte die Erlaubnis erhalten, im sächsischen Palais zu wohnen und wir ermangelten nicht, ihm unsere Aufwartung zu machen. Er war sehr gütig gegen mich und da er häufig das diplomatische Korps bei sich zum Diner sah, stellte er mich diesen Herren mit freundlichen Worten über mich vor. Der Nuntius Durini und sein Gehilfe sprachen dann mit mir italienisch und luden mich bisweilen zu sich zur Chokolade.

Um diese Zeit kam der Landhofmeister v. d. Howen als Delegierter der kurländischen Ritterschaft an den Reichstag nach Warschau. Mein Vater bat ihn, mich mit verschiedenen Uebersetzungen und andern auf seine Sendung Bezug habenden Arbeiten zu beschäftigen, um mich mit den Angelegenheiten unseres Vaterlandes bekannt zu machen.

Mitten unter den glänzenden Festen, die der Reichstag veranlaßte, erregte die Gewaltthat des Fürsten Repnin, des russischen Botschafters, die Gemüter der Polen und Fremden. In einer Nacht ließ der Botschafter den Fürst-Bischof von Krakau, den Grafen Soltyk, den Bischof Zaluski, den Hetmann Rzewuski und dessen Sohn, der Landbote auf dem Reichstage war, gefangen nehmen. Als wir am Morgen nach dieser Nacht aufstanden, sahen wir, daß der kleine sächsische Garten, den man den Garten der Königin nannte, mit Soldaten angefüllt war. Zwei Fenster unserer Wohnung gingen auf diesen Garten, der mit dem Garten des Brühl'schen Hotels, wo der Fürst Repnin wohnte, in Verbindung stand. Neugierig, zu erfahren, was das Alles zu bedeuten habe, wandten wir uns mit Fragen an einen Offizier. Er würdigte uns aber keiner Antwort und erst nach zwei Stunden erfuhren wir von unserm Vater, was geschehen war. Er teilte uns mit, daß der Fürst Repnin während der ganzen Nacht zwei Regimenter Infanterie unter Waffen gehalten habe und daß sein Hof, seine Gärten und die Straßen, die auf sein Hotel herausliefen, noch jetzt mit Soldaten angefüllt seien.

Dieſes Vorgehen charakteriſierte das Weſen des Fürſten Repnin. Man mußte wenig Geſchicklichkeit und Gewandtheit haben, um ſich ſolcher gewaltſamen Mittel zu bedienen, die ſelbſt eine noch ſo ſehr herabgewürdigte Nation zur Verzweiflung bringen mußte. Die Gährung wurde allgemein. Alle Magnaten und Landboten wollten ſich ſofort aus der Stadt entfernen. Aber Warſchau war von ruſſiſchen Truppen eingeſchloſſen und ohne Erlaubnisſchein des Botſchafters war es unmöglich, durch dieſe furchtbare Barriere zu kommen.

Die Kaiſerin von Rußland erklärte ſich, um ſich einen dauernden Einfluß in Polen zu ſichern, zur Schutzherrin des diſſidentiſchen Adels dieſes Königreichs und begründete ihr Manifeſt mit allen den großen Worten über Toleranz, Erleuchtung und Humanität, die die Enzyklopädiſten damals an allen Höfen in Aufnahme zu bringen die Geſchicklichkeit gehabt hatten. Stanislaus hätte ſich ſchon um des Titels des Königs-Philoſophen willen, den ihm Voltaire beigelegt hatte, für die Diſſidenten ausgeſprochen, ſelbſt wenn die Kaiſerin von Rußland das von ihm nicht verlangt hätte und die Höfe von Preußen, England, Schweden und Dänemark traten natürlich den Anſchauungen des Kabinets von Petersburg bei.

Der Senat und die Mehrzahl der polniſchen Nation widerſetzten ſich dem Verlangen der Diſſidenten, die vollſtändige Rechtsgleichheit mit den Katholiken in Anſpruch nahmen. „Jeder Staat,“ ſagte die Partei der Majorität, muß eine herrſchende Religion haben und die römiſch-katholiſche iſt in Polen und Litthauen faktiſch und rechtlich als ſolche anerkannt. Man wolle den diſſidentiſchen Edelleuten das Recht gewähren, zu den erſten Aemtern des Hofes und der Armee zu gelangen, aber den Eintritt in den Senat und die Kammer der Landboten verweigere man ihnen.“ Die von Rußland unterſtützten Diſſidenten fanden, daß das für ſie nicht genügend ſei. Sie vereinigten ſich unter einander durch das Band einer General-Konföderation, zu deren Marſchall der General Grabowski erwählt wurde. Man lud die kurländiſche Ritterſchaft ein, ſich ihr anzuſchließen (konf. das Schreiben des Marſchalls Grabowski an den kurländiſchen Landbotenmarſchall, Oberhauptmann Friedrich Wilhelm

Heyking, vom 21. März 1767 und die Antwort des letztern in den Landtags-Akten vom selben Jahre) und die Ritterschaft entschloß sich dazu durch einen formellen Akt, in dem man einige Vorsichts-Klauseln hineingefügt hatte*). Dieser Entschluß war zum Teile durch die Bemühungen des russischen Ministers in Mitau, v. Simolin, herbeigeführt worden, der dem Herzoge eine Vermehrung der herzoglichen Rechte, der Ritterschaft aber eine Ausdehnung der Privilegien versprochen hatte. Rußland und der König von Polen thaten Alles, um ihr Projekt der Toleranz durchzusetzen. Aber weder Drohungen, noch Versprechungen konnten den größern Teil der Nation verführen und der Fürst Repnin führte, durch den Widerstand gereizt, den gewaltsamen Schlag, von dem oben die Rede gewesen ist. Er war überzeugt, daß er dadurch alle Mitglieder des Reichstages in Schrecken setzen und zu Boden werfen werde, erreichte abet nichts mehr, als hier die Unzufriedenheit zu hemmen, wogegen die Opposition in den Provinzen mit aller Begeisterung der Religion und des verletzten Vaterlandsgefühls, aber ohne Besonnenheit und Eintracht, zum Ausbruche kam.

„Wenn wir," riefen die Unzufriedenen, „auf dem Throne einen sächsischen Fürsten hätten, so hätte er niemals ein derartiges Attentat gegen die nationale Freiheit, noch das Verlangen der Dissidenten, das ebenso unserer Religion, wie unserer Verfassung widerspricht, geduldet." Ohne noch einen festen Plan zu haben, wandte man seine Blicke nach Sachsen. Unter verschiedenen Formen wurden Emissäre an den Kurfürsten gesandt, um ihm die Krone anzubieten. Wenngleich der junge Kurfürst alle die ihm gemachten Vorschläge abzulehnen wußte, so reichte die Kurfürstin-Mutter, die ihren Sohn auf dem Throne seiner Vorfahren zu sehen wünschte, den Sendboten die Hand und setzte geheime Verhandlungen mit den Unzufriedenen in Polen und Litthauen ins Werk. So bildeten sich in Dresden zwei Parteien. Die erste, der Kurfürst und sein Ministerium, verhielt sich passiv, während die andere, die unter der Hand mit großer Rührigkeit agitierte, aus der Kurfürstin-Mutter, dem Prinzen Karl,

*) Konf. Ziegenhorn's Staatsrecht der Herzogtümer Kurland ꝛc. Nr. 137.

den Gesandten Frankreichs und Spaniens und den polnischen Emissären bestand.

Der Fürst-Primas Podoski, obgleich er immer von Russen umgeben war und deren Schutz öffentlich in Anspruch nahm, glaubte als Chef der katholischen Kirche und als Kreatur Sachsens die Rolle des Patrioten und eifrigen Katholiken spielen*) zu müssen, aber ohne sich zu kompromittieren. Er hatte meinem Vater und dem Herrn v. d. Howen wiederholt seine Ergebenheit für Sachsen versichert und schlug nun Herrn v. d. Howen vor, in geheimer Mission an den sächsischen Hof zu gehen. Dieser übernahm mit Vergnügen den Auftrag, bei der der Unterhändler alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatte. So reiste er denn ab und mir übertrug man die Korrespondenz. Der Primas vertraute mir die Chiffren an, und wenn die Depeschen abgesandt worden waren, wurden die Entwürfe sofort verbrannt. Zwei fingierte Namen waren für die beiderseitigen Adressen gewählt worden und die Briefe gingen durch einen Kanal, den die Russen nicht im Verdachte haben konnten. Das Projekt des Primas hatte zwei Dinge im Auge: Stanislaus zu veranlassen, zu Gunsten des Kurfürsten der Krone zu entsagen und Biren zu zwingen, Kurland seinem legitimen Fürsten, dem Herzoge Karl, wiederzugeben.

Frankreich, neidisch auf die Stellung Rußlands als Herrn Polens und Kurlands, war mit dem Plane einverstanden, wollte aber nicht eher öffentlich hervortreten, als bis die Konföderation allgemein geworden wäre und einen Mittelpunkt wie eine Art von legaler Festigung erhalten hätte. Unter solchen Umständen entschloß sich der Herzog Karl, selbst nach Paris zu reisen, um den Wünschen aller Konföderierten und vor allem den dringenden Bitten der Gräfin

*) Ich habe ihn nie für aufrichtig gegen irgend eine Partei gehalten. Als er nur Referendar der Krone war, ließ er sich von Rußland dazu benutzen, die Unzufriedenen zur Bildung der Konföderation von Radom zu bewegen. Das Losungswort der kaiserlichen Erklärung war damals „Wiederherstellung der Einheit, Freiheit und des Glücks in Polen.“ Die Folge hat gezeigt, was es damit auf sich hatte.

Tief erregt verließ ich Warschau. Ich war an diese schöne Stadt mit meinem Herzen gefesselt und mich beunruhigte das Vorgefühl, daß ich meinen Vater nicht mehr wiedersehen würde. Unsere Trennung zerriß mir das Herz und der traurige Abschied von dem Hause d'A. . . . brachte meinen Schmerz auf das äußerste. Die beiden ältesten Söhne dieser mir so teueren Familie begleiteten mich bis zur ersten Station, wo ich mich dann aus ihren Armen reißen mußte. In meiner Traurigkeit fand ich auf der Reise keinen andern Trost, als an meine Freunde immer wieder lange Briefe zu schreiben.

Ich kannte die Menschen bisher nur noch von der guten Seite. Jetzt war ich zu dem Abschnitte meines Lebens gelangt, wo die Erkenntnis der Wirklichkeit beginnen mußte. Egoismus, Neid und die niedrigsten Leidenschaften zeigten sich mir nun allmählich in ihrer häßlichen Gestalt. Meine ersten trüben Erfahrungen mußte ich in Dresden machen.

Ich war von den größten Hoffnungen erfüllt, die sich auf eine Reihe von Empfehlungsbriefen stützten, deren Zahl größer war, als die meiner Kreditbriefe. Um die nötigen Aufklärungen zu erlangen, suchte ich sofort den Herrn Georgi, den Sekretär des Prinzen Karl, auf. Dieser brave Mann war bei meinem Vater zehn Jahre Sekretär in Kurland gewesen, hatte mich zur Welt kommen sehen und mich im Schreiben und Rechnen unterrichtet. Mein Vater hatte ihn beim Herzoge angestellt und als dieser gezwungen war, nach Sachsen zurückzukehren, war er mit ihm nach Dresden gezogen und hatte hier eine wohlhabende Witwe, die ihm 30 Tausend Thaler mitbrachte,

geheiratet. Er empfing mich wie den Sohn seines alten Wohlthäters und orientierte mich über die Umtriebe am Hofe. Der Herzog Karl war noch nicht aus Paris zurückgekehrt. Den Grafen Sacken schilderte man mir als einen Mann, der sehr verschwenderisch mit Worten sei, auf den man aber nicht rechnen könne. Mittlerweile besorgte mir Georgi eine kleine Wohnung und bot mir bis zur Rückkehr des Herzogs seinen Tisch an.

Ich beeilte mich, mich dem Grafen Sacken vorzustellen, um ihm den Brief meines Vaters zu übergeben. Im ersten Vorzimmer fand ich eine Menge Lakaien und Kuriere. Man ließ mich durch zwei oder drei Zimmer gehen, und endlich führte mich ein Kammerdiener in den Salon, wo ein Sekretär mich mit wichtiger Miene nach meinem Namen fragte, und mir darauf sagte, daß er mich bei Seiner Exzellenz anmelden werde, sobald dieselbe mit dem Diktieren so wichtiger Depeschen zu Ende sein werde, daß sie ihre Toilette habe unterbrechen müssen. Nach einer Viertelstunde geleitete mich ein anderer Kammerdiener in das Kabinet des Grafen.

„Ah! Sie sind es, Herr Baron," rief er, mich umarmend, „Sie, der Sohn meines würdigen und alten Freundes." Er überschüttete mich mit einer Menge von Fragen über meine Familie und fragte mich, sich plötzlich unterbrechend, was der Zweck meiner Ankunft in Dresden sei. Diese Frage setzte mich in Erstaunen. „Was mich hierher geführt hat," erwiederte ich, „ist das schmeichelhafte Versprechen Euerer Exzellenz, mich im Departement der auswärtigen Angelegenheiten anstellen zu wollen und der Brief meines Vaters enthält seine Danksagung." Bei diesen Worten veränderte sich sein Gesicht und nahm einen ernsten und wichtigen Ausdruck an. „Es ist ja wahr, Herr Baron," bemerkte er, „daß ich in meiner Antwort habe durchblicken lassen, es könnte sich vielleicht dereinst ein Mittel finden lassen, Sie in der diplomatischen Laufbahn unterzubringen. Aber Ihre Anwesenheit häuft die Schwierigkeiten und bildet so zu sagen das erste Glied in der Kette von Hindernissen, die zu beseitigen mir leichter gewesen wäre, wenn Sie in Warschau geblieben wären." „Es scheint mir indessen,"

antwortete ich etwas lebhaft, „daß Ew. Exzellenz Brief ganz positiv gehalten war.“ „Die Verhältnisse haben sich geändert, und obgleich ich am Ruder der Geschäfte stehe, bin ich verpflichtet, in der allgemeinen Richtung der politischen Angelegenheiten, wie in meinem Verhalten in Privat-Sachen ein unerschütterliches und den weisen Intentionen Seiner Hoheit des Kurfürsten, meines Herrn, entsprechendes System einzuhalten.“ Er fuhr fort, noch eine Viertelstunde allerlei Zeug zu reden, von „heterogenen und harmonischen“ Maßregeln zu sprechen und endete damit, mir ein politisches Bild von Europa à la Mably*) zu entwerfen, wodurch er offenbar glaubte, mich durch die Tiefe seiner Kenntnisse in Erstaunen gesetzt zu haben. Er las in meinen Augen, daß ihm das nicht gelungen war. Ich kannte meinen Mably ebenso gut auswendig wie er, und ich erkannte alle die in eine Flut von verworrenen Redewendungen und lächerlichen Phrasen getauchten Ausdrücke wieder. Er schien mir verletzt. „Sie sehen,“ sagte er, „daß ich trotz meiner Wünsche Ihre Pläne nicht zu erfüllen wüßte.“ Dieser Schluß seines Wortschwalls hätte mich zum Lachen gebracht, wenn er nicht alle meine Hoffnungen zerstört hätte. „Meine Pläne!“ erwiderte ich, „nein, Herr Graf; es sind die Wünsche meines Vaters, der dem sächsischen Hofe Alles geopfert hat.“ „Sagen Sie das dem Prinzen Karl und nicht dem Kurfürsten, meinem Herrn. An dem Prinzen liegt es, zu Ihren Gunsten zu wirken. Er wird bald ankommen und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihre Bitte bei ihm zu unterstützen.“ Dieser Hoffnungsstrahl richtete mich wieder auf und die Einladung zum Diner beim Grafen für den folgenden Tag ließ mich Alles vergessen. Oh! über die Unerfahrenheit der Jugend!

Der Graf Sacken war ein kleiner hagerer Mann, geziert in seinen Manieren und überladen mit Orden, von denen er einige sogar im Hauskleide trug. Sein Geiz wurde bisweilen von seiner Eitelkeit, die bei ihm denn doch noch eine größere Leidenschaft war,

*) Dieses Werk war damals sehr beliebt und diente allen Ministern als Handbuch.

überwältigt.*) Er bediente sich nur gesuchter Phrasen und neuerfundener Ausdrücke und war ein kriechender Hofmann, als ob sein Vermögen von seinem Amte abhinge, während er sein Amt nur seinem Reichtume zu verdanken hatte. Glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß in seiner Bibliothek 6 bis 8 prachtvoll eingebundene Folio-Bände mit dem Titel: „Mes négociations“ aufgestellt gestanden haben, daß aber in diesen großen Bänden nichts als weißes Papier enthalten gewesen sei. Er hatte eine Leidenschaft für Korrespondenzen. Leider waren seine Briefe Meisterstücke der Sinnlosigkeit.

Zu Hause dachte ich noch viel über diese sonderbare Persönlichkeit nach. Ich konnte nicht verstehen, wie man mit soviel Albernheit und Kleinlichkeit Minister des Auswärtigen sein konnte; ich war eben noch zu jung und unerfahren.

Mein Vater und der Fürst-Primas hatten mir Briefe an einen Herrn Poncet mitgegeben, einen Genfer Uhrmacher, der der Vertraute, Agent und Geheim-Sekretär der Kurfürstin-Mutter und so eine Persönlichkeit von Bedeutung geworden war. Da er sich des Rufes der Rechtlichkeit erfreute, so hatte mein Vater ihn gebeten, einem jungen und unerfahrenen Menschen, wie ich es sei, mit seinem Rate behülflich zu sein. Mein Genfer beachtete kaum den Brief meines Vaters, als er aber den des Primas gelesen hatte, klärte sich sein Gesicht auf. „Sie sind also,“ sagte er, „durch den Primas in unsere Pläne eingeweiht und da dieser Prälat mir für Ihre Verschwiegenheit einsteht, so werde ich mit Ihnen offen über den von uns eingeschlagenen Weg sprechen. Sind Sie beim Grafen Sacken gewesen?“ „Ich komme von ihm.“ „Wie denken Sie über ihn?“ „Daß er ziemlich lächerlich ist.“ „Da haben Sie sehr Recht,“ rief er mit einer Miene der Befriedigung, die er zu verbergen sich nicht bemühte, „das beweist mir Ihren Scharfblick. Sprechen Sie mit ihm nicht über unsere Bekanntschaft. Das ist der größte Feind unserer Projekte und seine Ergebenheit für Rußland ist bekannt.

*) Friedrich der Große ernannte ihn, um ihn mit seinen Reichtümern nach Berlin zu ziehen, zum Groß-Kammerherrn ꝛc.

Haben Sie Briefe an irgend welche ausländische Gesandte?" „Ich habe nur einen an den Baron Zuckmantel."„ Er wohnt in meinem Hause, ebenso die Gräfin Brzostocka. Da Sie von Warschau kommen, so werden Sie wohl auch Briefe für sie haben." „Allerdings." „Gut, so werde ich fragen lassen, ob sie jetzt sichtbar ist und ich werde Sie bei ihr einführen. Das ist eine Frau von Geist und die Seele der Konföderation. Dabei hat sie ganz die Erhabenheit einer Republikanerin."

Die Gräfin Brzostocka, Schwester des Grafen Oginski, eine Frau von etwas männlichem und rauhem Wesen, empfing mich mit der ungezwungenen Höflichkeit, die die polnischen Damen auszeichnet. Wir gingen darauf zum Baron Zukmantel, wo ich wieder zu bemerken Gelegenheit fand, daß man für den Herrn Poncet viel Aufmerksamkeit hatte. Als wir fortgingen, bat er mich, sein Haus wie das meinige zu betrachten. „Ich habe eine zahlreiche Familie," sagte er, „eine Person mehr an meinem Tische hat nichts zu bedeuten. In Ihrem Alter thun Sie gut, die Wirts-Tafeln zu vermeiden. Sie sind kostspielig und Sie werden dort oft schlechte Gesellschaft finden."

Am Tage darauf dinierte ich beim Grafen Sacken, der mich dem diplomatischen Korps vorstellte. Vor dem Diner hatte ich eine Unterhaltung von einer halben Stunde mit ihm, wobei er mir anbot, mich dem Kurfürsten vorzustellen und mit mir die üblichen Visiten zu machen.

Die Kurfürstin-Mutter, die durch die Gräfin Brzostocka und den Herrn Poncet für mich günstig gestimmt worden war und vom Grafen Sacken die Opfer erfahren hatte, die mein Vater für den Herzog Karl gebracht, empfing mich sehr gnädig. Im Allgemeinen kann ich die Höflichkeit der Sachsen nur rühmen, besonders die des Grafen Baudissin, des Gouverneurs von Dresden. Aber mein Herz war in Warschau geblieben und die sächsische Hauptstadt konnte in keiner Beziehung den Vergleich mit der polnischen aushalten.

Am kurfürstlichen Hofe war Alles abgezirkelt, steif und fast ärmlich, während Stanislaus einen großen und prachtvollen Hof unterhielt.

Ich hatte bei meiner Abreise von Warschau so sicher darauf gerechnet, ohne Aufschub angestellt zu werden, daß meine Geldmittel mir ausreichend erschienen waren. Aber der Prinz Karl war immer noch nicht heimgekehrt und meine Börse fing an, trotz meiner Sparsamkeit, sich bedenklich zu leeren. Schon der Gedanke, Schulden zu machen, ließ mich schaudern und so geriet ich in eine trübe und sorgenschwere Stimmung.

Damals machte ich die Bekanntschaft eines gewesenen Professors, Namens Grummert. Er unterrichtete mich im öffentlichen Rechte Deutschlands, im Lehnrechte und dem sächsischen Privatrechte. Als ich ihm ein Honorar anbot, nahm er nichts entgegen, da er bemerkt hatte, daß mich das geniert hätte. Er hatte eine freundliche Zuneigung zu mir gewonnen. Nach einigen Gesprächen über J. J. Rousseau, dessen Contrat social er ebenso genau kannte wie ich, war dies der gewöhnliche Gegenstand unserer Unterhaltung. Dieser aufgeklärte Mann war gehaßt und verfolgt worden, weil er zu lebhaft die damals an den deutschen Universitäten herrschende Methode kritisiert hatte. Wegen seiner etwas starken Thesen über die Mängel des Privat- und Kriminalrechts hatte man die Regierung gegen ihn aufgebracht und ihn gezwungen, die Universität Leipzig zu verlassen. Um mein brennendes Verlangen nach Weiter-Bildung zu befriedigen, vermittelte er mir die Benutzung der kurfürstlichen Bibliothek, wo ich nun viele angenehme Stunden verbrachte, um zu lesen und mir Auszüge zu machen.

Man hatte bald bemerkt, daß ich so zurückgezogen lebte. Die jungen Grafen Baudissin, die ungefähr in meinem Alter waren, machten mir darüber Vorwürfe und besonders der ältere erwies mir viel Freundschaft. Der Vater begünstigte diese Beziehungen und so wurde ich wieder in die Gesellschaft zurückgeführt. Aber die geheime Ursache meines Kummers wurde immer bedeutender und so sah ich mich gezwungen, mich eines Gegenstandes zu entäußern, der mir sehr lieb war. Ich verkaufte eine schöne emaillierte Repetier-Uhr, die mir der Fürst-Primas bei meiner Abreise geschenkt hatte. Der Sekretär Georgi schaffte mir 40 Dukaten für die Uhr

und so waren meine Finanzen bis zur Ankunft des Prinzen Karl wieder einigermaßen geordnet. Ich hatte wenig Bedürfnisse, spielte nicht und da ich fast täglich zum Diner und Souper Einladungen hatte, so konnte ich mich in der Uniform, die ich trug, in der Gesellschaft halten.

Um diese Zeit verbreitete sich die Freimaurerei in Deutschland unter dem Titel der Reform oder der strikten Observanz und man sprach in allen Gesellschaften von diesem Orden. Bald war ich denn auch in den Orden eingetreten.*)

Der Herzog Karl war, um dem Kurfürsten und besonders seiner von ihm zärtlich geliebten Schwester, der Prinzessin Elisabeth, eine Ueberraschung zu bereiten, 24 Stunden früher heimgekehrt, als man ihn erwartet hatte. Ich beeilte mich, ihm meine Aufwartung zu machen. Der Herzog, der mich freundlich empfing, fragte mich, ob mein Vater nach Kurland zurückgekehrt sei. „Noch nicht, Hoheit, aber sobald die Abmachungen beendet sein werden, wird er nicht zögern, sich dahin zu begeben.“ „Und welcher Art sind denn diese Vereinbarungen?“ „Man wird ihm die Kandausche Hauptmannsstelle, die Arrende von Neuhausen und 1000 Dukaten zu seiner Uebersiedelung geben, aber keine Entschädigung für die sieben Jahre der Entziehung seiner Einkünfte.“ „Das ist unwürdig,“ rief der Prinz, mit dem Fuße stampfend. Er richtete noch einige Fragen an mich und äußerte sich sehr betrübt über die Nachricht, daß die Gesundheit meines Vaters so zerrüttet war. Von mir und meiner Zukunft war keine Rede.

Ich sprach mit dem Kammerherrn B..., der das volle Vertrauen des Herzogs besaß, darüber und bat ihn, mit dem Herzoge über mich zu reden. Er meinte, daß der Moment dazu wenig günstig sei und daß ich besser thäte, noch zu warten. Diese ausweichende

*) Wir haben hier die ausführlichen Mitteilungen über die Beziehungen des Verfassers zur Freimaurerei und die verschiedenen Richtungen in derselben um deswillen wegzulassen für angezeigt gehalten, weil ein genügendes Interesse für alle diese Dinge jetzt kaum mehr vorhanden sein dürfte. (Anmerkung des Herausgebers.)

Antwort eines Mannes, der ein alter Freund meines Vaters war, erstaunte mich und ich beklagte mich bitter beim Sekretär Georgi. Dieser gab mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Schlüssel zum Verständnisse des Verhaltens des Kammerherrn B . . . gegen mich. „Der Herzog," sagte er, „hat es sich zum Gesetze gemacht, den Kurfürsten um nichts zu bitten und B . . ., der das weiß, will keinen unnützen Schritt thun. Sie wollen ins Departement des Auswärtigen eintreten und Seine königliche Hoheit ist gegen Sacken, der der Chef des Departements ist, aufgebracht. Dieser Minister begnügt sich nicht mit dem Systeme der Passivität, das der Kurfürst in Betreff der Konföderation einhält, sondern giebt Rußland auf geheimem Wege Nachrichten, die er hier durch den Mangel der Polen an Verschwiegenheit erlangt, und schwärzt die Polen bei allen Höfen an. So hat denn auch der Hof von Versailles nur sehr schwache Beihilfe zugesagt, nachdem er früher die bestimmtesten Zusicherungen eines der Größe des Plans entsprechenden Beistandes gemacht hatte. Er hat dem Feldmarschall Dumouriez und etwa 20 Offiziere entsandt, um in Polen die militärischen Operationen zu regeln; aber diese Offiziere werden nur als beurlaubt betrachtet und die Geld-Hilfe beschränkt sich auf 200 Tausend Franken monatlich, die dem französischen Generale zur Disposition gestellt sind. Alles das ärgert den Herzog, der nicht weiß, wie er dem entgegenwirken soll. Noch gestern hat er den Grafen Sacken mit so deutlicher Verachtung behandelt, daß dieser eitle Minister sich verletzt und erniedrigt fühlt. Ich rate Ihnen demnach, Ihr Projekt in Betreff des Dienstes in Sachsen aufzugeben und einfach den Herzog zu bitten, Sie bei sich anzustellen." „Ich würde nicht den Mut haben, ihn um etwas für mich zu bitten." „Nun, so schreiben Sie ihm." Mein Brief wurde infolgedessen sofort verfaßt und ohne Aufschub befördert.

Ich wartete vier Tage in peinigender Ungewißheit. Am fünften endlich, als ich wie gewöhnlich beim Herzoge war, nahm mich der Kammerherr B . . . bei Seite und sagte mir: „Seine königliche Hoheit hat bereits den Etat seines Hofes festgestellt und wüßte nicht,

wie er ihn erhöhen könnte. Aber in Berücksichtigung der Dienste Ihres Vaters, will er Ihnen die Hälfte des Gehalts eines Kammerherrn, d. i. 16 Thaler monatlich, zugestehen." „Was," rief ich aus, „16 Thaler monatlich" und Thränen der Entrüstung traten mir in die Augen. B..., der fürchtete, daß man meine Erregung bemerken werde, führte mich in den Saal und sagte mir hier: „Sie sind sehr jung und, verzeihen Sie mir den Ausdruck, ein Hitzkopf." „Was, ich soll mich dazu erniedrigen, 16 Thaler zu beziehen?" „Sie vergessen, daß es fünfzig Reichsgrafen giebt, die nur 12 Thaler monatlich als Unter-Leutnants erhalten und sich dadurch nicht für erniedrigt halten. Lernen Sie, sich zu mäßigen. Ich rate Ihnen, dem Herzoge zu danken. Seien Sie sicher, daß man die erste günstige Gelegenheit wahrnehmen wird, um Ihr Schicksal zu verbessern." So überwand ich mich denn und folgte dem Rate, indem ich mich über meine Heftigkeit ein wenig schämte.

Am Hofe fanden damals einige diplomatische Veränderungen statt. Der Baron Zukmantel war zum Botschafter in Wien ernannt worden und der Herr Rochon de Chabannes ihm als einfacher Geschäftsträger gefolgt. Der österreichische Gesandte wurde in selber Weise durch den Herrn v. Piller ersetzt und man glaubte in diesem gleichmäßigen Vorgehen beider Höfe eine offene Unzufriedenheit mit dem sächsischen Minister, der mit Rußland auf Kosten der Konföderation liebäugelte, erblicken zu müssen. Man wußte, daß die Kaiserin-Königin durch ihren Beichtvater davon überzeugt worden war, daß die Polen sich nur zur Verteidigung ihrer durch die Dissidenten mit gänzlicher Zerstörung bedrohten Religion bewaffnet hätten.

Für den Herrn de Chabannes hatte ich eine lebhafte und tiefe Zuneigung gefaßt. Er war der Verfasser einiger reizender Lustspiele und mehrerer Lieder, die ich auswendig kannte. Ich war so glücklich, ihm trotz meiner Jugend Vertrauen einzuflößen. Seine Instruktionen setzten ihn in direkte Beziehung zum Herzoge Karl, und da er wußte, daß ich im Kabinet dieses Prinzen beschäftigt war und den geheimen Plan der Konföderierten, wie das Interesse,

das sein Hof für sie nahm, kannte, so wurden unsere Beziehungen immer intimer.

Vertrauend und mitteilsam, wie man es mit 18 Jahren ist, hatte ich ihm ein Bild des Dresdener Hofes und der Personen von Einfluß mit einer Wahrheit und mit Einzelheiten geliefert, die er in den von Zukmantel hinterlassenen Auskünften vielleicht nicht gefunden hatte. Plötzlich von Paris, das er niemals verlassen gehabt hatte, an einen auswärtigen Hof und vom Tempel der Musen in die diplomatische Kampfbahn verschlagen, mußte er erkennen, wie schwierig es ist, den richtigen Weg einzuhalten und daß er Jemandes bedürfe, mit dem er seine Gedanken und Eindrücke besprechen könnte.

Chabannes liebte leidenschaftlich das Theater. Aber es gab in Dresden nur ein deutsches Theater und eine italienische Opera buffa. Er verstand nicht ein Wort deutsch und nicht genug italienisch, um dem Gange eines Stückes zu folgen und um die Schönheiten oder das Komische, das oft, besonders bei den Italienern, in der Zweideutigkeit der Worte liegt, zu erfassen. So diente ich ihm als Dolmetscher, und wenn ihm ein deutsches Stück gefiel, so übersetzte ich es für ihn und machte so einen Kursus im Stil durch, der mir sehr nützlich wurde. Da ich nur ein paar Schritte von seinem Hotel wohnte, so dinirte ich fast täglich bei ihm und oft blieben wir bis zum Beginne des Theaters zusammen, um zu plaudern, zu schreiben oder französische Melodieen zu singen. Wenn wir zum Souper nicht ausgebeten waren, kam der österreichische Geschäftsträger v. Piller als Dritter zu uns, um mit uns zu soupieren und zu lachen.

Ich werde nie die angenehmen Stunden vergessen, die ich mit diesem werten Freunde verlebt habe. Ein Anhänger der wahren Lehre Epikurs, die gebildete Menschen nicht mit dem landläufigen Ausdrucke verwechseln, huldigte Chabannes einer milden Philosophie und dem Horazischen Charakter. In seinen Wünschen maßvoll, sehnte er sich nur nach Unabhängigkeit und hatte seine Stelle nur angenommen, um sich eine Pension für später zu sichern. Sein Name und der meines Lehrers Fokowich sind mir stets lieb und teuer geblieben.

Von zehn Uhr morgens bis 1 Uhr und von fünf bis sieben war ich täglich beim Herzoge und der Abend war der Gesellschaft gewidmet. So hatte ich die Gewohnheit angenommen, einen Teil der Nacht zu arbeiten, wobei ich den Schlaf durch den Genuß des Kaffees verscheuchte. Die üblen Folgen dieser unvernünftigen Lebensweise blieben nicht aus. Ich erkrankte ernstlich; die Veränderung der Tageseinteilung, einige Erfrischungen und ein reichlicher Aderlaß stellten mich in drei Wochen wieder her. Der Herzog war so gütig, mir seinen Arzt zu schicken und sich täglich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen.

Als ich gesund geworden war, erfuhr ich, daß die Nachrichten aus Polen unseren Hoffnungen wenig günstig waren. Die Wiederherstellung des Herzogs Karl in Kurland war der Gegenstand meiner Wünsche. Sie hing aber von dem Erfolge der allgemeinen Konföderation ab und die Entwickelung der Dinge für die Konföderation entfernte uns von dem Ziele unserer Wünsche. Die Pforte hatte Rußland den Krieg erklärt und dieses wichtige Ereignis war ganz dazu angethan, die Energie der Polen zu verdoppeln und ihre Operationen zu erleichtern. Der Groß-General Graf Oginski versammelte bei Stolowica die litthauische Armee und der Fürst Radziwill, der die Zahl seiner Truppen auf 6000 Mann gebracht hatte, hätte es zu einer kräftigen Schilderhebung gegen Rußland bringen können. Wenn Oginski dem Rate des tapferen Tartaren-Oberst Billak gefolgt wäre und sich in einigen Eilmärschen mit Radziwill vereinigt hätte, so hätte er die Russen mit einer Ueberlegenheit von zehn gegen einen angreifen und das Korps von Kossakowski, das in Samogitien ausgehoben werden und in Kurland einfallen sollte, um den als Usurpator erklärten Bieren aufzuheben, unterstützen können. Der litthauische Adel, der dann einen Mittelpunkt gehabt, hätte sich in Masse erhoben und man hätte dann die in großen Entfernungen von einander stehenden russischen Truppen-Abteilungen überwältigen können. Aber der Groß-General blieb, von dünkelhaftem Vertrauen erfüllt, in seiner Stellung stehen. Suworow, den Oginski 20 Meilen entfernt wähnte, griff ihn mitten in der Nacht an und schlug ihn

so vollständig, daß er ihm kaum Zeit ließ, sich mit seinem Günstling Chominski zu retten. Man beschuldigte diesen des Verrats, ganz gewiß unbegründeter Weise. Er hatte sich selbst durch seine absolute Unerfahrenheit in der Kriegskunst verraten. Als trefflicher polnischer Dichter wußte er wohl den Sieg zu besingen, aber nicht zu erringen und, wie so viele seiner Landsleute, glaubte er Militär zu sein, wenn er die Uniform angelegt hatte, und daß, um zu siegen, es genüge, tapfer zu sein.

Wenn dieser Triumpf Suworows die erste glänzende That war, durch die er sich berühmt machte und die Aufmerksamkeit Katharinas auf sich lenkte, so warf diese Niederlage den ganzen Plan der Litthauer über den Haufen und zog den Ruin Radziwills nach sich. Oginski kam in Danzig ohne Kleider, Geld und militärischen Ruhm an. Der französische Konsul Girard schoß ihm hier einiges Geld vor und suchte seinen Mut wieder aufzurichten. Er sollte sich zur Konföderation begeben, ein neues Korps ausheben und die öffentliche Meinung durch ein neues Unternehmen wieder für sich gewinnen. Chominski, um sich von dem Vorwurfe des Verrats, dessen ihn die geschlagene Armee und selbst ausländische Zeitungen bezichtigten, zu befreien, unterstützte Girards Plan und bestimmte den Grafen Oginski, ein zweites Mal sein Glück zu versuchen.

Einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter Litthauens entsprossen, hatte der Graf Oginski eine vortreffliche Erziehung genossen und erfreute durch mehrfache angenehme Talente. Von hoher Gestalt, hatte er einen sanften Gesichts-Ausdruck, der seine Herzensgüte andeutete. Aber leider verband er mit einem schwankenden und energielosen Charakter einen jeder Genauigkeit und Weite baren Geist. Niedrige Schmeichler, die ihn von Jugend auf umgaben, hatten sein Urteil verdorben und sein Selbstgefühl so gesteigert, daß er sich für einen der ersten Männer der Zeit hielt. Er komponierte Opern mit Hilfe eines italienischen Meisters, er machte polnische Verse mit Hilfe von Chominski,*) er besudelte manche Leinwand,

*) Als Jean Jacques Rousseau gestorben war, trat Oginski ins Kabinet des Königs von Polen mit den Worten: „Sire, mein Kollege ist gestorben."

woraus denn ein Maler ein Bild herstellte und hörte nicht auf, zu behaupten, daß er der dritte Architekt Europas sei. Er hatte weder Geschmack, noch Kenntnisse, noch militärische Talente, wollte aber, nachdem er zum Groß-General ernannt worden war, das Reglement der Litthauischen Armee mit Hilfe eines preußischen Offiziers, der das Werk begann, aber nicht vollendete, reformieren. Als er noch sehr jung in Frankreich und Deutschland war, hatten ihm sein Rang und seine Liebhaberei für die Wissenschaften und Künste einen Namen gemacht, der stärkere Geister, als er es war, zu berauschen im Stande gewesen wäre. Talentvolle Schmarotzer umringten und beräucherten ihn und schöne Frauen verdarben ihn vollends, so daß er als Frucht von seinen Reisen nur eine bis zur Lächerlichkeit gehende Eitelkeit heimbrachte. Seine Schmeichler bewogen ihn, nach Petersburg zu gehen, zur selben Zeit, als Poniatowski dort war, um sich um das Wohlgefallen der Kaiserin zu bemühen. Sie zeichnete ihn wohl aus, aber Poniatowski errang den Sieg über ihn und Oginski's Eitelkeit hat ihm wohl niemals diese Bevorzugung verziehen.

Poniatowski gab sich, als er König geworden war, alle Mühe, Oginski, der die einzige Tochter des Kanzlers Czartoryski geheiratet hatte, zu gewinnen. Oginski wurde zum Groß-General Litthauens ernannt. Aber kaum war er im Besitze dieser Würde, als er seine Truppen versammelte und sich gegen Rußland erklärte. „Ich bin," sagte er, „Würdenträger der Republik und sie hat mir ihre Truppen anvertraut, nicht um dem Könige zu dienen, sondern um die Freiheit und Religion meines Vaterlandes aufrecht zu erhalten. Sind diese von einer auswärtigen Macht bedroht, so bin ich verpflichtet,

Der König glaubte, daß Sosnowski, der litthauische Unter-General, am Schlagflusse gestorben sei. „Verzeihung Sire," antwortete der Graf Oginski kalt, Jean Jacques Rousseau ist es, den ich meine." Der König sah den Grafen etwas erstaunt an. Darauf fuhr der Graf lächelnd fort: „Ew. Majestät ist doch nicht unbekannt, daß J. J. die Worte und die Musik des „Wahrsagers des Dorfes" geschrieben hat. Ich komponiere auch immer die Worte und die Musik der polnischen Opern, die man auf meinem Theater giebt. Also ist J. J. Rousseau in dieser Hinsicht mein Kollege."

mein Blut für deren Bewahrung zu vergießen." — Um diesen Anschauungen zum Siege zu verhelfen, hätte man nur mit mehr Energie und Talent sie zu vertreten verstehen sollen.

Ein Repräsentativ-Körper der Konföderation von Bar hatte sich endlich in Eperies versammelt. Jedes Palatinat hatte einen Marschall ernannt und alle versammelten Marschälle hatten den Grafen Krasinski zum General-Marschall der Krone*) und den Grafen Pac zum General-Marschall von Litthauen erwählt. Man veröffentlichte nun sogenannte Universalien, um vor den Augen von ganz Europa die Notwendigkeit nachzuweisen, die die Republik gezwungen hätte, sich unter dem Bande der Konföderation gegen die inneren und äußeren Feinde der Religion zu vereinigen. Die Feinde, sagte man, wollten die Altäre der herrschenden Religion zerstören und die Freiheit vernichten, um eine Regierungs-Form einzuführen, die aus Polen nur eine von Rußland abhängige Provinz machen würde.

Der König, der wohl einsah, daß man sich nicht auf die Dauer mit dieser Sprache begnügen werde, und der befürchtete, man würde nach dem Wunsche mehrerer Palatinate das Interregum proklamieren, nahm zu Umtrieben seine Zuflucht. Er trug einigen seiner Kreaturen, die die Miene annahmen, mit ihm schlecht zu stehen, auf, formell auch der Konföderation beizutreten, um die Geister zu verwirren und hinter die Geheimnisse der Generalität zu kommen.

Der Graf Poninski war eines dieser feigen Werkzeuge, dessen sich der König und Rußland mit dem größten Erfolge bedienten. Niemals hat die Verräterei eine bessere Maske angenommen. Eine edle Gestalt, regelmäßige Züge, ein angenehmes Organ, viel Kenntnisse, eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, eine unaufhörlich mit den schönen Worten: Tugend, Patriotismus und Uneigennützigkeit geschmückte Rede, — das war dieser Mann, dessen tiefe Niedertracht nur mit seinem flammenden Ehrgeize verglichen werden konnte. Er

*) Man verstand unter dem Worte „Krone" hier Groß- und Klein-Polen, die das Königreich Polen im eigentlichen Sinne bildeten, im Gegensatze zum Großfürstentume Litthauen, das unter Wahrung aller seiner Rechte viel später mit Polen vereinigt worden war.

war einſt der Liebhaber der Gräfin W . . . geweſen, die ihren Mann leitete und der Konföderation guten Glaubens ergeben war. Er nahm die Miene an, ſich wieder unter die alten Feſſeln begeben zu wollen und begann gegen die Schwäche des Königs und gegen die ſchimpfliche Unterdrückung Polens durch Rußland zu deklamieren.

Man entſandte ihn nach Dresden, wo er ſich des Vertrauens der Kurfürſtin-Mutter bemächtigte. Man gab ihm Geld, um Waffen zu kaufen; er gab es für ſich aus und wurde, nachdem er große Summen im Spiele verloren hatte, wegen unterzeichneter Wechſel arretiert. Man ſchaffte ihm die Mittel, um ſich durch das Fenſter zu retten und er kehrte nach Eperies zurück, wo ihn die Gräfin W . . . mit dem Nötigen verſorgte, um die Verfolgungen ſeiner ſächſiſchen Gläubiger zu beanſtanden. Er machte glauben, daß er von einem franzöſiſchen Abenteurer, der zur Konföderation gehen ſollte, betrogen worden ſei; aber das war nichts als eine ſeiner Geſchichten, die er mit einer Gewandtheit und Wahrſcheinlichkeit zu verbreiten verſtand, die durch ſeine ruhige Kühnheit imponierte. Sobald er zur Generalität zurückgekehrt war, begann ſich unter den Chefs Uneinigkeit zu zeigen. Man ſtritt über das Kommando einer Armee, die noch nicht vorhanden war; man zankte über die Ausführung jedes Teils des angenommenen Plans; man ärgerte und trennte ſich, Jeder folgte nur ſeinen eigenen Ideen und Geſichtspunkten und Niemand wollte gehorchen. So konnte trotz dem Patriotismus und der Tapferkeit der Meiſten, trotz der Intelligenz der franzöſiſchen Offiziere und dem guten Willen der konföderierten Maſſe, eine Handvoll Ruſſen ſich in Polen und Litthauen halten und einzelne Abteilungen ſchlagen, die, wenn ſie nur einig und vereint geweſen wären, ſie durch die Uebermacht hätten erdrücken können.

Dumouriez, mehr heißblütig als klug, tadelte die verſchiedenen Parteien mit gar zu großer Heftigkeit, ſtatt ſich zu bemühen, ſie zu verſöhnen. Er trug eine beleidigende Ueberlegenheit zur Schau und ſprach in einem Tone, die die auf ihre Geburt ſtolzen Männer, die ſich unter der Fahne der Freiheit verſammelt hatten, empören

mußte. Ungeduldig ſich auszuzeichnen, ließ er Krakau ohne Kanonen und ohne genügende Truppenmacht angreifen. Die Konföderierten verrichteten Wunder der Tapferkeit, bemächtigten ſich der Vorſtadt und eines Teils der Stadt, konnten aber der Ueberlegenheit, die den Ruſſen die Artillerie und die vorteilhafte Stellung gab, nicht widerſtehen und wurden zurückgeſchlagen. Der junge Fürſt Sapieha blieb auf dem Platze; Myonczynski, Marſchall von Belsk, wurde, nachdem unter ihm zwei Pferde getötet worden waren, gefangen genommen und Dumouriez dankte ſeine Rettung nur der Güte ſeines Pferdes. Einige Franzoſen wurden gefangen genommen und nach Sibirien geſchickt.

Dumouriez, ſeiner Sache überdrüſſig geworden und gehaßt von der Generalität, entſchloß ſich, nach Frankreich zurückzukehren. Bei ſeiner Durchreiſe durch Dresden machte er dem Herzoge Karl ſeine Aufwartung, wobei ich, da ich gerade im Dienſte war, ſeine Bekanntſchaft machte. Als er das Kabinet des Herzogs verlaſſen hatte, unterhielt er ſich noch eine halbe Stunde mit dem Kammerherrn Biſchoffswerder, den er in Paris kennen gelernt hatte. Er brachte dabei allerlei Abſcheulichkeiten gegen die Polen vor, mit allem dem Geiſte derjenigen Ruhmredigkeit und Bosheit, die ihm eigentümlich waren. Auch auf den Herzog und Chabannes, die einzigen Perſonen, die er in Dresden beſuchte, machte er in Betreff ſeines Charakters keinen günſtigen Eindruck. Es war nicht ſchwer, zu erkennen, daß die Vereitelung ſeiner ehrgeizigen Hoffnungen und die Verletzung ſeiner Eigenliebe die Farben gemiſcht hatten, mit denen ſeine Bosheit das Bild der Konföderation malte.

Einige Tage nach der Abreiſe Dumouriez's ließ mich der Graf Sacken rufen. Nach einigen höflichen Vorwürfen, daß ich ihn vernachläſſige, ſagte er mit einem vertraulichen Tone: „Wenn Sie noch wünſchen ins Departement der Auswärtigen einzutreten, ſo wird ſich bald eine Gelegenheit bieten, Sie anzuſtellen. Der Graf Zinzendorf geht als Geſandter nach Schweden und Sie könnten ihn als Kavalier und Geſandtſchafts-Sekretär begleiten. Sie würden ſo den Fuß in den Steigbügel ſetzen und das Weitere würde ſich

finden.“ Ich war durch diese vertrauliche Mitteilung angenehm überrascht und drückte dem Grafen meine Dankbarkeit aus. „Es ist,“ fügte er hinzu, „notwendig, daß der Herzog den Kurfürsten um diese Gnade für Sie bitte.“ „Oh!“ rief ich unbesonnener Weise aus, „das wird er nicht thun.“ „Warum nehmen Sie eine solche zwischen einem Onkel und einem Neffen wenig natürliche Entfremdung an? Haben Sie darüber irgend welche besondere Kenntnis? Seien Sie ganz offenherzig gegen einen alten Freund Ihres Vaters, gegen einen Mann, der sich für Ihr Glück lebhaft interessiert.“ Ich hatte meine Unklugheit mittlerweile eingesehen und Zeit gefunden, meine Antwort vorzubereiten. „Ich kenne,“ erwiederte ich dem Grafen, „keine anderen Daten, als den natürlichen Stolz des Herzogs, der nicht liebt, als Bittender zu erscheinen.“ „Es gäbe einen Ausweg, über den ich mit Ihnen sprechen kann, . . wenn der Herzog (mit verlegener Miene) mir die Ehre erweisen wollte, bei mir auf dem Feste, das ich übermorgen gebe, zu erscheinen und mit mir darüber zu sprechen, so könnte ich . . . Aber man müßte das Seiner königlichen Hoheit in einer Weise nahe legen, die mich nicht kompromittiert.“ „„Ich verstehe Sie, Herr Graf, dieses Fest soll eine Annäherung zwischen Ihnen und dem Herzoge herbeiführen. Wohlan! Ich will den Versuch machen. Aber Ew. Exzellenz geben mir Ihre Zusage, daß, wenn der Herzog kommt und über mich mit Ihnen spricht, meine Sache besorgt ist.“ „Ich gebe Ihnen mein Wort und will Ihnen nicht verhehlen, daß die Kälte Seiner königlichen Hoheit mir sehr peinlich ist.“

Am andern Tage sagte ich dem Herzoge, er könne mein Glück begründen, wenn er ein Souper annehmen wolle. „Zwei Soupers, wenn es nötig ist,“ sagte der Herzog lachend. „Die Stelle des Gesandtschafts-Sekretärs in Schweden ist vakant. Der Graf Sacken will sie für mich beim Kurfürsten erbitten, wenn Ew. königliche Hoheit die Gewogenheit haben wollten, auf seinem Feste zu erscheinen.“ Der Herzog verzog die Miene und sagte nach kurzem Stillschweigen: „Der Graf Sacken ist falsch wie eine Spielmarke und ich kenne die geheimen Triebfedern seines Verhaltens. Ich

habe gestern zwei Stunden mit dem Kurfürsten gesprochen und als ich das Kabinet verließ, begegnete ich diesem armen Minister, der ganz aus der Fassung gebracht war. Ich verstehe, was er nun will und weiß das zu würdigen. Ich würde sicherlich nicht zu seinem Feste gehen, wenn es sich nicht um Ihre Zukunft handelte. Sagen Sie ihm denn, daß ich kommen werde. Aber mag er sich in Acht nehmen, mich zu betrügen." Ich lief voller Hoffnung und Freude zum Minister. Er schien über den Erfolg meiner Verhandlungen entzückt und wiederholte seine Versprechungen. Das Fest fand statt, der Herzog war dort sehr liebenswürdig und sprach über mich, und Sacken gab ihm dieselben Zusicherungen, denen er noch übertriebene Aeußerungen seines Eifers und seiner Unterthänigkeit hinzufügte.

Von da ab beschäftigte ich mich nur mit dem Lesen diplomatischer Werke und Herr von Bjornastierna, Sekretär der schwedischen Gesandtschaft, mit dem ich seit einigen Monaten bekannt war, lieh mir verschiedene Werke speziell über Schweden.

Mitten in dieser verfrühten Beschäftigung erhielt ich die Schmerzenskunde über den Tod meines Vaters. Ich war tief erschüttert, und verließ mehrere Tage mein Zimmer nicht. Der Herzog, der durch Georgi die Nachricht erhalten hatte, schickte mir den Kammerherrn B..., um mir seine Teilnahme auszudrücken und Chabannes zwang mich, mit ihm täglich im Wagen eine Promenade zu machen. Auch der Graf Sacken ließ mir seine Kondolenz-Komplimente machen.

„Wohlan," sagte mir Sacken, als ich ihn wiedersah, „Ihre Angelegenheit ist entschieden. Der Kurfürst hat aus Rücksicht für seinen Onkel Ihnen den Vorzug vor dem Grafen C.....g gegeben, der sich erboten hat, den Minister Zinzendorf ohne Gehalt zu begleiten. Ich zweifle nicht daran, daß der Herzog Ihnen das Nötige geben wird, so daß Sie das erste Jahr in Stockholm ohne Gehalt werden leben können."

Ich fiel aus meinen Himmeln und rief aus: „Es ist Ihnen nicht unbekannt, Herr Graf, daß der Herzog außer Stande ist, seine

Ausgaben zu vermehren.“ „Ich weiß sehr wohl, daß Ihr Herr Vater eine Pension bezogen hat, die durch seinen Tod frei geworden ist. Der Herzog braucht Ihnen nur die Hälfte zuzugestehen und das würde genügen.“ Er fügte noch eine Menge von Gründen hinzu, die beweisen sollten, daß der Herzog mir das als einen Akt der Gerechtigkeit schulde.

Ich hatte nicht den Mut, mit dem Herzoge selbst zu sprechen; der Kammerherr B. riet mir, zu schreiben. Ich that es und zeigte meinen Brief dem guten Georgi. „Sie kommen zu spät,“ sagte dieser. „Der Herzog hat bereits gestern über diese Pension verfügt.“ „Und hat nicht an mich gedacht?“ „Nein, in der That nicht.“ Ich war außer mir.

Chabannes, der mich allmählich beruhigte, riet mir trotz Allem dem Herzoge zu schreiben, dabei die Miene anzunehmen, als ob ich von der Vergebung der Pension nichts wüßte, und um die Hälfte der Pension zu bitten. Ich folgte seinem Rate. Wie ich erfuhr, hat der Herzog, nachdem er meinen Brief gelesen gehabt, sich sehr aufgebracht über die Falschheit des Grafen Sacken, der nur einen Vorwand erfunden habe, um sein Wort nicht zu halten, geäußert, dabei aber gemeint, daß es lächerlich wäre, wenn er die sächsischen Legations-Sekretäre gagieren wollte. Er werde in der Sache nichts weiter thun und sei sehr ärgerlich, daß er sich nur kompromittiert habe. Mir gegenüber schwieg der Herzog so, als ob nichts geschehen wäre; Sacken ließ er aber sagen, daß er über ihn entrüstet sei. Meine Hoffnung war jedenfalls zertrümmert.

Ich machte um diese Zeit eine neue Bekanntschaft. Die verwitwete Fürstin Radziwill wohnte seit einiger Zeit in Dresden mit ihrer ganzen Familie. Der Fürst Nicolai, der mit dem Herzoge aus Paris gekommen war, stellte mich seiner Mutter vor und ich verbrachte bei ihr höchst angenehme Abende. Bei ihr versammelten sich die Polen. Ich hebe hier besonders den braven Fürsten Matthias, den Bruder des Fürsten Nicolai, und den alten Rostworowski hervor, der die Rolle des Gesandten (in petto) der Konföderation beim sächsischen Hofe spielte. Seine diplomatische Manie war bisweilen

erheiternd. Sein armer Neffe war gezwungen, ganze Artikel der Hamburger Zeitung zu chiffrieren, die der alte Herr immer als vertrauliche Mitteilungen des Miniſters eines gewiſſen befreundeten Hofes ausgab. — Von meinem Bruder erhielt ich ſehr betrübende Briefe. Mein Onkel, der die Geſchäfte der Familie während der langen Abweſenheit meines Vaters verwaltet, hatte mit tiefem Schmerze den traurigen Zuſtand geſehen, in dem mein Vater ſich bei ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland befunden. Verzweifelt über den Tod meines Vaters hatte er ſich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, nahm keine Speiſe zu ſich und fand keinen Schlaf. Als der Sarg meines Vaters ankam, ſtand er am Fenſter. „Laßt für mich einen zweiten Sarg machen und beerdigt mich mit ihm zuſammen," hat er verzweifelt ausgerufen. Da er entſchieden krank war, brachte man ihn zu Bett; zwei Tage darauf ſtarb er und wurde wirklich mit meinem Vater zuſammen beerdigt. Dieſe ſeltene Bruderliebe beweiſt beſſer als die ſchönſte Lobpreiſung den Wert meines Vaters.

So blieb meine Mutter allein und ohne Stütze zurück. Zwiſchen ihr und ihrem Bruder, dem Baron Roenne auf Puhren, war ſchon ſeit längerer Zeit ein kaltes Verhältnis eingetreten. Jedes Rats, jedes Beiſtandes beraubt, entſchloß ſie ſich, eine zweite Ehe mit Herrn v. d. Brincken einzugehen.

Alle dieſe traurigen Nachrichten und Erlebniſſe machten mir den Beſuch der Geſellſchaft unerträglich und ich ſehnte mich nur nach Einſamkeit. Nichts iſt geeigneter, dieſe ſanfte Melancholie zu nähren, als die hübſche Umgebung Dresdens. In frohen Tagen hatte ich ſie vernachläſſigt, in trüben ſuchte ich ſie auf.

Wenn ich von meinen langen Spaziergängen und Träumereien ermüdet war, nahm ich oft meine Zuflucht zu Werken, die meiner Seelenſtimmung entſprachen. Der Zufall brachte die Einſamkeit von Cronegk und ſeine Elegie an das Grab ſeines Vaters in meine Hände. Ich verſchlang dieſe Verſe, die ſo reich an Harmonie und Wahrheit ſind. Ich verſuchte ſie ins Franzöſiſche zu überſetzen, aber es gelang mir nicht, dieſen Hauch des Düſtern und Sanften, der im Originale herrſcht, wiederzugeben. Es wurde mir klar, daß

die französische Sprache, die sich ja sonst durch Klarheit, Anmut und Adel auszeichnet, für die Elegie und wohl auch die Schilderung ländlicher Szenerie nicht geeignet ist. Es fehlen der französischen Sprache die Wörter dazu. Wie könnte der allergeschickteste Maler Abstufungen und Nuancen wiedergeben, wenn es ihm an Farben fehlt? Es ist den Deutschen, Engländern und Italienern vorbehalten, mit fast handgreiflicher Wahrheit in ihren Dichtungen die Lage einer schönen Landschaft oder das Schauerliche der Gräber vor die Augen zu führen. Uebernehme man es doch, Young oder Hervey ins Französische zu übersetzen und man wird bald erkennen, daß jede Sprache ihre eigentümlichen Reichtümer und Wendungen hat, die in einer anderen nur ungenau wiedergegeben werden können. Voltaire sagt im 30. Bande der Londoner Ausgabe, pag. 85: „Il est plus aisé de faire dix tomes de prose passable que dix bons vers dans cette langue . . . . (française), embarassée d'articles, dépourvue d'inversions, pauvre en termes poetiques, sterile en tours hardis et manquant de rimes dans les sujets nobles etc.“

Klopstocks Messiade, die ich damals wieder las und für die in Deutschland ein allgemeiner Enthusiasmus herrschte, erschien mir schwülstig und langweilig. Der Dichter verliert sich in den Wolken und häuft eine Menge großer Worte, deren Vereinigung oft kaum mehr einen rechten Sinn gewährt. Er will immer erhaben sein und vergißt, was La Harpe im Lycée T. III, pag. 304, sehr gut sagt: „L'homme qui voudrait être toujours sublime ne serait que ridicule et insensé.“

Eines Tages, als ich zur Partie Billard beim Herzoge war, brachte man mir ein Billet vom Abbé P . . . i, den ich von Warschau her kannte. „Ich bin,“ schrieb er mir, „soeben mit dem Grafen Myonczynski, Marschall von Belsk, hier angekommen. Er wünscht Ihnen einen interessanten Brief abzuliefern und so bitte ich Sie denn, sofort ins Hotel de Pologne, wo wir abgestiegen sind, zu kommen.“ Ich wandte mich an den Herzog in einem Momente, wo er nicht spielte, und bat ihn um die Erlaubnis, zum Grafen

Myonczynski gehen zu dürfen. „Ich erlaube es Ihnen nicht nur, sondern Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie gleich hingehen und mir am Nachmittage mitteilen, ob der Angekommene der Sohn des Palatin von Belsk und derselbe ist, der bei der letzten Affaire Dumouriez's gefangen genommen worden ist. Ich würde ihn gern sprechen und ihm eine spezielle Audienz gewähren, wenn er nicht lange genug hierbleiben könnte, um sich dem Kurfürsten vorzustellen." Ich flog ins Hotel de Pologne, wo mich der Abbé mit dem Grafen bekannt machte. Dieser war ein schöner Mann, groß, ein wenig stark und von militärischer Haltung. Er trug die Uniform eines Generals, als Marschall von Belsk und Chef einer Kavallerie-Abteilung. Er drückte sich französisch mit genügender Leichtigkeit, wenn auch nicht immer korrekt aus. Er war von ungezwungener Höflichkeit, angenehmen und leichten Umgangsformen und derjenigen Freimütigkeit und Herzlichkeit, die Vertrauen einflößt und vom ersten Zusammensein ab zur Freundschaft auffordert. Er bat mich, dem Herzoge seine Empfehlung zu überbringen und ihn um eine besondere Audienz anzugehen. Der Brief, den er mir überbrachte, war von einem Freunde aus Warschau, der mich aufforderte, dem Grafen Myonczynski mit Vertrauen entgegenzukommen, ihm am sächsischen Hofe, den er nicht kenne, mit meinem Rate behülflich zu sein und ihn in seinen Grundsätzen für die gute Sache zu bestärken.

Nach dem Diner, das sehr angenehm war, führte mich der Graf in ein Nebenzimmer, wo er mir sagte: „Ihr Freund in Warschau hat mich über Ihre Sympathie für die Sache der Konföderation unterrichtet, die Sie um deswillen interessiert, weil sie auch die Restitution des Herzogs Karl in Kurland in Aussicht genommen hat. Ich werde daher ohne Rückhalt mit Ihnen über meine Lage sprechen. Ich bin, wie Sie wissen, von den Russen gefangen genommen gewesen und darauf gegen mein Ehrenwort, nicht mehr zur Konföderation zurückzukehren, freigegeben worden. Durch mein Versprechen gebunden, hätte ich das niemals brechen können, wenn nicht der General Weymarn später von meinem

Schwager Ronniker eine Kaution von 6000 Dukaten verlangt hätte. Seitdem er somit einen Preis für meine Freilassung verlangt hat, halte ich mich meines Versprechens für ledig, wenn ich das Lösegeld bezahle. Aber ehe ich mich zur Konföderation begebe, halte ich für passend, in die Hamburger und Niederrheinischen Zeitungen eine Erklärung zu rücken, die mich in den Augen derer, die den Umstand mit den 6000 Dukaten nicht kennen, rechtfertigen soll."

Nachdem ich diesen Schritt, den ich für absolut notwendig hielt, gebilligt hatte, bat er mich, die Deklaration für ihn in französischer Sprache zu redigieren. Ich redigierte die zwei Bogen in polnischer Sprache, die man ihm gegeben hatte, auf vierzig Zeilen und wage zu sagen, daß mir in meinem Leben eine Redaktion nie besser gelungen ist, als diese. Der Graf war so zufrieden damit, daß er mich beschwor, mit ihm zur Konföderation zu gehen. Ich bat um 24 Stunden Bedenkzeit.

Mittlerweile hatte der Graf eine besondere Audienz beim Herzoge, von der er sehr befriedigt zurückkam. Wir verbrachten den Abend zusammen, nachdem wir bei einigen Polen und Herrn de Chabannes Besuche gemacht hatten. Chabannes meinte in Betreff der Deklaration ebenso, daß sie durchaus notwendig sei und riet dem Grafen, bis zum Erscheinen der Rechtfertigungs-Deklaration in Dresden zu bleiben, hier aber über sein Vorhaben Stillschweigen zu beobachten.

Während der Nacht dachte ich über den mir gemachten Vorschlag nach allen Richtungen nach. Je mehr ich alle Umstände geprüft, um so mehr klärten sich meine Gedanken und ich blieb endlich bei einem weiter gefaßten Plane stehen. Ich konnte nicht schlafen, stand um 4 Uhr morgens auf, trank meinen Kaffee und machte mich nun daran, eine Denkschrift zu entwerfen, deren wesentlicher Inhalt folgender war: Damit die Konföderation das Recht habe, die Republik Polen und Litthauen in ihrer Totalität zu repräsentieren, wäre es nötig, daß auch Kurland als unmittelbares Lehn dieses Königreichs, beiträte. Den Beitritt könnte der legitime Herzog und die Ritterschaft vollziehen. Da aber unklug wäre, einen solchen Schritt vor

der passenden Zeit an die Oeffentlichkeit zu bringen, so würde einstweilen genügen, daß Seine königliche Hoheit einem kurländischen Edelmanne ein Beglaubigungs-Schreiben erteilte, mit der Auflage, den Charakter eines kurländischen Delegierten erst dann kundzugeben, wenn die Umstände es gestatten würden. Mittlerweile wäre der Geschäftsträger vom Herzoge allein zu bevollmächtigen und in dieser Eigenschaft von der General-Konföderation zu empfangen. Ich bot mich an, die Funktion zu übernehmen und um sie besser zu verhüllen, hätte ich die Ernennung zum Adjutanten eines Marschalls zu erhalten. Auf diese Weise könnte ich mich im Mittelpunkte der Aktion aufhalten, ohne den geheimen Zweck meiner Mission zu verraten.

Um 8 Uhr früh ging ich zu Chabannes, um ihn zu Rate zu ziehen. Er fand meinen Plan wohlerwogen und riet mir, die Denkschrift ohne Verzug dem Herzoge vorzulegen. Er versprach mir, mit dem Herzoge, den er noch diesen Abend in einer Gesellschaft sehen werde, über die Sache zu reden und im selben Sinne auch dem General de Viomènil zu schreiben.

Ehe ich zum Herzoge ging, sprach ich bei Myonczynski vor, um ihn über mein Projekt in Kenntnis zu setzen. Er umarmte mich und drang in mich, ihm mein Ehrenwort darauf zu geben, daß ich mit ihm reisen werde, wenn Seine königliche Hoheit meine Ideen billigen sollte. Ich gab ihm das Versprechen.

Der Herzog, nachdem er die Denkschrift gelesen hatte, trat meiner Idee bei und trug sofort Georgi auf, die Chiffren vorzubereiten. „Ich werde," sagte er mir, „Ihren Brief von meiner Hand an die Chefs der Generalität mitgeben und Ihnen vor Ihrer Abreise noch mündlich meine geheimen Instruktionen erteilen."

Die alte Oberhofmeisterin des Dresdener Hofes war eine Tante des Grafen Myonczynski. Sie hatte ihn aufgefordert, sich dem Kurfürsten und der kurfürstlichen Familie vorzustellen. Er wurde mit derjenigen Bevorzugung empfangen, die der Hof von Dresden stets für die Polen bewahrt hatte.

Am Vorabende der Abreise schlug mir Myonczynski, der sich zur Billard-Partie beim Herzoge befand, plötzlich eine Wette von

hundert gegen zehn Dukaten vor, daß er die Partie gewinnen werde. Ich nahm die Wette an, der Herzog gewann und der Graf sagte mir: „Ich bin Ihnen also 100 Dukaten schuldig!“ „Sie scherzen, Herr Graf!“ „Durchaus nicht; hätte der Herzog verloren, so wären Sie mir 10 Dukaten schuldig gewesen. Wo es sich um Wetten handelt, bin ich durchaus Engländer.“ Ich fühlte wohl, daß das eine zarte Manier war, mir beim Arrangement der Reise behilflich zu sein und war doppelt erkenntlich.

Endlich kamen die Zeitungen mit der Deklaration an und Tags darauf verabschiedete sich der Graf vom Hofe. Alles war vorbereitet, als mich der Herzog in sein Kabinet rief und mir nach Uebergabe der Chiffren sagte: „Hier ist ein Brief an die Herzogin. Reisen Sie zu ihr, ehe Sie sich zur Konföderation begeben. Sie wird Sie über die unglückliche Zwietracht, die unter der Generalität herrscht, unterrichten, damit Sie vorsichtig zu Werke gehen. Sie wird Sie speziell ihrem Onkel, dem Bischofe Krasinski, einem Manne von Geist, gegen den Sie ohne Rückhalt offen sein können, empfehlen. Er steht in direkter geheimer Korrespondenz mit dem französischen Staats-Minister und seine Meinung ist bei den Beratungen der Generalität von größtem Gewichte. Diese beiden anderen Briefe teilen den beiden General-Marschällen mit, daß ich in Sie mein volles Vertrauen setze, und Sie bei ihnen beglaubige. Sie werden ihnen sowohl meine unbestreitbaren Rechte auf Kurland darlegen, als auch meine Absichten in Betreff des von mir einzuschlagenden Weges, und zwar schrittweise nach Maßgabe der Depeschen, die Sie von mir erhalten werden. Ich erwarte von Ihnen pünktliche und ausführliche Berichte über alle, sowohl politische als militärische Operationen der Konföderation. Der Baron de Vioménil, der jetzt Alles leitet, ist in Betreff Ihrer durch Chabannes unterrichtet.“

Darauf umarmte mich der Herzog. Ich war gerührt, küßte ihm die Hand und wollte mich zurückziehen. Da rief er mich noch einmal zurück und übergab mir ein kleines Paket mit den Worten: „Ich bin sehr betrübt, daß ich nichts mehr für Sie thun kann; aber Sie kennen meine Lage.“ Ich fand in dem Pakete 25 Dukaten.

Der Herzog versprach mir noch mein Gehalt bis zum Ende des Jahres und Georgi zahlte mir die Summe gegen Quittung im Voraus aus, so daß ich Dresden ohne einen Heller Schulden und mit ungefähr 150 Dukaten verlassen konnte.

Nachdem ich Abschied genommen hatte, reiste ich mit dem Grafen Myonczynski ab, der mich vollständig in seine Freundschaft genommen hatte und mich mit seinem Vertrauen ohne Schranken beehrte.

Viertes Kapitel.

Bei der Konföderation von Teschen.

Ich betrat eine neue Laufbahn. Nach so herben Enttäuschungen hoffte ich endlich eine Thätigkeit, dieses erste Bedürfnis eines lebhaften Gemüts, finden zu können. Die Hindernisse, ja die Gefahren selbst entflammten meinen Mut und schmeichelten meiner Eigenliebe. Die Hoffnung zauberte das Bild einer glücklichen Zukunft für Polen und Kurland unter andern Fürsten vor meine Seele und von diesen Ideen erfüllt eilte ich mit schwer zu schilderndem Eifer meiner neuen Bestimmung entgegen.

Die Freundschaft des Grafen Myonczynski schien sich durch gegenseitige Herzens-Ergießungen noch zu steigern. Er erzählte mit größter Offenherzigkeit die Geschichte seines Lebens. Er gestand mir, daß seine Liebe zu der Gräfin M . . ., deren Mutter eine eifrige Anhängerin der Konföderation war, der geheime Beweggrund seiner Rückkehr zur Konföderation sei. Obgleich ich noch zu jung und zu lebhaft war, als daß ich die Menschen immer richtig beurteilen konnte, wurde mir doch klar, daß der Graf bis zur Schwäche gutmütig war und daß seine Charakter-Schwäche ihn dem Einflusse Anderer preisgab. Von seinen Eltern und Lehrern verwöhnt, hatte er keine eigenen, festen Grundsätze. Einige moderne Bücher hatten ihn dazu gebracht, an den Grund-Wahrheiten des Christentums zu zweifeln und über die Religion zu spotten. Indem er mir seine Anschauungen mitteilte, schien er zu meinen, daß er mich mit Bewunderung seines starken Geistes erfüllt habe. Er sprach mit Verachtung über den Fanatismus der Priester, über die Dogmen 2c.

Ich beschränkte mich darauf, zu bemerken, daß auch ich den Haß, der in Polen gegen die „Dissidenten" herrschte, für verwerflich halte, und das ächte Christentum tolerant sei, daß aber dem Menschen eine positive Religion und besonders der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit der Seele unentbehrlich sei. Er sah mich mit einem schlauen Blicke an und fragte: „Und Sie glauben an eine immaterielle und daher unsterbliche Seele? der Abbé P . . . hat mir gesagt, daß Sie einen philosophischen Kopf haben. Wozu also die Heuchelei unter uns?" „Mir scheint, lieber Graf," antwortete ich, „daß zwischen „Alles glauben" und „an Nichts glauben" denn doch etwas dazwischen liegt, dem die Philosophie zustimmt und das sie sogar lehrt. Halten Sie Jean Jacques für einen Heuchler?" „Nein, man hat mir gesagt, daß man seine Werke, von denen ich übrigens nur den ersten Band der „Julie" gelesen habe, verboten hat." „Nun wohlan! Jean Jacques glaubt an Gott und ein zukünftiges Leben. Und das Lob des Evangeliums ist mit das Erhabenste, was er geschrieben hat." „Ist das wirklich wahr?" „Ich kann Ihnen das leicht beweisen. Ich habe seine Werke mit mir." Ich unterdrücke den Rest dieser sehr langen Unterhaltung, die den Grafen vollständig zu den trostreichen Prinzipien zurückzuführen schien, die er verlassen zu haben sich den Anstrich gegeben hatte. Die Schnelligkeit, mit der er seine Meinung änderte, bestärkte mich in meiner Beurteilung seines Charakters, dem ein großer Leichtsinn und ein absoluter Mangel an eigenem Urteile eigen zu sein schien. Die Polen ermangeln im Allgemeinen der Logik und des Charakters. Sie haben Geist, beherrschen meist mehrere Sprachen,*) drücken sich gut aus und haben einige gefällige Dichter und Redner aufzuweisen, die geglänzt haben. Aber ihre Reden auf den Reichstagen können vor keiner strengen

*) Solignac sagt in seiner Geschichte Polens, Band V, pag 358, wo er von den an Heinrich v. Valois im Jahre 1573 geschickten Abgesandten spricht: „Was bei den ersten mit ihnen gepflogenen Unterhaltungen auffiel, war die Leichtigkeit, mit der sie sich im Lateinischen, Französischen, Italienischen und Deutschen ausdrückten. Diese vier Sprachen waren Einigen von ihnen so geläufig, wie ihre eigene Landessprache.

Kritik bestehen. Es fehlt ihnen meist an Gründlichkeit, Tiefe und gehörigem innerm Zusammenhange.

In Ratibor trennten wir uns von einander. Der Graf ging direkt nach Teschen und ich nahm einen kleinen offenen Wagen, um mich zur Herzogin zu begeben. Ich versprach dem Grafen, in Teschen bei ihm zu wohnen und er versprach mir, seine Freunde zu meinen Gunsten vorzubereiten, das Terrain zu sondieren und mir die Wege zu ebnen. „Der größte Teil," meinte er, „ist fanatisch und wird gegen Sie sein, weil Sie Lutheraner sind und die Konföderation gegen die Dissidenten gerichtet ist."

Vor 6 Uhr früh kam ich bei der Herzogin an. Da ich wußte, daß der alte General L . . . bei ihr die Funktion des Hofmarschalls ausübte, ging ich zuerst zu ihm. Er empfing mich mit offenen Armen, er hatte mich in Warschau, als ich noch Kind war, gesehen und war immer der Freund meines Vaters gewesen. Ich sprach mit ihm über meine Sendung, ohne irgend ein Detail zu berühren, und er wollte mich bei der Herzogin anmelden lassen, sobald sie aufgestanden sein würde. Wir frühstückten zusammen und er ließ mir, da ich in K . . . doch wenigstens 24 Stunden bleiben müßte, ein Zimmer einrichten.

Ungefähr um 8 Uhr wurde ich gemeldet. Ich war begierig, die Herzogin zu sehen, von der man mir gesagt hatte, daß sie an Schönheit eine Rivalin der Gräfin Potocka und durch ihren Geist hervorragend sei. Die Herzogin, die ungeduldig war, ihre Briefe zu erhalten, ließ mich in ihr Toilette-Zimmer eintreten. Ich gestehe, daß ich geblendet war, und ich verließ sie mehr mit ihrer Person, als mit dem Bilde beschäftigt, das sie mit der ganzen Feinheit und dem Scharfsinn entrollt hatte, die eine geistvolle Frau ihren Beobachtungen aufzuprägen weiß, wenn ihr Ehrgeiz und ihr Glück mit dem Gelingen eines Unternehmens verknüpft sind.

Nach einer Stunde der Unterhaltung sagte mir die Herzogin: „Wir werden zusammen dinieren und darauf werde ich die Briefe schreiben. Aber da ich meinem Onkel, dem Bischofe, einige Details mitteilen will, so werden Sie nicht früher als morgen nach dem

Diner abreisen können.“ Ich gehorchte gerne diesem so angenehmen Befehle. Die Herzogin verlangte von mir eine Kopie der Chiffren, die ich mit ihrem Gemahle verabredet hatte, um sich derselben zu etwaiger Korrespondenz mit mir zu bedienen, und verlangte von mir, daß ich ihr über meinen persönlichen Erfolg bei der Generalität, wie über die allmähliche Entwickelung der Dinge, namentlich in Betreff der anzustrebenden Wieder-Einsetzung des Herzogs, berichten möge. Sie glaubte so sicher an die Erfüllung unserer Wünsche, daß sie voller Zuversicht an die Zukunft dachte. Ihre Mitteilungen über die Uneinigkeit unter den Konföderierten riefen in mir dagegen die größten Besorgnisse wach, die ich ihr denn mit dem ganzen Feuer meines Alters schilderte. Sie hörte mir mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit zu, lächelte und sagte: „Ihre Anschauungen sind nicht tröstlich. Aber wie kann man in Ihrem Alter Alles so schwarz ansehen?“ „Mein Leben, königliche Hoheit, ist bisher von manchem Unglück betroffen worden. Da ist es denn erklärlich, daß meine Vorstellungen trüb und dunkel gefärbt sind. Ew. königliche Hoheit wollen mir gestatten, zu bemerken, daß ich meine Folgerungen aus den Mitteilungen ziehe, die Sie mir zu machen geruht haben, wie aus den Lehren, die uns die Geschichte aller Völker und speziell Polens liefert. Uebrigens wünsche ich, das ich mich irre und ich nehme mit Begeisterung die Vorhersagungen entgegen, die die schönste Fürstin der Welt über die gerechteste Sache ausgesprochen hat.“ Die Herzogin reichte mir die Hand, die ich ehrerbietig küßte, und sagte: „Mut, es wird Alles gut gehen und wenn unsere Wünsche Erfüllung finden, so können Sie auf meine und des Herzogs Dankbarkeit rechnen, dem Ihre Familie bereits so große Opfer gebracht hat.“ Während des Diners und Soupers, an dem zwei schlesische Edelleute der Nachbarschaft teilnahmen, disputierten diese Herren sehr lebhaft mit dem General L... über den siebenjährigen Krieg.

Rasch waren die zwei Tage verstrichen, meine Depeschen wurden mir übergeben und ich reiste, von der Fürstin entzückt, ab.

In Teschen stieg ich beim Grafen Myonczynski ab. Da er aber so eng wohnte, daß ich bei der Notwendigkeit, eine chiffrierte

und fortlaufende Korrespondenz zu führen, mit ihm unmöglich in einem und demselben Zimmer bleiben konnte, so ließ ich mir eine kleine Wohnung suchen. So schlecht sie war, mußte ich sie für 6 Dukaten monatlich nehmen. Man kann daraus ersehen, wie teuer die vollständigen Wohnungen waren, die von den Chefs der Konföderation eingenommen wurden und wieviel Geld sie in dieser Stadt ließen. Teschen hat den wohlhabenden Anstrich, den es heute (d. h. 1799) hat, nur dem langen Aufenthalte der Polen, die hier ihr Geld verschwendeten, und den Franzosen, die von ihrem Hofe sehr gut bezahlt waren, zu danken.

Myonczynski teilte mir mit, daß man im Allgemeinen für mich günstig gestimmt sei. „Ich habe," sagte er mir, „die Rechtfertigungs-Deklaration den beiden General-Marschällen gezeigt und ihnen mitgeteilt, daß Sie der Verfasser sind. Die Herren haben mir über die Form des Aktenstückes viel Schönes gesagt und der Marschall Graf Pac, der das Departement des Auswärtigen leitet, sprach von der Notwendigkeit, Jemanden bei sich zu haben, der die drei Sprachen beherrscht. Ich hoffe bestimmt, daß man Ihnen die Stelle des Sekretärs für die ausländische Korrespondenz mit einem Gehalte von 50 Dukaten monatlich und zugleich den Rang eines Obristleutnants antragen wird. Und nun verlieren wir keine Zeit; nehmen Sie Ihre Briefe und eine gute Quantität Visiten-Karten. Wir wollen zum Grafen Pac gehen, der ein paar Schritte von hier wohnt, und von dort zu aller Welt. Der republikanische Stolz ist ebenso viel verlangend, wie der der Höfe."

Der Graf Pac war einer der Männer, die auf den ersten Blick gefallen. Er hatte ein würdevolles Wesen, einen edlen Umgangston, Leichtigkeit, sich auszudrücken, und vor allem die gerechte Mäßigung, die das Merkmal eines gebildeten Geistes ist. Ich war von ihm entzückt. Nachdem er den Brief des Herzogs gelesen hatte, sagte er: „Die Art und Weise, wie Se. königliche Hoheit Sie, Herr Baron, bei der konföderierten Republik beglaubigt, kann ihr nur angenehm sein. Sie beweist ihr die weise Umsicht des Herzogs, wie auch seinen Wunsch, der nationalen Vertretung ihre ganze

gesetzliche Ausdehnung zu geben. Ich werde den Schritt des Herzogs dem geheimen Komité mitteilen, das uns das Weitere vorschreiben wird. Sie haben unzweifelhaft wohl auch ein offizielles Schreiben an den General-Marschall der Krone, den Grafen Krasinski.“ Ich bejahte und sagte, ich würde den Brief sofort übergeben. Er fügte noch einige übliche Höflichkeitsworte über die Wahl des Herzogs hinzu und bat mich dann, sein Haus wie das meinige zu betrachten. Wir gaben darauf eine Menge Karten bei den Marschällen und Räten ab und gingen endlich zum Marschall Grafen Krasinski. Hier fanden wir eine Menge Herren, die, dem alten Gebrauche folgend, die Flaschen unter sich kreisen ließen und etwas weinselig zu sein schienen. Der Marschall empfing mich sehr freundlich und bat mich, ihm in sein Kabinet zu folgen. Hier las er die Briefe des Herzogs nnd der Herzogin und drückte mir, wie es schien aufrichtig, seine Freude über das Vorgehen des Herzogs aus. Mehr freundlich als politisch wünschte er, daß ich sofort die Eigenschaft eines Delegierten des Herzogs von Kurland öffentlich kundgäbe. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß es notwendig erscheine, den Plan solange geheim zu halten, bis einerseits die Höfe von Versailles und Wien sich mehr positiv geäußert und andererseits die Konföderation von Litthauen mehr an Konsistenz und Ausdehnung gewonnen haben würde, um in Kurland selbst handeln zu können. Er fügte sich und versicherte, daß er mit Vergnügen Alles thun wolle, was der Sache förderlich sein könnte. Als wir das Kabinet verlassen hatten, stellte er mich den anwesenden Herren als eine dem Hofe Seiner königlichen Hoheit des Herzogs Karl attachierte Person vor, dessen Vater das Opfer der Wiedereinsetzung Bierens durch Rußland gewesen sei. Das waren zwei Titel, die mich den Herren besonders empfahlen. Sie drückten mir ihre Genugthuung darüber aus, daß ich jetzt unter ihnen sei. Ich zog mich sobald als möglich zurück, um dem Ungarweine, der nicht aufhörte zu kreisen und den ich nicht hätte zurückweisen können, zu entgehen. Wir gingen darauf zum Bruder des Marschalls Krasinski, Bischof von Kaminiec. Dieser war eben damit beschäftigt, einem

französischen Abbé einen Brief zu diktieren, wobei er in einem geräumigen Saale würdevoll auf- und niederging. Ein hoher, majestätischer Wuchs, feine Züge und eine geistvolle Physiognomie, dabei seine höflichen und würdevollen Manieren machten einen angenehmen und Vertrauen erweckenden Eindruck. Er billigte, nachdem er meine Briefe gelesen hatte, die Vorsicht, die Pläne des Herzogs sorgfältig zu verhüllen, und fragte, welche Maßregeln in der Sache zur Zeit am geeignetsten erscheinen. „Ich will mich," erwiederte ich, „vollständig nach der hohen Generalität richten, vorausgesetzt, daß es mir möglich gemacht wird, beständig im Mittelpunkte der Dinge zu bleiben." Der Graf Myonczynski warf hier die Bemerkung ein, daß es gut wäre, mich zum Sekretär für die französische und deutsche Korrespondenz beim Departement des Auswärtigen zu ernennen. Nach einigem Nachdenken sagte der Bischof: „Die Idee ist sehr gut und ich bin besonders dabei interessiert" (der Bischof stand in direkter Korrespondenz mit Frankreich, wo der Graf Wilhorski als Botschafter Polens beglaubigt war). „Aber ich sehe einige Schwierigkeiten voraus, die man zu beseitigen sich wird bemühen müssen. Nicht wahr, der Baron ist nicht Katholik." „Nein, die herrschende Religion in Kurland ist die lutherische." „Nun, wir werden uns bemühen, das im Komité zu arrangieren und Sie können dabei auf mich zählen." Er stellte darauf einige Fragen über seine Nichte, die Herzogin. Da ich bemerkte, daß ihn die Anwesenheit des Grafen Myonczynski genierte, so kürzte ich unsere Visite ab und bat um die Erlaubnis, ihm später noch einmal meine Aufwartung machen zu dürfen. Er bestellte mich zu 6 Uhr Abends des folgenden Tages und teilte mir mit, daß eine Sitzung stattfinden würde, weshalb er mir rate, dem General-Sekretär der Konföderation, Bohusz, vorher einen Besuch zu machen, damit er nicht gegen meine Zulassung zum Departement des Auswärtigen Opposition mache. Wir hatten im Vorbeigehen beim Herrn v. Bohusz freilich schon eine Karte abgegeben, aber ich versprach dem Bischofe, morgen früh nochmals zu ihm zu gehen.

„Das ist nun für heute genug," meinte Myonczynski. „Es

ist heute Ball und Souper bei Marian Potocki. Ich bin Freund des Hauses und kann Sie ohne Weiteres dort einführen." Wir fanden dort eine Menge Personen, darunter etwa 20 polnische und einige schlesische Damen. Mir fiel die Verschiedenheit der Kostüme auf. Man sah Polen mit rasiertem Kopfe, sorgfältig gepuderte Franzosen, steife preußische Offiziere, sich feierlich haltende Oesterreicher, linkische Schlesier und Militärs von allen Farben, die bei der Konföderation ihr Glück suchten. Die Vaterlands-Verteidiger verstanden in Erwartung der Lorbeer- und Eichenkränze sich vorläufig zu amüsieren.

Am andern Morgen waren wir beim General-Sekretär v. Bohusz. Sein polnisches Kostüm, sein rasierter Kopf und sein Schnurrbart gaben mir keine hohe Idee von seiner Einsicht. Der größte Teil des polnischen Adels hatte bereits die alte Tracht aufgegeben und die des übrigen Europa angenommen.

Er empfing uns sehr kalt und gemessen. Als er den Brief der Herzogin gelesen hatte, klärte sich seine Miene etwas auf und er sagte, er zweifle nicht daran, daß die Entscheidung der konföderierten Stände den Wünschen des Herzogs und seiner Gemahlin entsprechen werde; freilich seien die in Betreff der Dissidenten adoptierten Grundsätze zu berücksichtigen. „Mir scheint," warf ich ein, „daß die Generalität die Dissidenten Polens und Litthauens von dem dissidentischen Adel eines Herzogtums unterscheiden könnte, das seine besonderen Gesetze und Prärogative hat, die seit Sigismund August bis auf den heutigen Tag garantiert sind." „Aber der Adel Kurlands ist dem Konföderations-Landtage von 1768 beigetreten." „Ist nicht auch ein großer Teil Polens beigetreten? Es existieren in Kurland wie in Polen zwei Parteien. Die eine, die dem Herzoge Karl anhängt, wünscht keine Neuerungen; die andere, die sich für Bieren ausgesprochen hat, unterwirft sich dem Stärkeren und gehorcht den Befehlen Rußlands." Unser Gespräch hierüber dauerte noch, als man Bohusz eine Anzahl Papiere brachte. Wir entfernten uns, aber gleich darauf wurde Myonczynski gebeten, wieder einzutreten. Nach einer Viertelstunde kam er mit sehr zufriedener Miene aus

dem Kabinete und sagte: „Gehen wir zum General Vioménil. Alles wird gut gehen.“ Unterwegs vertraute er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, Bohusz habe bekannt, daß bereits eine Intrigue bestehe, die darauf ausgehe, meine Zulassung zum Departement unter dem Vorwande zu verhindern, daß der Eid eines Ketzers nicht als bindend anzusehen und der Eid nach katholischem Ritus zu leisten sei, was zu thun mir doch wahrscheinlich nicht passen würde. Aber, habe Bohusz hinzugefügt, man könne ein Eidesformular redigieren, das Herr v. Heyking nur zu unterschreiben hätte und in dem nur im Allgemeinen Treue den konföderierten Ständen und unverbrüchliches Geheimnis der ihm anvertrauten Dinge zu geloben wären. „Sie sehen,“ fuhr der Graf fort, „daß Bohusz, dessen Meinung von großem Gewichte ist, günstig gestimmt ist.“

Der General Vioménil, den wir nun besuchten, imponierte durch seine heldenhafte Figur und Haltung. Das große Band des heiligen Ludwig, das er in Korsika verdient hatte, hob sein distinguiertes Aeußere. Ruhig, umsichtig, bescheiden und entgegenkommend, hörte er alle Welt mit Achtung und oft mit Nachsicht an, während Dumouriez, hochmütig, eigensinnig und heftig, niemals eine Diskussion zugelassen hatte. So kam es, daß Vioménil von den Polen in hohem Maße verehrt und geliebt wurde. Er sagte dem Grafen Myonczynski allerlei schöne Dinge über seine Tapferkeit und seinen Patriotismus und sprach mit mir über den Herzog mit einer Achtung, die ihm, wie er sagte, gebühre. Er betonte, daß der Herzog ein so naher Verwandter des Königs, seines Herrn, sei und daß seine persönlichen Eigenschaften ihn so achtbar machten. „Es ist von Wichtigkeit,“ sagte er, „den Herzog nicht durch verfrühte Schritte zu kompromittieren und die Generalität ist sehr glücklich, daß Sie, Herr Baron, sich mit der französischen und deutschen Korrespondenz, die sich täglich weiter ausbreiten wird, befassen wollen. Ich bin um so mehr dabei interessiert, als unsere Kommunikationen pünktlich und sicher sein müssen. Ich werde Ihr Projekt, dessen Erfolg ich zu garantieren wage, zu unterstützen nicht unterlassen.“ Wir schieden, beide vom General entzückt. Der Graf Myonczynski beeilte sich,

in die General-Sitzung zu gehen, die aus mehreren Bischöfen, den zwei General-Marschällen und allen Marschällen und Räten der Palatinate von Polen und Litthauen, dem Groß-General Oginski, den Groß-Regimentären x. zusammengesetzt war. Auf dieser Sitzung sollte unter Anderm auch über meine Zulassung zum Departement des Auswärtigen beschlossen werden. Ich ging mittlerweile nach Hause, um meinen ersten offiziellen Bericht an den Herzog und einen Brief an die Herzogin zu schreiben.

Um 2 Uhr erfuhr ich beim Grafen Pac, daß im Ausschusse meine Zulassung nach einer kurzen und leichten Diskussion genehmigt worden sei, in der Plenarsitzung aber sehr lebhafte Debatten wegen meiner Konfession stattgefunden hätten. Der Graf Pac habe endlich einen Vermittelungs-Vorschlag gemacht, der denn allgemein befriedigt habe. „Wir haben," hatte er ausgeführt, „eine große Zahl von Dissidenten unter unseren Offizieren. Wenn wir ihnen das Blut und die Ehre unserer Mitbürger anvertrauen, ohne einen Verrat zu befürchten, so ist nicht abzusehen, warum wir hinsichtlich unserer Korrespondenz schwieriger sein sollen, zumal, wenn es sich um einen Edelmann handelt, dessen Diskretion und Ehrenhaftigkeit uns von Herzoge von Kurland verbürgt wird. Da nun aber allerdings unsere Verfassung einen Dissidenten vom Zivil-Ressort auszuschließen scheint, so gebe man ihm einen militärischen Grad, so daß er als Militär den üblichen Eid zu leisten hätte, verwende ihn aber zugleich für die französische und deutsche Korrespondenz." Dieser Vorschlag ist darauf einstimmig angenommen worden. Ich erhielt vom Grafen Oginski, dem Groß-General von Litthauen, ein Diplom als Adjutant, wodurch ich den Rang eines Oberstleutnants erlangte und trat zugleich in die Funktion eines Sekretärs. Für diese meine Arbeiten bezog ich aus der französischen Kasse ein Gehalt von 30 Dukaten monatlich und als Adjutant 15 Dukaten. Ich hatte sehr viel zu thun, wobei mich weniger der Graf Pac, als der Bischof Krasinski in Anspruch nahm. Er hatte die Gewohnheit zu diktieren, verlor sich dabei aber in den Wolken, so daß ich oft, wenn ich unter seinem Diktate zwei bis drei Bogen ohne Unter-

brechung geschrieben hatte, nicht mehr wußte, was er eigentlich habe sagen wollen. Ich erlaubte mir, ihn bisweilen beim Durchlesen des Brouillons darauf aufmerksam zu machen, daß einzelne Stellen an einer undurchdringlichen Dunkelheit litten. „Allerdings," meinte er dann, „diese Passagen sind nicht ganz klar. Das ist aber gerade diplomatischer Stil. Man muß sich erraten lassen." Ich sagte mir, daß das nicht der Stil der Offat's, der Noailles und anderer hervorragender Diplomaten sei. Allerdings findet man in ihren Noten oft ein gewandtes Verschweigen und doppelsinnige Wendungen, aber der natürliche Entwickelungs-Gang der Gedanken ist doch wenigstens immer eingehalten, und selbst die Treulosigkeit spricht immer die Sprache der Vernunft. So sehr mich der weitschweifige und dunkle Stiel des Bischofs langweilte, so sehr bewunderte ich den Stil des Herrn v. Bohusz im Polnischen. Es war ein Vergnügen, seine Schriftsätze ins Französische zu übertragen, weil in ihnen Alles klar, bestimmt, kräftig und voll Würde und Feuer war. Meine Uebersetzung des ersten Manifestes, das nach meiner Ankunft erlassen wurde, war mir gut gelungen, sodaß der General Vioménil, nachdem er es gelesen hatte, mich umarmte und mich seinen lieben Landsmann nannte.

Nachdem ich während einiger Wochen den Geist der Konföderation im Allgemeinen studiert und mich mit den Chefs, wie mit den französischen und polnischen Beamten besprochen hatte, stellte ich aus allen gemachten Notizen ein Resumé zusammen und sandte es dem Herzoge. Das Schloß von Krakau war mit einem Handstreich genommen worden und die braven Choisy, Galibert, Charlot ꝛc. verteidigten sich dort nur mit einer Handvoll Polen kraftvoll. Die Festung Czenstochau und die von Bobrek widerstanden ebenso den wiederholten Angriffen der Russen. Diese kleinen befestigten Plätze unterstützten Viomésnils Plan, indem sie als Depot für die Munition und die Rekruten dienten. Man organisierte gleichzeitig 4 Legionen, jede von 4 Tausend Mann Infanterie und 1 Tausend Mann gewöhnlicher Kavallerie.

Die Legion des Fürsten Radziwill war fast vollzählig und hatte

hauptsächlich preußische Offiziere. Der Kommandeur der Legion Grafen Marian Potocki war der Chevalier Valcroissant, der für die Aushebung zu sorgen hatte. Die Legion des Grafen Og bestand fast nur aus Soldaten, die ein Major Schill heimli Sachsen angeworben hatte, und die fast nur zu Einzelnen anlan Die Legion Vioménils war nur von französischen Offizieren kom diert, denen man in jeder Kompagnie 2 bis 3 polnische Off als Dolmetscher beigegeben hatte. Diese 16 Tausend Mann s. den Kern der regulären Armee und die Elite bilden, während ganze konföderierte Adel, der beritten war, die Avant- und Ar Garde darstellen und die Flügel decken sollte. Pulawski und D czynski waren dazu bestimmt, die Kavallerie zu kommandieren. S von ihnen hatte einen von Vioménil ernannten französischen einen polnischen Adjutanten, die die Verbindung mit Vioménil, alle Operationen im Großen leitete, unterhalten sollten.

Der Fürst Sapieha, der in Litthauen zum Groß-Regimei erwählt worden war, begann dem Groß-Generalen Oginski Oberkommando über die vereinigte Armee Litthauens, die übrig noch nicht einmal existierte, streitig zu machen. Nur der versöhnli Geist des Generals Vioménil vermochte dieser lächerlichen Ra Streitigkeit zwischen zwei Generalen, die beide zum Komma unfähig waren, ein Ende zu machen.

Der kühne und thatkräftige Geist der Franzosen sorgte alles Nötige. Man schaffte Kanonen herbei, armierte mit ih die Festungen, besorgte Waffen für 10 Tausend Mann Infanterie Und das Alles mußte unter Bekämpfung der größten Schwierigkei geschehen, denn obgleich man Alles baar bezahlte und oft mit G so zu sagen aufwog, wußten die geheimen Agenten Rußlands so während Hindernisse in den Weg zu legen. Es bedurfte der ganzen Intelligenz der Franzosen, um trotz alledem das zu erzielen und durchzusetzen, was man wollte.

Das Kabinet von Wien spielte in der ganzen Zeit der Dauer der Konföderation ein fast unbegreifliches Doppel-Spiel. Während die österreichischen Departements den Grafen Pac und Krasinski

chälle der Konföderation“ gaben und dadurch
de anerkannten, hörte der Wiener Gesandte
von der Konföderation mit der größten

-en die militärischen Dinge unter Vioménils
stalt an und die Erbitterung der Nation gegen
tig war so hochgradig geworden, daß eine
rzustehen schien. Unter solchen Umständen
eine Denkschrift vorzulegen, die die General-
ranlassen sollte, ihren Protest gegen Bieren
einen Usurpator zu erklären, förmlich und
rlichen Rechte des Prinzen Karl anzuerkennen,
chällen Litthauens aufzutragen, daß sie sich
hnes bemächtigen mögen, um über sie nach
Kossakowski, früher Kammerherr des Herzogs
i Versuch machen wollen, Bieren mitten in
)en. Das Geheimnis war aber verraten
ehmen mißlungen.
s Planes, den König Stanislaus gefangen
bewahrt worden. Der König wurde in
ert und in der Nacht mitten durch die
ie Stadt umringt hielten, bis in den Wald
. Durch einen unbegreiflichen Zufall wurde
führern selbst zur Mühle von Mariemont
ıber am andern Morgen, leicht am Kopfe
von Müdigkeit und Schrecken, im Triumphe
nach Warschau zurückgeleitet.

Viele sind davon überzeugt, daß diese Entführung nichts als ein Theater-Koup gewesen sei, den Stanislaus selbst ersonnen habe, um alle Suveräne Europas für sich zu interessieren und die Konföderation verhaßt zu machen.

Die Anhänger des Königs behaupten dagegen, man habe bei Kossakowski eine von Pulawski's eigener Hand geschriebene Ordre gefunden, nach welcher Kossakowski nicht nur den König aufheben,

hauptsächlich preußische Offiziere. Der Kommandeur der Legion des Grafen Marian Potocki war der Chevalier Valcroissant, der auch für die Aushebung zu sorgen hatte. Die Legion des Grafen Oginski bestand fast nur aus Soldaten, die ein Major Schill heimlich in Sachsen angeworben hatte, und die fast nur zu Einzelnen anlangten. Die Legion Vioménils war nur von französischen Offizieren kommandiert, denen man in jeder Kompagnie 2 bis 3 polnische Offiziere als Dolmetscher beigegeben hatte. Diese 16 Tausend Mann sollten den Kern der regulären Armee und die Elite bilden, während der ganze konföderierte Adel, der beritten war, die Avant- und Arriere-Garde darstellen und die Flügel decken sollte. Pulawski und Myonczynski waren dazu bestimmt, die Kavallerie zu kommandieren. Jeder von ihnen hatte einen von Vioménil ernannten französischen und einen polnischen Adjutanten, die die Verbindung mit Vioménil, der alle Operationen im Großen leitete, unterhalten sollten.

Der Fürst Sapieha, der in Litthauen zum Groß-Regimentär erwählt worden war, begann dem Groß-Generalen Oginski das Oberkommando über die vereinigte Armee Litthauens, die übrigens noch nicht einmal existierte, streitig zu machen. Nur der versöhnliche Geist des Generals Vioménil vermochte dieser lächerlichen Rang-Streitigkeit zwischen zwei Generalen, die beide zum Kommando unfähig waren, ein Ende zu machen.

Der kühne und thatkräftige Geist der Franzosen sorgte für alles Nötige. Man schaffte Kanonen herbei, armierte mit ihnen die Festungen, besorgte Waffen für 10 Tausend Mann Infanterie ꝛc. Und das Alles mußte unter Bekämpfung der größten Schwierigkeiten geschehen, denn obgleich man Alles baar bezahlte und oft mit Gold so zu sagen aufwog, wußten die geheimen Agenten Rußlands fortwährend Hindernisse in den Weg zu legen. Es bedurfte der ganzen Intelligenz der Franzosen, um trotz alledem das zu erzielen und durchzusetzen, was man wollte.

Das Kabinet von Wien spielte in der ganzen Zeit der Dauer der Konföderation ein fast unbegreifliches Doppel-Spiel. Während die österreichischen Departements den Grafen Pac und Krasinski

den Titel „Generalmarschälle der Konföderation“ gaben und dadurch die konföderierten Stände anerkannten, hörte der Wiener Gesandte in Warschau nicht auf, von der Konföderation mit der größten Mißachtung zu sprechen.

Mittlerweile nahmen die militärischen Dinge unter Vioménils Leitung eine festere Gestalt an und die Erbitterung der Nation gegen Rußland und den König war so hochgradig geworden, daß eine Massen-Erhebung bevorzustehen schien. Unter solchen Umständen schien mir an der Zeit, eine Denkschrift vorzulegen, die die General-Konföderation dazu veranlassen sollte, ihren Protest gegen Bieren zu erneuern, ihn für einen Usurpator zu erklären, förmlich und wiederholt die unveräußerlichen Rechte des Prinzen Karl anzuerkennen, zugleich aber den Marschällen Litthauens aufzutragen, daß sie sich Bierens und seines Sohnes bemächtigen mögen, um über sie nach den Gesetzen zu richten. Kossakowski, früher Kammerherr des Herzogs Karl, hatte bereits einen Versuch machen wollen, Bieren mitten in seiner Residenz aufzuheben. Das Geheimnis war aber verraten worden und das Unternehmen mißlungen.

Das Geheimnis des Planes, den König Stanislaus gefangen zu nehmen, war besser bewahrt worden. Der König wurde in seiner Hauptstadt arretiert und in der Nacht mitten durch die russischen Truppen, die die Stadt umringt hielten, bis in den Wald von Mariemont entführt. Durch einen unbegreiflichen Zufall wurde er aber von seinen Entführern selbst zur Mühle von Mariemont gebracht, von hier aus aber am andern Morgen, leicht am Kopfe verwundet und erschöpft von Müdigkeit und Schrecken, im Triumphe nach Warschau zurückgeleitet.

Viele sind davon überzeugt, daß diese Entführung nichts als ein Theater-Koup gewesen sei, den Stanislaus selbst ersonnen habe, um alle Suveräne Europas für sich zu interessieren und die Konföderation verhaßt zu machen.

Die Anhänger des Königs behaupten dagegen, man habe bei Kossakowski eine von Pulawski's eigener Hand geschriebene Ordre gefunden, nach welcher Kossakowski nicht nur den König aufheben,

sondern, wenn er Widerstand leisten würde, töten sollte. Es sei somit erwiesen, daß Pulawski sich des Versuchs eines Königsmordes schuldig gemacht hat. Ihm sei daher in keinem Staate ein Asyl zu gewähren. Die Freunde Pulawski's führten dagegen an, daß diese ganze Darstellung schon an innerer Unwahrscheinlichkeit laboriere, da dergleichen Ordre's wohl niemals schriftlich erteilt würden. Sollte aber Pulawski wirklich einen solchen Auftrag erteilt haben, so könne er doch in keinem Falle eines Majestäts-Verbrechens bezichtigt werden, da wo kein König existiere, auch kein Königsmörder denkbar sei. Stanislaus habe beschworen gehabt, die Pacta conventa zu halten, diesen gegenseitigen feierlichen Vertrag aber gebrochen und daher aufgehört, König zu sein. Gerade aus diesem Grunde hätten die Konföderierten gegen ihn zu den Waffen gegriffen und befänden sich in offenem Kampfe gegen einen Usurpator.

Ich meinerseits muß mich jedes Urteils über den wirklichen Thatbestand enthalten, hier aber konstatieren, daß der Vorfall den übelsten Eindruck auf alle Höfe machte und von den russischen Gesandten an den verschiedenen Höfen dazu ausgenutzt wurde, die Konföderation in das schlimmste Licht zu stellen. Wenn auch die Generalität sich bei den Höfen von Versailles, Wien, Dresden ꝛc. durch den Nachweis, daß sie bei dem Vorfalle in keiner Weise beteiligt gewesen ist, vollständig rechtfertigte, so bin ich doch überzeugt, daß der unselige Zwischenfall die erste Teilung Polens beschleunigt hat. Es wurde der Kaiserin-Königin dadurch der Entschluß, den sie bisher immer von sich gewiesen hatte, erleichtert.

Ich war damals sehr mit Arbeiten überhäuft. Die Chefs der Generalität und der Graf Pac nahmen mich vielfach in Anspruch. Ich hatte Gelegenheit, dem Grafen Pac näher zu treten und ihn immer mehr hochzuschätzen. Es war ein Mann, der nicht persönliche Interessen verfolgte, dem vielmehr nur das Wohl des Vaterlandes am Herzen lag. Er hatte im Namen der Konföderation J. J. Rousseau durch den Grafen Wielhorski bitten lassen, ein Projekt einer Reform der polnischen Verfassung zu entwerfen. Wie man über dieses Projekt auch denken mag, man wird nicht in Ab-

rede stellen können, daß es große Wahrheiten enthält und mit Scharfsinn und Tiefe geschrieben ist.

Es ist häufig behauptet worden, daß die Konföderationen nichts als irreguläre Aufstände einer Partei gegen die bestehende Regierung gewesen seien und alles Unheil des Königreichs gestiftet hätten. Man darf dabei aber nicht die alte polnische Verfassung mit ihrem liberum veto außer Acht lassen.

Nur in zwei Fällen waren die Konföderationen berechtigt und zwar, wenn der Tod des Königs den Staat eines seiner Faktoren beraubte und wenn kritische Umstände die Freiheit oder Integrität der Republik gefährdeten.

Der wesentliche Unterschied zwischen einem gewöhnlichen und konföderierten Landtage bestand darin, daß bei dem erstern Einstimmigkeit vorausgesetzt wurde, bei dem konföderierten dagegen das liberum veto suspendiert war, die Beschlüsse also nach der Mehrzahl der Stimmen gefaßt wurden.

Beim Tode des Königs bestimmt der Primas als Vize-König den Termin der Provinzial-Landtage und den des Zusammentritts des Reichstages. Nachdem die Provinzial-Landtage die in den Palatinaten gewählten Landboten mit Instruktionen versehen hatten, treten die Landboten zum Reichstage, der den Charakter des konföderierten Landtages hat, zusammen, um die gewünschten Reformen und die Pacta conventa zusammenzustellen. Mit der Eröffnung des Wahl-Reichstags hörte die General-Konföderation ipso facto auf und Alles, was die Konföderations-Landtage vorher beschlossen und festgestellt hatten, bedarf einer Bestätigung der drei verfassungsmäßigen Faktoren (König, Senat und Ritterschaft) um Gesetzeskraft zu erlangen. Solche Bestätigung erfolgt auf dem der Erwählung des Königs folgenden Reichstage.

Wenn das Wohl des Landes, ohne daß der Thron durch den Tod des Königs vakant geworden ist, rasche und von der ganzen Nation allgemein gewollte Maßregeln erheischt, um einer offenbaren Usurpation des Königs entgegenzutreten oder den Angriff auswärtger Mächte entgegenzuwirken oder ihnen vorzubeugen, so versammelt

sich die Ritterschaft in einzelnen Palatinaten an den gewöhnlichen Orten, vereinigt sich unter Leitung ihrer Würdenträger durch das Band der Konföderation, verkündet das Ziel der Verbindung und ladet alle übrigen Palatinate ein, sich mit ihr zu vereinigen. Vollzieht sich eine solche Vereinigung, so wählen die Marschälle einen General-Marschall für Polen und einen für Litthauen. Von diesem Momente ab gelten alle Autoritäten für suspendiert, selbst die des Königs, wenn er nicht etwa der Konföderation beitritt, sei es, indem er die Beschwerden abstellt, wenn dies das Motiv der Konföderation gewesen war oder indem er sich an die Spitze stellt, um den auswärtigen Feind zu bekämpfen. Die Könföderation von Bar, die sich über ganz Polen ausbreitete, und die ihren Sitz später nach Eperies und Teschen verlegte, war rein konservativer Natur.*)

Um jeden Zweifel über die Motive und Wünsche der gegenwärtigen Konföderation zu beseitigen, beschloß man, Gesandten nach Wien und Konstantinopel zu schicken. Für Wien designierte man Krasinski, den Bischof von Kamieniec, und für Konstantinopel den Fürsten Radziwill, der trotz seiner Unwissenheit doch als der geeignetste Mann für diese Stelle erschien. Mit seinem den Türken bekannten glänzenden Namen verband er ein Vermögen, das noch ausreichend erschien, um in Konstantinopel mit Glanz auftreten zu können. Der französische Botschafter wollte den Fürsten mit Dolmetschern versehen und man plante, den Herrn S... und den jungen Grafen Kr... als Räte und mich als Sekretär der Gesandtschaft beizugeben. Die hohe Pforte war für die Konföderation von besonderer Bedeutung. Schon im Kriege mit Rußland, konnte sie durch Kamieniec und die Grenz-Provinzen unmittelbar in Polen wirken. Wenn es gelang, die Truppen der Konföderation und die bewaffnete Ritterschaft mit den türkischen Truppen zu vereinigen, so konnten die zerstreuten russischen Armee-Abteilungen überwältigt werden. Im Falle eines günstigen Erfolges sollte dann die Wiederherstellung der alten

*) Daß das Institut der Konföderationen mit den modernen Begriffen über ein geordnetes Staatswesen sich nicht in Einklang bringen läßt, bedarf wohl kaum des Nachweises. (Anmerkung des Herausgebers.)

Verfassung Polens und die Wiedereinsetzung des Herzogs Karl in Kurland oder die Gewährung einer der Größe seines Verlustes entsprechenden Entschädigung für ihn verlangt werden. Ich schrieb über Alles dieses dem Herzoge und der Herzogin und bat den Herzog, mir nun ein förmliches Beglaubigungs-Schreiben zuzusenden, damit ich als sein Bevollmächtigter die Interessen Kurlands vertreten könne.

Die Herzogin antwortete mir, sie habe von ihrem Gemahle einen Brief erhalten, in dem er den Wunsch geäußert, ich möge lieber den Bischof nach Wien begleiten. Der Bischof war mit dem Vorschlage des Herzogs einverstanden und ließ ihn von der Generalität gutheißen. Aber während wir guten Glaubens Tag und Nacht an den Vorbereitungen, Instruktionen, Chiffern, offiziellen Schreiben ꝛc. arbeiteten, vernichtete plötzlich ein Blitzstrahl, der aus Wien kam, alle unsere Hoffnungen.

Die General-Konföderation war am 16. Juni zu einer vereinigten Sitzung beider Nationen versammelt, um Bestimmungen über die Missionen ins Ausland zu treffen und verschiedene Kontrakte über Waffen- und Pulver-Lieferung zu genehmigen. Die Sitzung dauerte noch, als ein österreichischer Offizier, der mit dem Kammerherrn-Schlüssel dekoriert war, in das Zimmer, wo wir Adjutanten und Beamten der verschiedenen Departements uns aufhielten, geleitet wurde. Ich ging dem Herrn entgegen, um ihn zu fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen und was er begehre. „Ich bin der Major Graf Marschal, und vom Generalen Grafen Alton geschickt, um den Herren General-Marschällen die Befehle zur Kenntnis zu bringen, die er soeben von unserer erhabenen Suveränin erhalten hat.“ „Die Herren General-Marschälle präsidieren jetzt einer allgemeinen Sitzung. Wenn Ihre Mitteilungen aber, Herr Graf, dringend sind, so werde ich die Herren benachrichtigen lassen.“ „Allerdings, sie sind wichtig und ich muß meinen Auftrag ohne Aufschub erfüllen.“ Herr von W . . . . übernahm, in den Versammlungs-Saal zu treten, und die Meldung zu machen. Da beide Marschälle nicht fortgehen konnten, so vertagten sie die Sitzung bis auf 4 Uhr Nachmittags. Man nahm an, daß es sich um neue

Beſchwerden über irgend welche Ausſchreitungen der an der öſterreichiſchen Grenze befindlichen konföderierten Truppen handeln werde, und ging ruhig auseinander. Die Grafen Pac und Krasinski, der Groß-General Opinski und der Biſchof von Kaminic kamen zuſammen heraus. Als der Graf Pac den Major Marſchal bemerkte, bat er ihn ins Kabinet. Nach 20 Minuten kamen die Herren wieder heraus und ſofort wurde ein Offizier zum General Vioménil mit der Bitte geſchickt, ſich ſchleunigſt zum Grafen Pac zu begeben. Man ſah dem Grafen, trotz der Ruhe, die er zu bewahren wußte, die Erregung an. Der Biſchof Krasinski, der blaß und niedergebeugt war, näherte ſich mir und flüſterte mir zu: „Alles iſt verloren. Sprechen Sie einſtweilen über nichts und kommen Sie um 4 Uhr nachmittags zu mir. Ich werde der Sitzung nicht beiwohnen; mir fehlt die Kraft dazu.“ Die Erregung bemächtigte ſich allmählich Aller. Man ließ die Haupt-Chefs der Generalität ſofort zum Grafen Pac rufen und als der General Vioménil angekommen war, begann bei geſchloſſenen Thüren eine Sitzung, die mehr als eine Stunde dauerte. Mich hatte die Mitteilung des Biſchofs zu Boden geworfen und ich befand mich in einem ſchwer zu ſchildernden Zuſtande. Je mehr ich mich mit dem Projekte eingelebt hatte, nach Konſtantinopel oder Wien zu gehen, je mehr ich an dieſen Plan Gedanken des Ehrgeizes, des Glücks und des Vergnügens geknüpft hatte, um ſo mehr brachte mich die pötzliche Zerſtörung aller meiner Hoffnung außer mir. Wenn ich wenigſtens friſche Luft hätte atmen können; die Bruſt war mir zum zerſpringen. Aber ich war gezwungen zu bleiben, um etwaige Befehle zu erwarten; ich war mit 10 anderen Perſonen, die von denſelben Beängſtigungen wie ich gequält waren und nicht wagten, ſich einander Mitteilungen zu machen, an dies verdammte Zimmer gefeſſelt.

Endlich war die Konferenz zu Ende, und ich wurde gerufen, um dem Biſchofe die Beſtimmung der Generalität zu überbringen. „Der Hof von Wien,“ ſagte der Graf Pac, „befiehlt uns in ſpäteſtens 14 Tagen Teſchen zu verlaſſen und man verlangt von uns, daß wir unſere Truppen auf der Stelle entlaſſen. Dabei

gewährt man uns als Gnade, daß wir uns noch einige Zeit in Mähren oder Ungarn aufhalten dürfen. Wir haben die kleine Stadt Sileine in Ungarn gewählt und werden dort abwarten, ob es dem französischen Botschafter gelingen würde, unser Schicksal zu mildern. Sie werden morgen mit dem Bischofe nach Wien reisen. Gehen Sie zu ihm, drängen Sie ihn zur Abreise und packen Sie Ihre Sachen ein."

Ich eilte zum Prälaten und fand ihn zu Bette. „Sie sehen," sagte er, „in welchem Zustande ich bin (er hatte etwas Fieber). Es ist unmöglich, daß ich morgen reise. Mag man einen Anderen an meiner Stelle ernennen. Zboinski will ja schon lange nach Wien gehen; jetzt kann er diesen angenehmen Auftrag übernehmen." Ich wollte die Antwort des Bischofs sofort überbringen; aber er zwang mich, bei ihm zum Diner zu bleiben. Wir waren nur 4 Personen an einem kleinen Tische, der ans Bett geschoben wurde. Es war mir unmöglich, irgend was zu essen; ich lechzte nur nach frischer Luft. Sobald die Tafel gehoben war, lief ich wie ein Verrückter zur Stadt hinaus und die etwas gewaltsame Bewegung beruhigte mich etwas. Ich hatte mich von der Landstraße entfernt, setzte mich auf einen großen Stein und versank in meine Gedanken.

Das entsetzliche Schicksal so vieler ehrenwerter Männer, die das Opfer ihres Patriotismus wurden, betrübte mich lebhaft und ein Blick auf meine Lage quälte mich. Was sollte ich anfangen? Nach Dresden zurückkehren, wieder meine erste Stelle einnehmen? Nein, das verbot mir meine Eigenliebe. Der Graf Oginski, der weder von seinen Gütern Revenuen noch die Emolumente seiner Würde erhielt, konnte unmöglich fortfahren, mir das Gehalt zu zahlen. Auf die Empfehlung des Herzogs Karl und des Prinzen Xaver und die Stütze des Generals Vioménil hätte ich vielleicht in französische Dienste treten können. Aber ich hätte doch nur die Stelle eines Kapitäns à la suite erhalten, und das hätte weder meiner finanziellen Lage, noch meinen Neigungen, die mich zur Diplomatie lenkten, entsprochen. Je mehr ich meinen Kopf zermarterte, um so trüber erschien mir die Zukunft; ich fand keinen

Ausweg. Da erscholl der Ton einer Glocke von einer benachbarten Kirche. Ich fuhr aus meinen Träumereien auf. Meine Gedanken nahmen eine andere Richtung und ich dachte an das Ende aller Leiden. Thränen drangen aus meinen Augen, ich erhob mein Herz zu Gott und fühlte mich gestärkt. Zwei Stunden waren vergangen, seit ich den Bischof verlassen hatte. Ich eilte, so viel ich konnte, zur Stadt zurück, um meine Pflicht zu erfüllen.

Als ich zurückkehrte dauerte die Sitzung noch und sie dehnte sich bis 12 Uhr nachts aus. Dann ging man auseinander, einige tiefbetrübt, andere mit allen Anzeichen vollständiger Hoffnungslosigkeit. Dieses herzzerreißende Bild steht noch heute lebhaft vor meiner Seele. Der Graf Pac drückte mir im Vorbeigehen die Hand und sagte: „Morgen früh um 6 Uhr bedarf ich Ihrer.“ Ich berichtete ihm über die Entschließung des Bischofs. „Ich habe das erwartet. Nun, so wird man Zboinski entsenden.“ Der Graf Myonczynski war derjenige, der die ruhigste Miene hatte. Wir gingen zusammen hinaus und auf sein Verlangen in seine Wohnung. Hier teilte er mir mit, was beschlossen worden war und sagte: „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde bei den General-Marschällen bleiben und ihren Beschlüssen folgen, bis sich das Schicksal Polens entschieden haben wird. Was Sie betrifft, lieber Freund, so beschwöre ich Sie, mit mir zusammen zu bleiben; wollen wir Freuden und Leiden mit einander teilen.“ Ich dankte ihm für seine Freundschaft und seine Anerbietungen, band mich aber nicht definitiv. Ich mußte, da die Konföderation sich noch nicht aufgelöst hatte, jedenfalls abwarten, was mir der Graf Pac etwa vorschreiben würde.

Als ich tags darauf zur bestimmten Stunde beim Grafen eintrat, legte er die Feder weg, ließ mich neben sich sitzen und enthüllte vor mir mit vollem Vertrauen, was er in seiner reinen und patriotischen Seele an Plänen und Entschlüssen hegte. „Zu Boden geworfen durch die unbegreifliche Vereinigung der drei Mächte, deren erbliche Rivalität unsere Sicherheit gewährleistete, müssen wir der unwiderstehlichen Gewalt weichen. Aber die Konföderierten sind übereingekommen, das geheiligte Band, das sie

umschlungen gehalten hat, nicht zu zerreißen. Dazu genügt, daß die National-Versammlung sich durch einen formellen Beschluß auf eine kleine Zahl von Mitgliedern reduziere. Ihre Aufgabe wird nach wie vor die Bekämpfung ihrer Feinde sein. Sie werden auf die erste günstige Gelegenheit warten, um alle anderen Mitglieder, die mittlerweile im Vaterlande bleiben und ihr ihre Personen, ihr Vermögen und ihre Gefühle bewahren werden, zusammen zu rufen. Suchen wir diese braven Leute zu retten. Ich bitte Sie demgemäß auf dem denkbar kleinsten Formate an Herrn de Choisy zu schreiben und ihn zu ermächtigen, das Schloß von Krakau mit einer ehrenvollen Kapitulation dem Feinde zu übergeben. Ein junger polnischer Edelmann hat sich erboten, diesen Brief, dem der General Vioménil ein paar Zeilen hinzufügen wird, mit Gefahr seines Lebens an die Adresse zu befördern."

Ich machte mich sofort an die Arbeit und schrieb den Brief, dessen Wortlat der Graf gebilligt hatte, mit sehr kleinen Buchstaben ins Reine. Die beiden Marschälle unterschrieben und ließen den Brief Vioménil übergeben. Eine ähnliche Ordre wurde allen Korps-Chefs zugesandt. Der Kommandant von Czenstochau übergab diese Festung den Oesterreichern, nicht den Russen, weil er Oesterreich, von dem unsere persönliche Sicherheit abhing, mit besonderer Rücksicht behandeln wollte.

Der Baron de Vioménil hob im Einverständnisse mit den Chefs der Generalität alle Lieferungs-Verträge auf, indem er bald das Handgeld fallen ließ, bald in anderweitiger Weise Entschädigungen vereinbarte. Alle Polen unterstützten sich mit wahrhaft brüderlicher Liebe. Mir sind sehr viele Züge des Edelmuts bekannt geworden, die zur Ehre dieser liebenswürdigen Nation, die ein besseres Schicksal verdient hätte, wohl wert wären, einzeln der Nachwelt überliefert zu werden.

Der Beschluß über die Vertagung wurde unterzeichnet und dann ging Alles auseinander. Die beiden General-Marschälle, der Bischof Krasinski, der Groß-General Oginski, der General-Sekretär Bohusz und zwölf Marschälle und Räte der Konföderation begaben

sich nach Czacza und von dort nach Sileine in Ungarn. Der General Vioménil und alle französischen Offiziere trennten sich von uns in herzlichster Weise. Vor der Abreise übergab mir der Graf Pac im Namen der Konföderierten 100 Dukaten als Gratifikation und sprach mir dabei in schmeichelhafter Weise die Anerkennung der Generalität und in wahrhaft rührender Weise seine persönliche Gewogenheit aus. Ich entschloß mich, der Generalität nach Ungarn zu folgen, ohne irgend ein Gehalt zu beanspruchen.

Dem Herzoge und der Herzogin berichtete ich über Alles. Die Herzogin war verzweifelt darüber, daß der Bischof nicht nach Wien gegangen. Aber er war wirklich zu krank an Körper und Gemüt, um sich dorthin zu begeben, namentlich um dort Erfolg zu haben.

Der französische Botschafter in Wien, Fürst Rohan, hatte nicht die geringste Kenntnis von den Dingen, die sich unter seinen Augen vorbereitet hatten, erlangt, nichts davon erfahren, was gegen uns geplant worden war. Erst als der Schlag, der uns vernichtete, erfolgt war, gelangte Kunde zu ihm. Er ließ die einzelnen Chefs der Konföderation der geheimen Unterstützung seines Hofes versichern, als ob ein persönliches Interesse die achtbaren Herren geleitet hätte, als ob nicht das allgemeine Interesse das einzige Ziel ihrer Wünsche gewesen wäre.

Im Juni verließen wir endlich Teschen, ich darf wohl sagen, zum lebhaften Bedauern der Bewohner der Stadt, die uns bei der Abreise auf tausenderlei Weise Freundlichkeiten erwiesen. Ich bin später mehrere Male durch diese kleine, schmutzige und schlecht gebaute Stadt gekommen und habe mich niemals beim Wiedersehen einer gewissen Erregung erwehren können, die die Erinnerung an die tiefen Eindrücke, die ich hier empfangen habe, hervorrief.

Ich unternehme nicht, die wahrhaft romantische Gegend, durch die wir auf der Reise von Teschen über Czacza nach Sileine kamen, zu schildern. Dazu bedürfte er des Pinsels einer Poussin, Mola oder Berghem. Wir langten endlich in der kleinen, schmutzigen, traurigen und fast leeren Stadt an, die in einem Thale der Karpathen belegen ist. Es war mitten im Sommer und die

Hitze am Tage faſt unerträglich, während nach Sonnenuntergang empfindliche Kälte eintrat. Die Empfindung unſeres Unglücks wurde durch die Traurigkeit unſeres Aufenthalts nur noch vermehrt. Jeder ankommende Kurier brachte uns bedrohliche und erſchütternde Nachrichten.

Ich wohnte bei dem Schöffen der Stadt, einem alten und mürriſchen Mann, der nur ungariſch und lateiniſch verſtand. Ich ſah bei ihm einige lateiniſche Bücher und bat ihn, mir den Salluſt für einige Tage zu leihen. Er gab mir das Buch mit einer unfreundlichen Grimaſſe und bemerkte mir, daß das ſein Lieblings-Schriftſteller ſei. Man merkte das wohl, die Blätter waren ſchmutzig und mit vielen Notabenes angefüllt. Namentlich waren in der Rede des Marius gegen den Adel die allerſtärkſten Ausfälle ſorgfältig unterſtrichen. Der Haß gegen den ungariſchen Adel ſchien unter den Einwohnern der Stadt ſtark verbreitet zu ſein und auch uns ließ man den Mangel an Sympathie bei jeder Gelegenheit fühlen, obgleich wir doch Alles recht teuer bezahlten.

Eines Tages erhielt der Biſchof Kraſinski eine Einladung von dem Grafen W . . . tz, der eine Meile von hier wohnte, zu einem kleinen Feſte, das den Nachbarn gegeben werden ſollte. Der Biſchof, der die Melancholie, die mich verzehrte, bemerkt hatte, forderte mich auf, ihn zu begleiten. Wir waren vier von der Partie, der Biſchof, der General-Marſchall, ſein Bruder, der Graf Pac und ich. Es war Sonntag und wir fuhren ſchon um 9 Uhr morgens ab, um noch zur Meſſe anzukommen. Plötzlich that ſich vor unſeren Augen die Faſſade eines prachtvollen Schloſſes auf. Der junge Graf W . . . tz empfing den Biſchof am Fuße der Treppe und geleitete uns ins Schloß hinein. Eine zahlreiche Dienerſchaft in eleganter Livree war in den Vorzimmern und im erſten Saale empfing uns der alte Graf W . . . tz, der uns mit freundlichen Worten begrüßte und uns in ein prachtvolles Gemach führte, wo die alte Gräfin mit ihren drei Töchtern und einigen anderen Damen war. Jeder reichte einer Dame den Arm und man ging zur Kapelle. Wie war ich erſtaunt, hier ein zahlreiches und vortreffliches Orcheſter

und einen italienischen Sopran zu hören, der ein Motetto ganz vorzüglich sang. Der junge Graf, der mein Entzücken über die Musik bemerkte, sagte mir: „Meine Eltern lieben leidenschaftlich die Musik. Sie haben, als sie Wien verließen,*) aus Italien einen Sopran, einen Tenor und einen Orchester-Dirigenten kommen lassen. Die übrigen Sänger und Musiker sind aus Deutschland und Böhmen. Meine drei Schwestern haben Stimmen; Sie werden sie heute Abend im Konzerte hören."

Nach der Messe erging man sich in den schattigen Alleen, bis man zum Diner geladen wurde. Es war vorzüglich. Ich aß wenig, unterhielt mich aber um so mehr. Die anwesenden ungarischen Edelleute zeigten uns lebhaft ihre Sympathie und sahen in uns die Opfer unseres Patriotismus. Der Bischof und der Graf Pac waren ganz dazu geschaffen, für die Polen im Allgemeinen und die Konföderation besonders einzunehmen. Sie sprachen mit Bescheidenheit von ihren Anstrengungen und Opfern für das öffentliche Wohl, wurden lebhaft, nur wenn sie von der Freiheit und der alten nationalen Verfassung redeten, und ihre ehrfurchtsvollen Beschwerden über die Höfe waren um so wirksamer.

Nach dem Diner zog sich Alles bis 5 Uhr, wo das Konzert begann, zurück. Die jüngeren drei Gräfinnen sangen sehr schön und nach der guten italienischen Methode.

Es war ein reizender Tag, den wir hier verlebt hatten, und man forderte uns auf, recht häufig wiederzukommen, was wir gern versprachen.

Am anderen Tage kam der junge Graf W . . . tz zu uns und entschuldigte seinen Vater, der durch ein Unwohlsein verhindert sei, uns die Gegen-Visite zu machen. Dabei vertraute er mir an, daß seine Schwestern am nächsten Sonntag ein für sie verfaßtes Intermezzo aufführen würden. Es solle eine Ueberraschung für die Gesellschaft sein und er bäte mich daher, nicht darüber zu sprechen. Wie groß war das Erstaunen des Bischofs und der Herren Mar-

*) Der Graf war infolge eines Konflikts am Hofe auf seine Güter gegangen.

schälle, als sie sich an diesem Sonntag im Schlosse plötzlich in einem mit Eleganz und Pracht eingerichteten Theater befanden. „Sie können, Monseigneur," sagte der alte Graf dem Bischofe, „ohne Besorgnis diesem kleinen Schauspiele beiwohnen. Es sind nur meine Kinder, die ein kleines Stück aufführen werden. Die Worte sind von Metastasio und das Thema ist die Kindesliebe." Es wurde vorzüglich gespielt und gesungen.

Seit diesem Tage fuhr ich häufig ins Schloß, wo ich herrliche Tage verlebte. Als endlich die Verhältnisse mich zwangen, fortzuziehen, wurde mir die Trennung von der liebenswürdigen Familie schwer.

Wir hatten endlich Briefe aus Wien erhalten, die uns zu verstehen gaben, daß die Chefs und Glieder der Konföderation gut thäten, sich Frankreich zu nähern und das österreichische Gebiet, das für sie gefährlich werden könnte, zu verlassen. Man riet ihnen, nach Bayern zu gehen, wo der Graf Wielhorski von Paris sich einfinden werde, um die Stellungnahme dieses Hofes ihnen gegenüber mitzuteilen.

Man beschloß demgemäß unter Beobachtung des größten Geheimnisses, sich in Landshut zu versammeln, aber auf verschiedenen Wegen dorthin zu reisen. Der Graf Oginski bat den Wiener Hof um die Erlaubnis, sich nach Wien begeben zu dürfen, was ihm auch zugestanden wurde.

Der Graf Pac beschloß, direkt nach Landshut zu reisen, ebenso der Graf Myonczynski, der wünschte, daß ich ihn begleitete. Mir schien aber notwendig, daß ich zuerst zur Herzogin, von dort nach Dresden und dann erst nach Landshut ginge. Der Graf Oginski gab mir, als seinem Adjutanten, die unbegrenzte Erlaubnis, meine Angelegenheiten zu ordnen und der Graf Pac auf meine Bitte ein Zeugnis über meine Amtsführung in der Zeit, wo ich Sekretär des Departements des Auswärtigen gewesen war. Ich habe dieses Attestat stets als ein mir teures Andenken aufbewahrt, es aber niemals vorweisen können, weil die drei Teilungs-Mächte alle Erlasse der Konföderierten für null und nichtig erklärt hatten.

Ich fand die Herzogin krank, wohl hauptsächlich infolge der schmerzlichen Erfahrungen der letzten Zeit. Aber glücklich in ihren Illusionen, hatte sie schon wieder einen neuen Plan der Entschädigung ihres Gemahls selbst auf den Trümmern der Konföderation gefaßt. Die drei Mächte haben so große Landerwerbungen gemacht, meinte sie, daß sie auf Andringen Frankreichs und der Pforte dem Herzoge eine gewisse Entschädigung für den ungerechten Raub seiner Herzogtümer nicht verweigern können. Da dieser schöne Traum die Herzogin zu beglücken schien, so unterließ ich, ihn zu stören.

Ich blieb 8 Tage bei der Herzogin und begab mich dann nach Dresden. Hier ging ich zuerst zu meinem alten Freunde, dem Sekretär Georgi. Ich erfuhr von ihm, daß der Herzog mit der Korrespondenz, die ich mit ihm geführt hatte, sehr zufrieden gewesen sei und der Bischof Krasinski mich in seinen Briefen gelobt habe. „Seine königliche Hoheit," fügte er hinzu, „erwartet Sie mit Ungeduld, um von Ihnen Mitteilungen über die Gesundheit der Herzogin zu erhalten und Näheres über die weiteren Pläne der Konföderation zu erfahren." Er riet mir, zum Kammerherrn B . . . und mit ihm zum Herzoge zu gehen.

Ich war zu nahe bei meinem Freunde Chabannes, als daß ich ihn nicht sofort besucht hätte. Ich fand, daß er nicht so heiter war, wie früher. Sein Wohlthäter, der Herzog von Choiseul, hatte aufgehört, Minister zu sein. Er war sehr betrübt und gestand mir, daß er jeden Tag erwarte, abberufen zu werden.

Da ich den Kammerherrn B . . . nicht zu Hause fand, konnte ich erst am nächsten Tage zum Herzoge gehen. Er empfing mich sehr gut, aber wie eine Persönlichkeit, die nicht mehr zu seinem Hofe gehörte.

Ich blieb noch einige Zeit in Dresden, wo ich ganz zurückgezogen lebte und meine Zeit mit Studien über die Geschichte meines Heimatlandes ausfüllte. Eines Tages, als ich über die Brücke ging, bemerkte ich, daß mich Jemand, der in einem Reisewagen saß, grüßte und mit Zeichen aufforderte, stehen zu bleiben. Der Reisewagen hatte angehalten und ich näherte mich. Es war der Fürst Matthias

Radziwill, der mich bat, in seinen Wagen zu steigen und ihn bis zum Hotel de Pologne zu begleiten, da er mit mir über etwas Wichtiges zu sprechen habe und schon morgen weiter reisen wolle. „Ah, lieber Freund," sagte er, „wie freue ich mich, Sie hier getroffen zu haben. Sie sehen, wie abgezehrt ich bin; die Aerzte schicken mich nach Karlsbad. Aber es ist mir entsetzlich langweilig, allein zu reisen und ich bitte Sie nun dringend, mich dorthin zu begleiten." „Schon morgen? Das ist mir unmöglich. Geben Sie mir wenigstens 48 Stunden und ich nehme ihren Vorschlag an." „Gut, ich werde 48 Stunden hier bleiben. Aber geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie dann mit mir reisen." „Ich gebe es, lieber Fürst, mit größtem Vergnügen."

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen; meine Papiere 2c. übergab ich meinem lieben Georgi, der mir auch versprach, für mich ankommende Briefe mir nach Karlsbad nachzuschicken; ich umarmte meinen Freund Chabannes, verabschiedete mich beim Herzoge und wir reisten ab.

Nach einem sehr angenehmen Aufenthalte in Karlsbad, wo ich mit vielen Herren und Damen bekannt wurde, brachte mich der Fürst Matthias wieder nach Dresden, wo wir uns trennten.

Von Myonczynski oder irgend sonst wem von der Generalität war immer noch kein Brief für mich angekommen. Um meine Sorgen zu zerstreuen, machte ich mich wieder an meine historischen Studien.

Eines Tages kam ein Offizier Schill, der in Teschen vom Grafen Oginski als Oberst in seiner Legion angagiert worden war, zu mir, beklagte sich über den Groß-General und schlug mir vor, mit ihm nach Landshut zu reisen, wo der Graf Oginski bereits angekommen sei, um seinen Schwager, den Grafen Wielhorski, zu erwarten. Schill hatte sich im siebenjährigen Kriege einen Namen gemacht und war ein tüchtiger Militär. Aber das Schreiben war nicht seine Sache und so bat er mich, ihm bei der Verfolgung seiner Ansprüche behilflich zu sein. Die schriftliche Abmachung, die man mit ihm getroffen gehabt habe, sei freilich nicht vom Grafen Oginski

selbst verfaßt, aber doch unterschrieben worden und er halte sich daher für berechtigt, vom Grafen eine Entschädigung zu verlangen. Ich sagte ihm, daß ich nur eine Vermittelung in der Angelegenheit übernehmen könne. Er war damit zufrieden; ich beprüfte die Sache, schrieb eine Denkschrift darüber und wir verabredeten, in 8 Tagen auf gemeinschaftliche Kosten nach Landshut zu reisen.

Der Herzog, dem ich meine bevorstehende Abreise meldete, gab mir mehrere Briefe an die früheren Chefs der Generalität und namentlich an den Grafen Wielhorski, die Schwester des Herzogs, die Kurfürstin von Bayern und an den Bruder des Herzogs, den Kurfürsten von Trier, mit. Mit dem Grafen Wielhorski sollte ich über die Angelegenheiten Seiner königlichen Hoheit verhandeln.

In Landshut fand ich viele Polen, die sich hier etabliert hatten, um die Entwickelung der Dinge abzuwarten und weil das Leben hier billig war. Ich wurde hier mit dem Grafen Lamberg, einem überaus liebenswürdigen und sehr gebildeten Manne, näher bekannt.

Ein Brief des Grafen Myonczynski aus München, der mich dringend aufforderte, nach München zu kommen und bei ihm zu wohnen, da er meiner bedürfe und mir wichtige Dinge mitzuteilen habe, veranlaßte mich, dorthin zu reisen.

In München stieg ich in dem Hotel, wo der Graf Myonczynski mit dem Staroſten Brz . . . wohnte, ab, und wurde von beiden mit offenen Armen empfangen.

Myonczynski machte mir über ein Projekt Mitteilung, nach dem der Landgraf von Hessen-Kassel König von Polen werden wolle, da doch der Kurfürst diesen Thron ausgeschlagen habe und der Haß der polnischen Nation Poniatowski nicht weiter dulden wolle. Dieses Projekt habe ein Abbé, der sich Graf Bollo nenne, dem Grafen Myonczynski im Vertrauen mitgeteilt. Dieser Abbé war in Genua geboren und von dieser Republik zu verschiedenen geheimen Aufträgen benutzt worden. Als der König von Polen eine Anleihe von 100 Tausend Dukaten von Genua kontrahierte, war Bollo beauftragt worden, dieses Geschäft zu regulieren. Nach einem Aufenthalt in Warschau von einigen Monaten war er gezwungen

geweſen, dieſen Ort wegen einer ſchlimmen Sache*) zu verlaſſen, hatte ſich darauf in Deutſchland umher bewegt und ſich zuletzt des Landgrafen zu Gunſten des lächerlichen Projekts in Betreff Polens bemächtigt. Myonczynski beſchwor mich, für ihn die auf dieſe Angelegenheit bezügliche Korreſpondenz zu führen. Ich that das herzlich gern, in einer Weiſe, die den Italiener wohl ermutigen, aber ihm keinerlei Anhaltspunkte gewähren konnte.

Der Graf Myonczynski ſtellte mich dem franzöſiſchen Geſandten, Chevalier Folard, vor, der ſchon mehrere Polen bei Hofe vorgeſtellt hatte und mich um ſo eher vorzuſtellen bereit war, als er wußte, daß der Herzog mir Briefe an ſeine Schweſter, die Kurfürſtin, mitgegeben hatte.

Der Kurfürſt und die Kurfürſtin von Bayern zeichneten ſich durch beſondere Anmut und Güte aus und kein Hof bot den Fremden ſoviel Annehmlichkeiten und Vergnügungen wie der Münchener. Ich wurde bald zum Diner bei Hofe geladen und von den Herrſchaften mit großer Güte behandelt, wozu wahrſcheinlich die Kurfürſtin-Mutter von Sachſen, die gerade zum Beſuch anweſend war, beigetragen hatte. Ich geſtehe, daß ich von dem Leben in München wie berauſcht war. Noch jetzt erinnere ich mich des Entzückens, mit dem ich den Orpheus von Gluck, der von dem berühmten Guadagni geſungen wurde, anhörte. Jede Note dieſer herrlichen Muſik iſt meiner Seele eingeprägt.

Unterdeſſen hatten unſere Polen es nicht ſehr eilig mit ihrer Vereinigung. Sie befanden ſich wohl, wo ſie waren, und blieben da. Der Graf Oginski rührte ſich nicht von Wien und der Major Schill reiſte dorthin, um ihn zu treffen, und befreite mich dadurch von der mir ſehr peinlichen Angelegenheit.

Der Graf Bollo, der mit ſeinem Projekte nicht recht aus und ein wußte, bat den Grafen Myonczynski, ihm den Plan zu weiterem Vorgehen zu entwerfen. Dieſer aber antwortete, daß er die politiſchen Verbindungen des Landgrafen und auch die Zugeſtändniſſe nicht kenne, die der Landgraf der Nation zu gewähren willens ſei, daß

*) Man hatte ihn beſchuldigt, daß er den Mann einer Frau, der er den Hof machte, habe vergiften wollen und daß er ſich nur durch Geldopfer gerettet habe.

es daher Sache des Grafen Bello selbst sei, sein Projekt im Detail auszuarbeiten. Der Abenteurer lud den Grafen Myonczynski darauf im Namen des Landgrafen ein, sich an dessen Hof zu begeben, um mit ihm direkt zu unterhandeln. Aber mein Freund bat um Aufschub unter dem Vorwande, daß er sich von München nicht eher entfernen könne, als bis er der in Aussicht genommenen Versammlung des Ausschusses der Konföderation beigewohnt habe, der über das weitere Schicksal derselben beschließen werde. Das war das Resultat eines Briefwechsels, bei dem es sich um einen Thron handelte, und der schließlich auf die Tragung der Kosten des Postporto's herauslief. Von dieser Angelegenheit konnte man mit Recht sagen: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus."

Unterdessen war der Kurfürst von Trier auf seiner Durchreise nach Augsburg, wo er seiner Verpflichtung gemäß eine Zeitlang residieren, wollte zum Besuche seiner Schwester und seines Schwagers, des Kurfürsten von Baiern, in München angekommen. Ein paar Tage darauf wurden wir ihm vorgestellt, wobei er Jedem, besonders den Polen, über deren Verhältnisse und Familien er unterrichtet zu sein schien, verbindliche Worte sagte. Von allen Söhnen August's III. war er der einzige, der in Polen geboren war, und dieser Umstand schien seine Anhänglichkeit an dieses Land hervorzurufen. Mir sagte er in sehr gütiger Weise: „Ich weiß von den Opfern, die Ihr Vater dem Herzoge Karl, meinem Bruder, gebracht und ich bin erfreut, dem Sohne die Hochachtung zu bezeugen, die mir die so seltene Ergebenheit des Vaters einflößt."

Der Kurfürst von Trier hatte von seinen Ministern den Geheimrat Baron v. Hohenfeldt und den Kammerherrn Baron v. Kerpen mit sich. Beide waren Männer von Verdienst; aber der erstere gefiel mir besonders und ich fühlte mich zu ihm hingezogen. Bald darauf saßen wir an der Tafel des Kurfürsten von Baiern neben einander, wir unterhielten uns viel und ich war erstaunt, zu bemerken, daß er über den Freimaurer-Orden und meine Person unterrichtet war. Er hatte offenbar von einem Freimaurer, mit dem er befreundet war, davon erfahren. Dieser Umstand brachte eine Annäherung zwischen uns hervor.

Mir wurde von befreundeter Seite der Rat erteilt, eine Stellung bei dem Kurfürsten von Trier zu suchen. Um mich zu orientieren, sprach ich mit dem Baron v. Hohenfeldt über die Einrichtung des kurfürstlichen Hofes, über seine politischen Verbindungen 2c. Im Allgemeinen erfuhr ich von ihm, daß der Kurfürst verhältnismäßig sehr reich sei, da er außer der Revenuen seines Kurfürstentums noch die des Bistums Augsburg, Prum und Elwangen bezog, daß sein Ober-Kammerherr, der Baron Breidbach von Burresheim, der Bruder des damals regierenden Kurfürsten von Mainz sei und daß, um Kammerherr beim Kurfürsten zu werden, man 16 Ahnen nachweisen müsse. Ich entschloß mich, mich um den Kammerherrn-Schlüssel zu bemühen, indem ich mich der Hoffnung hingab, später vielleicht die Stelle des kurfürstlichen Gesandten in Dresden, die jetzt der Herr v. Zawoyski einnahm, von ihm aber aufgegeben werden sollte, da er Ober-Hofmarschall zu werden wünschte, zu erlangen.

Ich sprach darüber offen mit dem Baron v. Hohenfeldt. Weit entfernt, mir Schwierigkeiten zu machen, die er ja so leicht hätte vorbringen können, zeigte er einen Brief, den der Graf Jean Potocki soeben an den Kurfürsten wegen Erlangung derselben Gnade gerichtet hatte. „Wir reisen morgen nach Augsburg," sagte er, „schreiben Sie an Seine königliche und kurfürstliche Hoheit. Sprechen Sie dabei von der Ergebenheit Ihres Vaters an den König August III. und den Opfern, die Ihr Vater dem Herzoge Karl gebracht, fügen Sie ihren Stammbaum bei und seien Sie dessen sicher, daß ich Ihre Bitte nicht nur unterstützen, sondern mich auch bemühen werde, zu erlangen, daß man Ihnen die Kanzlei-Gebühren, die mit den Kosten für den Schlüssel 2c. sich auf 200 Thaler belaufen, erläßt."

Ich hatte einen vollständigen Erfolg. Durch die Post erhielt ich das Diplom des Kammerherrn, den Schlüssel, die goldenen Quasten (alles gratis) und die Aufforderung des Ober-Kammerherrn, mich in 3 Tagen in Augsburg einzufinden, um den Eid zu leisten und den Dienst zu thun. Der Graf Potocki hatte dieselbe günstige Antwort erhalten, und so machten wir denn die Fahrt dorthin auf gemeinschaftliche Kosten.

Fünftes Kapitel.

Am Hofe des Kurfürsten von Trier. — Auflösung der Konföderation. — Rückkehr nach Warschau

Bei unſerer Ankunft in Augsburg meldeten wir uns beim Ober-Kammerherrn, der uns unſere Wohnung im Schloſſe anweiſen ließ. Am Sonnabende leiſteten wir den Eid und mir wurde der Dienſt für die beginnende Woche angewieſen. Ich dankte dem Baron v. Hohenfeldt aufs lebhafteſte.

Der Kurfürſt überhäufte uns mit Zeichen ſeiner Güte. Er iſt ein ſchöner Mann, deſſen Geſichts-Ausdruck die Ruhe einer reinen Seele andeutet und deſſen Haltung würdevoll und zugleich natürlich iſt. Seine Frömmigkeit iſt tief und aufrichtig, ſeine Sitten ſind ſeinem Stande entſprechend und er erfüllt ſeine Pflichten mit peinlichſter Genauigkeit. Der Tag iſt genau geregelt, wodurch der Dienſt bequem und leicht wird. Er ſteht um 6 Uhr des morgens auf; die Kammerherren haben erſt um 7 Uhr zu erſcheinen. Unmittelbar darauf beginnt die Meſſe, der der ganze Hof beiwohnt. Auf dem Gange zur Meſſe empfängt er Bittſchriften, die die Kammerherren an ſich nehmen und bei der Rückkehr in ſeiner Gegenwart auf ſeinen Schreibtiſch zu legen haben. Er zählt ſie und macht darüber in einem Notizbuche Vermerke. Darauf empfängt er die Miniſter und ſeine Sekretäre, genau zu den vorgeſchriebenen Stunden. Er beprüft Alles mit Aufmerkſamkeit und da er eine geſunde Urteilskraft und ein gutes Herz hat und ſeine Entſchließungen nicht überſtürzt, ſo ſind ſie immer verſtändig und gerecht. Die Oekonomie ſeines Staates und ſpeziell ſeines Hofes bildet den ſteten Gegenſtand ſeiner Fürſorge, da er erkannt hat, daß nur Ordnung ihn in den Stand ſetzt, mit einem gewiſſen Glanze leben zu können, ſeine

Umgebung zufrieden zu stellen, in großem Maße Wohlthätigkeit zu üben, und für unvorhergesehene Fälle Reserve-Summen bereit zu halten.

„Es scheint," sagte er eines Tages an der Tafel, „daß man in Frankreich einen Minister-Wechsel vorhat. Ich meine, ein Suverän sollte sich vor den Leuten mit glänzenden und lebhaften Einfällen und Projekten hüten, die sich immer durch Neuerungen hervorthun wollen, dabei unter dem Vorhaben, die Dinge zu einer idealen Vollkommenheit zu bringen, Alles über den Haufen werfen. Man sollte vielmehr zu Minister achtbare Männer suchen, die Freunde der bestehenden Ordnung sind, ein richtiges Urteil und vor Allem einen auf die Grundsätze der Religion und Moral sich stützenden festen Charakter haben. Das Fehlen der Grundsätze kann durch nichts aufgewogen werden und selbst das Genie wirkt fast immer verhängnisvoll, wenn es nicht die Religion zum Führer hat."

Diese Anschauungeu waren ihm Herzens-Sache und bestimmten sein Verhalten. Alles was ihn umgab (ich spreche vom Jahre 1773), hatte ein achtbares Gepräge und ich habe keinen Hof, außer dem sächsischen, gesehen, der nach einem so einfachen Plane eingerichtet, aber zugleich in allen seinen Teilen so vollkommen geordnet war.

Nachdem er bis 11 Uhr gearbeitet hatte, stieg er zu Pferde und machte einen Spazierritt von einer halben Stunde. Dann wechselte er seine Kleidung und empfing um halb eins Fremde und Einheimische, die ihm ihre Aufwartung machen wollten. Pünktlich um 1 Uhr fand das Diner statt. Für gewöhnlich waren 12 bis 16 Gedecke. Regelmäßig wurden 2 Fremde eingeladen; Der Rest waren Personen seines Hofes. Die Speisen waren köstlich und die Weine vortrefflich; aber immer wurde Maß gehalten. Nach dem Diner, das nie länger als 1½ Stunde dauerte,* plauderte der Kurfürst etwas und zog sich dann zurück. Dann war man bis 6 Uhr frei. Um diese Stunde hatten die Kammerherren Diejenigen anzumelden, die für besondere Audienzen notiert waren. Um 7 Uhr

*) Bei den andern geistlichen Kurfürsten blieb man damals 3—4 Stunden an der Tafel.

ging der Kurfürst zur Gesellschaft, um 9 Uhr soupierte man und um halb elf Uhr war Alles zu Ende.

Diese sich immer gleichbleibende Regelmäßigkeit erhielt die Gesundheit des Herrn und ließ seine Umgebung sich einer gewissen Freiheit erfreuen. Die Kammerherren wechselten alle 8 Tage, und da es eine ziemlich große Zahl derselben gab, so kam der Einzelne selten an die Reihe.

Mein Kollege, der Baron v. Kerpen, machte mit mir die üblichen Besuche und zeigte mir alle Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Bei einem großen Feste, wo der Kurfürst selbst die Messe las, mußte ich, obgleich Lutheraner, in der Kirche mitwirken, d. h., wenn der Kurfürst sich am Altar die Hände wusch, mußte ein Kammerherr die Schüssel halten, ein anderer das Wasser in die Schüssel gießen und der Ober-Kammerherr das Handtuch reichen.

Der Kurfürst sah in seiner bischöflichen Amtstracht prachtvoll aus. An diesem Tage wurde in der Kirche eine herrliche Musik aufgeführt. Das Orchester, das schon recht namhaft war, war noch durch viele deutsche Musiker verstärkt, sodaß das von einer großen Zahl von Stimmen und Instrumenten ausgeführte Konzert unter der Leitung eines hervorragenden Dirigenten in diesem großen Gebäude einen bedeutenden Effekt machte.

Der Kurfürst behielt mich, um mir seine Gewogenheit zu zeigen, noch 8 Tage länger bei sich. Nach Ablauf dieser Zeit bat ich ihn um die Erlaubnis, nach München zu gehen, um dort die weiteren Schicksale der Konföderation abzuwarten. Ich verpflichtete mich, nach Augsburg zurückzukehren, wenn meine Reihe im Dienst wieder gekommen sein werde. Der Groß-Kammerherr versprach mir, mich 8 Tage vorher zu benachrichtigen und so reiste ich nach München ab. Der Graf Potocki blieb in Augsburg.

Nach einigen Wochen erhielt ich die Ordre vom Kurfürsten von Trier, mich nach Augsburg zu begeben, wo zur Feier eines Festes 12 Kammerherren nötig wären. Ich reiste demnach hin und hier wurde mir der Dienst für die folgende Woche aufgetragen.

Während dieses Aufenthalts in Augsburg erhielt ich einen Brief vom Grafen Myonczynski, bei dem er mir einen Brief zusandte, den er soeben vom Grafen Pac erhalten hatte. Er enthielt die Aufforderung, sich nach Schaffhausen zu begeben, um dort auf gesetzliche Weise Beschlüsse zu fassen, die den bei der Abreise von Teschen feierlich übernommenen Verbindlichkeiten entsprechen würden.

Das Band der Konföderation war durch einen Eid befestigt worden und konnte daher nur durch ein von allen denjenigen zu unterschreibendes Aktenstück gelöst werden, die sich gegenseitig gelobt hatten, sich nur nach einstimmigem Beschlusse von einander zu trennen.

Ich zeigte dem Kurfürsten diesen Brief, der nur vom reinsten Patriotismus, ohne Ruhmredigkeit und Exaltation, eingegeben war, und bat ihn, mir einen unbegrenzten Urlaub zu bewilligen. Der Kurfürst war über das Schicksal Polens sehr betrübt und gestattete mir, den Dienst schon vor Ablauf der Woche zu verlassen. Als ich mich von diesem trefflichen Fürsten verabschiedete, gab er mir eine Dose von Achat mit goldener Einfassung nebst 50 Louisdor und verbot mir, mit irgend jemand darüber zu sprechen.

Mit großer Dankbarkeit und lebhaftem Bedauern verließ ich diesen Hof, wo mich alle Welt mit Güte überhäuft hatte. Der Kurfürst riet mir, nach Polen zurückzukehren, wo ich eine glänzendere Karriere machen könnte, als in Deutschland, wo ich immer mit dem Neide der Einheimischen zu thun haben würde. Obgleich ich deutscher Abstammung bin, meinte man mich wegen der Expatriierung meiner Vorfahren vor 300 Jahren nicht mehr als Deutschen gelten lassen zu müssen.

Ich machte meine Reise nach München mit dem Kanonikus W . . ., einem liebenswürdigen und sehr unterrichteten Manne. Er hatte seine Studien in Rom gemacht und war voll Interesse für Künste und Wissenschaften.

Es war die Zeit, wo die deutsche Litteratur anfing, sich aus den Banden der Pedanterie und eines barbarischen Stils zu befreien. Aber nur in Weimar, Gotha, Göttingen, Dresden und Leipzig begann man sich zu einer gewissen Höhe zu erheben. In

Oesterreich und Bayern herrschte noch immer ein lächerliches Gemisch des Deutschen und Lateinischen und diese Staaten hatten noch nicht einen einzigen Schriftsteller hervorgebracht, der sich durch die Reinheit seiner deutschen Ausdrucksweise hervorgethan hätte. Es war bemerkenswert, daß sich nur in den nichtkatholischen Ländern Deutschlands ein neuer Geist regte. Von den Katholiken war der Prälat Dahlberg, der spätere Kurfürst von Mainz, einer der Ersten, der die demütigende Dunkelheit zu zerstreuen sich rühmen konnte. Er schrieb das Deutsche mit Kraft und Eleganz und sammelte um sich Viele, besonders von der anderen Seite des Rheins, um die Litteratur ihres Landes auf diejenige Höhe zu bringen, die andere Teile Deutschlands bereits erreicht hatten. Ich spreche hierüber nur, um den Zeitpunkt anzudeuten, von wo ab sich die geistige Umwälzung in der deutschen Litteratur zu vollziehen begann. Alle Geister waren wie elektrisiert. Man nahm die berühmten französischen Schriftsteller zu Mustern. Fénelon, Bourdalone, Flechier 2c. waren in den Händen der Geistlichen. Corneille, Racine und Voltaire wurden überall gelesen und bald waren Helvetius, Voltaire, J. J. Rousseau und die Encyklopädisten in allen Privat-Bibliotheken. Aber wenn die Biene aus den Blüten den reinsten Honig gewinnt, so bedient sich die Spinne derselben, um Gift darzustellen. Hüten wir uns, den erleuchteten Geistern den Mißbrauch und das Unheil zur Last zu schreiben, das 20 Jahre später zu Tage trat.

Es wäre lächerlich, denjenigen, der ein Licht herbeigebracht hat, um zu erhellen, deshalb zu verurteilen, weil ein Böswicht später das Licht zu einer Brandstiftung benutzt hat. Die Thoren wollen die Dunkelheit, die Revolutionäre nur die Zerstörung; beide sind auf falscher Bahn.

Unter lebhaftem Gespräche über die geistige Bewegung in Deutschland erreichten wir München. Von hier reiste ich nach einiger Zeit zu dem verabredeten Termine mit dem Grafen Myonczynski nach Schaffhausen, wo wir an einem Sonntage ankamen.

Der Graf Pac hatte sich nach Luzern begeben, um durch den Kanal des französischen Gesandten die letzten Entschließungen des

Versailler Hofes in Betreff der Konföderation zu erfahren. Zboinski gab uns die Versicherung, daß der Graf Pac bald zurückkehren werde. In der Zwischenzeit würden die übrigen Polen anlangen können.

Als sie allmählich in größerer Zahl angekommen waren, geriet der hohe Rat von Schaffhausen in Aufregung. Sei es, das man Oesterreich zu mißfallen fürchtete, sei es, daß man die Ansammlung so vieler Katholiken nicht gerne sah, die hohen und vermögenden Herren von Schaffhausen ließen uns bitten, in ein katholisches Kanton überzusiedeln. Da diese Bitte uns nicht offiziell insinuiert worden war, warteten wir ruhig die Ankunft des Grafen Pac ab, dem wir dann Mitteilung machten. Man entschloß sich, allmählich und ohne Aufsehen nach Rhynek, einer kleinen recht hübsch gebauten Stadt, überzugehen.

Als man endlich versammelt war, unterzeichnete man ein sehr langes und ausführliches Manifest in polnischer Sprache, und kam überein, einen förmlichen Protest gegen die drei Teilungs-Mächte in lateinischer und französischer Sprache zu veröffentlichen.

Die von Bohusz in lateinischer Sprache geschriebene Protestation wurde nur von den beiden General-Marschällen und den General-Sekretären unterschrieben. Dadurch verschlossen sich diese Herren die Möglichkeit, in ihr Vaterland zurückzukehren und setzten sich den Verfolgungen der drei Mächte aus. Der Graf Pac hatte bereits, ehe er Polen verlassen, seine Erbgüter seinem Bruder abgetreten, die schöne Starostie aber, die er noch außerdem besaß, preisgegeben.

Man wollte den lateinisch redigierten Protest in Schaffhausen drucken lassen und Zboinski übernahm die Besorgung, da er, wie er sagte, die Freiheit der Presse in der Schweiz kenne. Aber bald kam er mit einem ausdrücklich abschlägigen Bescheide zurück. Darauf war man nicht gefaßt und der Graf Pac sprach schmerzlich berührt mit mir darüber. Ich fragte ihn, wieviel man für den Druck verausgaben wolle. „100 Dukaten für 200 Exemplare in lateinischer und 200 Dukaten für 300 in französischer Sprache.“ „Ich will die Besorgung übernehmen. Wieviel Zeit geben Sie mir dazu?“

„Vier oder fünf Tage.“ „Das ist zu wenig; ich brauche acht Tage.“ „Gut,“ sagte er, gab mir 100 Dukaten und ich fuhr nach ...., wo eine Freimaurer-Loge nach englischem Ritus existierte.

Nach fünf Tagen brachte ich die gedruckten Bogen. Ich war dazu gelangt, weil ich auf den Abdruck der unterschriebenen Namen verzichtet hatte. Es war leicht, diese Lücke auszufüllen. Ich brachte 50 Dukaten zurück, da ich nicht mehr als 50 verausgabt hatte. Meine Eigenschaft als deutscher Freimaurer und Protestant hatte mir die Besorgung wesentlich erleichtert. Der Drucker verließ sich auf mein Versprechen, seinen Namen und auch den Ort, wo der Druck ausgeführt worden war, niemals zu nennen.

Die große Aufgabe unserer Versammlung war beendet. Der Graf Pac bemerkte dem Grafen Myonczynski, daß, da seine Güter nicht in einem der Teilung unterzogenen Terrain belegen seien, er gut thäte, den Wünschen seiner Mutter und seiner Familie gemäß nach Polen zurückzukehren. Sollte Rußland ihm nicht die Amnestie gewähren wollen, weil er zur Konföderation zurückgekehrt sei, so versprach er ihm, sich für ihn um ein Diplom eines Obersten in Frankreich zu bemühen. Der General Vioménil hatte ihm das ebenfalls in Aussicht gestellt.*)

Mein Abschied von dem würdigen Grafen Pac, der mich liebte und, ich wage es zu sagen, schätzte, war für mich tief ergreifend. Ich hatte das Vorgefühl, daß ich ihn nie wiedersehen würde. Er gab mir Briefe an zwei seiner intimen Freunde in Polen und riet mir, dort als Kammerherr des Kurfürsten von Trier wieder zu erscheinen und mich dem Fürsten Adam Czartoryski anzuschließen, der mit dem Könige jetzt gut stehe und wohl erlangen werde, daß man meine Beziehungen zur Konföderation der Vergessenheit übergebe. „Verlassen Sie Ihren Freund Myonczynski nicht,“ fügte er hinzu; „er ist gut, aber schwachen Charakters und bedarf Ihrer in jeder Beziehung.“

*) Nach Smitt: „Suworow und Polens Untergang“ Teil I, pag. 78, ist Myonczynski als General in französische Dienste getreten und später auf der Guillotine (nach Dumouricz's Flucht vor den Jakobinern) gestorben. (Anmerkung des Herausgebers.)

Die Trennung der Patrioten von einander, die so lange zusammen gewirkt hatten, war bei der Aussichtslosigkeit ihres zukünftigen Schicksals traurig und rührend.

Ich reiste mit Myonczynski nach München. Hier erhielt er einen sehr dringenden Brief von seiner Mutter und seinen Freunden, die ihn baten, seine Rückkehr zu beschleunigen. Man riet ihm, sich an den preußischen Gesandten, Benoit, zu wenden, weil eines seiner Güter in dem Teile Polens belegen sei, der an Preußen gefallen war, und versicherte ihm, daß er von diesem einen Paß erhalten werde, der ihn vor allen Unannehmlichkeiten, die ihm von Rußland drohen könnten, schützen werde. Myonczynski bat mich, für ihn die Briefe zu schreiben. Auf meinen Rat wurde auch noch an den russischen Botschafter Stackelberg, über den meine Warschauer Freunde mir nur Gutes mitgeteilt hatten, geschrieben.

Ich schrieb an den Kurfürsten von Trier, berichtete ihm über die Auflösung der Konföderation, teilte ihm meine Absicht, nach Polen zurückzukehren, mit und bat ihn um die Gnade, daß er mir einen Empfehlungsbrief an den sächsischen Gesandten zustellen wolle, damit er mich dem Könige als Kammerherr eines Fürsten des sächsischen Hauses vorstelle. Der Kurfürst gewährte meine Bitte in gnädigster Weise. Der Groß-General Oginski gab mir auch zwei Briefe, den einen an seine Frau und den andern an seine Nichte, die Fürstin Radziwill, die die Freundin des Botschafters Stackelberg war und sich in Warschau eines großen Einflusses erfreute.

Sechs Wochen waren vergangen, als eines Tages ein polnischer Offizier mit Geld, Pässen und sehr befriedigenden Antworten für den Grafen Myonczynski sowohl vom russischen Botschafter als vom preußischen Gesandten eintraf.

Wir reisten endlich ab. In Wien trafen wir den jungen Grafen Wielhorski, einen Neffen des Groß-Generals Oginski, der mit seinem Mentor, einem Deutschen Namens Bernhardi, soeben aus Warschau angekommen war, um nach Paris zu gehen. Er war in Paris erzogen und von den berühmtesten Männern der Zeit unterrichtet worden, so z. B. von Abbé Mably in der Geschichte

und im öffentlichen Rechte. Der Graf vereinigte mit sehr reichem und vielseitigem Wissen Talente, die er in hohem Grade ausgebildet hatte. Er beherrschte vollkommen das Französische, Lateinische, Deutsche, Polnische und Italienische und machte im Französischen, das seine Muttersprache geworden war, hübsche Verse. Er hatte ein angenehmes Aeußere, das zu gleicher Zeit Heiterkeit, Geist, Reinheit der Seele und Wärme des Gemüts ausdrückte. Ich fühlte mich lebhaft zu ihm hingezogen und er erwiederte meine Sympathie.

Trotz seiner Jugend war der Graf Wielhorski in Paris bereits in den Freimaurer-Orden aufgenommen worden. Er hatte einen Brief an den Meister der Loge zu den drei Adlern in Wien mit, und ich einen an die Loge zur gekrönten Hoffnung. Wir vereinigten uns zum Besuche beider Logen. In einer derselben sahen wir einen Mann, der mit besonderer Rücksicht behandelt wurde. Er erhielt das Wort und hielt eine lange französische Rede in durchweg sinnbildlichem Stile. Bald werde, sagte er im Tone eines Sehers, das wahre Licht die Finsternis verscheuchen und vor dem Ende des Jahrhunderts die Sonnengluth die Lilien verwelken machen und den Alten vom Berge zwingen, die Höhe zu verlassen und bescheiden in die Ebene herabzusteigen, aus der ihn nur der Hochmut entfernt habe. Möge die Kelle zerbrechen, um dem Winkelmaße und der Wage Platz zu machen 2c. Er fügte noch, ohne Zweifel mit Absicht, einige hyperbolische Figuren hinzu und schloß mit den Worten: „Und dann wird Wahrheit, Gleichheit und Freiheit in den Regionen des guten Hirten, der bereits erwählt, gesalbt und von den Erwählten gekannt ist, herrschen.“

Als wir nach Hause kamen, plauderten wir über den Mann, den wir gehört hatten. Wir hielten ihn für einen Halb-Verrückten, der seine Visionen für Prophezeihungen ausgab. Ich hatte mir nicht Alles notiert, was dieser Mystagoge von Alchymie in seine Rede hineinmischte. Aber das Wenige, was ich davon erzählte, erregte die Neugier des guten Bernhardi, der sich mit der ganzen Einfachheit des Köhler-Glaubens dieser mystischen Lehre hin-

gab.*) Er lief am andern Tage von morgens früh ab umher, um über das große Licht, das wir reden gehört hatten, Nachrichten einzuziehen, erfuhr aber, daß er abgereist sei und wohl ganz Deutschland durchwandern werde. Er trug einen französischen Namen, der wahrscheinlich nicht sein eigentlicher war. Man meinte, daß er aus dem französischen Flandern stamme. Gewisse Personen sprachen von ihm nur mit unglaublicher Begeisterung.

Myonczynski fing an, sich in Wien zu gefallen und es wurde mir schwer, ihn zur Weiterreise zu bewegen. Endlich gelang es mir. Aber als wir in Brünn angekommen waren, trat ein neues Hindernis ein. Wir fanden hier Madame P. S. K . . ., deren ungeregelter Lebenswandel dem berühmten Namen, den sie trug, Schande machte. Sie war auf eine so unanständige Weise zuvorkommend gegen Myonczynski, daß er nicht widerstehen konnte. Vergeblich wandte ich alle Mittel, die mir die Freundschaft eingab, an, um ihn aus den Banden dieser für einen schwachen Mann so gefährlichen Verbindung zu lösen. Der anstößige Leichtsinn dieser Person bewirkte endlich, was meine Bemühungen nicht vermocht hatten. Sie ließ sich mit einem österreichischen Offizier ein, und Myonczynski, dem es nicht schwer gemacht wurde, das alles zu erkennen, wurde unwillig und sagte mir eines Abends bei seiner Rückkehr: „Wir reisen morgen ab; ich fürchte, daß ein längerer Aufenthalt hier meinen Geschäften schaden könnte."

Glücklich über diesen seinen Entschluß, drängte ich die Dienstboten, sofort alles einzupacken und am nächsten Abend reisten wir ab. In Krakau fand Myonczynski Briefe von seiner Mutter, die ihn bat, von Lublin auf ihr Gut zu kommen, wo sie ihn mit einigen Verwandten und Freunden erwartete. Wir trennten uns somit in Lublin und ich setzte meine Reise nach Warschau fort.

*) Es gab damals sonst geistvolle Menschen, die an den Stein der Weisen, an Universal-Heilmittel, an den Verkehr der Geister ꝛc. glaubten.

Sechstes Kapitel.

In polnischem Militär-Dienste. — Vorübergehender Aufenthalt in Mitau.

Als ich mich Warſchau näherte, ſchlug mein Herz lebhaft bei der Erinnerung an die erſten Freuden meiner Jugend. Je näher ich kam, um ſo mehr wuchs meine Ungeduld und ich trieb meinen raſch fahrenden Poſtillon durch das Verſprechen eines höhern Trinkgeldes zu noch größerer Eile.

Da war ich nun endlich! Ich ſtieg bei meinem Freunde E. A... ab, der für mich auf meine Bitte zwei ſauber möblierte Zimmer neben ſeiner Wohnung gemietet hatte. Ich beeilte mich, mich ein wenig zu ſäubern und eilte dann zu ſeinen Eltern, die noch immer im ſächſiſchen Palais wohnten. Ich wurde von dieſer mir theueren Familie wie ein Sohn und Bruder empfangen. Seitdem ich meinen Vater verloren hatte, war mir der Oberſt A... ein zweiter Vater geworden. Ich habe ihm bis zu ſeinem Tode die zärtlichſte Anhänglichkeit und ein unbegrenztes Vertrauen bewahrt. Frau v. R..., die ich hinfort nur Frau Louiſe *) nennen werde, war mit ihrem Manne in Podolien; der Reſt der Familie war beiſammen. Ich war zu erregt, als daß ich trotz der Ermüdung von der Reiſe die erſte Nacht hätte ſchlafen können. In der Stille der Nacht rief ich mir die Wechſelfälle meines Lebens ins Gedächtnis zurück und pries die Vorſehung, die mich getragen und mir ſelbſt in ſchwierigſter Lage eine Reihe von günſtigen Umſtänden beſchieden hatte.

*) Es war in Warſchau Gebrauch, die Damen bei ihren Taufnamen oder dem Namen ihrer Männer zu nennen. So ſagte man Mad. Stanislaus (Potocka), Mad. Severin (Potocka), Mad. Julie (Potocka) ꝛc.

Nach Verlauf von fünf Jahren war ich heimgekehrt, geschmückt mit dem Schlüssel des Kammerherrn eines durch seine Geburt, wie durch seine persönliche Eigenschaften hochstehenden Fürsten. Ich war Adjutant und Oberstleutnant der lithauischen Armee und wenn man mir diesen Rang auch streitig machen konnte, weil ich nur von der Konföderation ernannt worden und die Publikation der Ernennung nicht von der Kriegs-Kommission erfolgt war, so hatte ich doch für den Fall einer allgemeinen Amnestie die Hoffnung auf eine nachträgliche Anerkennung.

Ich mußte die Entwickelung der Dinge abwarten, die nicht gar zu lange auf sich warten lassen konnte, und mittlerweile die nötigen Schritte thun, um die Beschleunigung der Entscheidung über mein Schicksal zu fördern. Dazu war vor allem erforderlich, die Situation kennen zu lernen und das Terrain zu studieren. Ein falscher Schritt konnte mir von vorn herein verhängnisvoll werden.

Niemand war mehr als der Oberst A . . . geeignet, mir die gewünschten Auskünfte zu geben. Er hatte sowohl aus eigener Neigung, als auch als Korrespondent des Herzogs Karl von Kurland*) die politischen Dinge mit größter Aufmerksamkeit verfolgt.

Am Tage nach meiner Ankunft hatte ich eine lange Unterredung mit ihm. Er rollte mir ein genaues Bild der politischen Lage Polens auf und zeigte mir die geheimen Triebfedern.

„Der König," sagte er, „obgleich einer der reichsten Souveräne Europas**), ist immer in Geldverlegenheit und von Schulden überhäuft. Diese ökonomische Notlage zwingt ihn, sich gegen Rußland, daß ihm auf jedem Reichstage Darbringungen bald der Geistlichkeit, bald der Starosteien oder andere Geldbewillungen durch seine Kreaturen zu verschaffen weiß, besonders rücksichtsvoll zu verhalten. Es ist ihnen nicht unbekannt, daß der Fürst Repnin durch seinen

*) Er war früher Gesandter des Herzogs Karl beim König August III. gewesen, nachdem Bieren aber vom König von Polen als Herzog anerkannt worden war, nicht mehr diplomatischer Agent.

**) Er hatte mehr als 8 Millionen jährlich für seine persönlichen Bedürfnisse. Die Minister und Großwürdenträger wurden von der Republik bezahlt.

Despotismus und Hochmut ganz Polen gegen sich und den Hof, den er vertrat, aufgebracht hatte. Herr v. Saldern, sein Nachfolger, war ebenso jähzornig, schroff, dabei veränderlich und wenig geeignet, die tief erbitterten Gemüter zu beruhigen. Nun hat die Kaiserin zu ihrem bevollmächtigten Minister den Baron Stackelberg*) ernannt. Dieser hat einen andern Weg eingeschlagen, verführt die Magnaten durch glänzende Feste und liebenswürdige Umgangsformen und versteht so, die schwersten und drückendsten Ketten mit Blumen zu verhüllen. Der König ist darüber entzückt, daß er äußerlich mit der größten Rücksicht**) von Baron Stackelberg behandelt wird, der gegen die ganze königliche Familie von der größten Aufmerksamkeit ist, so daß Alles, was den Thron umgiebt, nur mit Enthusiasmus von dem neuen Gesandten spricht. Dabei thut er Alles, was ihm beliebt. Er übt auf den König den größten Einfluß und hat sich einen bedeutenden Anhang unter den Magnaten, denen er schmeichelt, und unter den Frauen, die er durch Huldigungen und Geld gewinnt, verschafft. Er kennt die Schwäche der Republikaner für stete Veränderungen der Regierungsformen und lullt sie mit der Hoffnung auf eine neue solide republikanische Verfassung ein. Er bringt ihnen die Meinung bei, daß Polen, trotz der Teilung, immer noch ein stolzes Königreich sei und daß Alles von einer vernünftigen Organisation der Kräfte abhänge. Und die Menge glaubt treuherzig, daß eine schöne Verfassung auf dem Papiere für das Glück, den Ruhm und die Sicherheit einer Nation genügend sei. Rußland hat, um keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft aufkommen zu lassen, eine Vermehrung der Armee der Krone und Litthauen's gestattet und man beschäftigt sich ernstlich damit. Der Fürst Adam Czartoryski steht an der Spitze der Kriegs-Kommission für Litthauen, ein Umstand, der für Sie nicht ohne Bedeutung ist. Die Einrichtung des permanenten Konseils ist das Meisterwerk Stackelbergs. Da bringt er seine Kreaturen unter, bezahlt sie mit dem Gelde Polens und schafft sich so eine bleibende Majorität bei den Beratungen

*) Er erhielt das Diplom des Reichsgrafen erst im Jahre 1776.

**) Dieses Vergnügen dauerte nicht lange.

dieſer höchſten Behörde. Noch nicht mit dieſem Vorteile zufrieden, nutzt dieſer gewandte Geſandte den Enthuſiasmus, den man für dieſen höchſten Rat hat, und die Beſorgnis der Polen, ein neuer Reichstag könnte dieſe Einrichtung wieder abſchaffen, dazu aus, die Polen zur Annahme der Garantie des von ihm vertretenen Hofes dafür zu verführen, daß dieſe Verfaſſung als fundamental und für immer unveränderlich gelten ſoll.

Der König iſt in der Hoffnung, ſeinen Einfluß zu vergrößern, der eifrigſte Lobredner der neuen Ordnung der Dinge und da man die Geſchicklichkeit gehabt hat, alle durch Geiſt und Bildung hervorragende Perſonen ins permanente Konſeil zu berufen, ſo ſind auch alle Zeitungen voll des Lobes für dieſe neue Inſtitution."

Ich unterdrücke den Reſt der mir mitgeteilten Details. Das Angeführte reichte für mich aus, die zur Zeit herrſchende Richtung kennen zu lernen.

Mein alter Papa wollte nicht dulden, daß ich wo anders als in ſeinem Hauſe ſpeiſte, und ich nahm ſein Anerbieten mit Dank an. Ich wußte, daß, wenn ich mich erſt in der großen Welt bewegen würde, mir es an Einladungen nicht fehlen werde. Nachdem ich meine notwendigſten Einrichtungen beſorgt und Alles geordnet hatte, ging ich zum ſächſiſchen Geſandten mit meinem Briefe vom Kurfürſten von Trier, in dem er beauftragt wurde, mich dem Könige vorzuſtellen. Herr d'Eſſen,*) der unwohl und leidend war, empfing mich, nachdem er den Brief geleſen hatte, mit den Worten: „Sie ſehen, daß ich außer Stande bin, das Haus zu verlaſſen. Aber ſelbſt wenn ich geſund wäre, könnte ich Sie nicht vorſtellen, ohne vorher von meinem Hofe Verhaltungs-Maßregeln erbeten und erhalten zu haben. Denn Sie tragen die polniſche Uniform, die Sie von einer ungeſetzlichen Konföderation erhalten haben." Verletzt

*) Er hatte ſich anfänglich Eſſenius genannt. Da er aber dieſe lateiniſche Benennung für zu bürgerlich hielt, ſo nahm er den Namen d'Eſſen an, unter dem er ſpäter geadelt wurde. Es giebt in Livland eine alte Adelsfamilie dieſes Stammes, die mit der ſächſiſchen Familie, von der hier die Rede iſt, nichts Gemeinſames hat.

durch diesen abschlägigen Bescheid, der mir um so unmotivierter erschien, als er mich ja nur als Kammerherr von Trier vorzustellen hatte, erwiderte ich ihn ärgerlich: „Oh! Ich bitte Sie, Ihren Hof mit einer solchen Bagatelle nicht zu belästigen. Ich habe genug Mittel, dem Könige vorgestellt zu werden. Da ich kurländischer Edelmann bin, so brauche ich mich nur an den Groß-Marschall zu wenden und alle Schwierigkeiten werden beseitigt sein?“ Ich verbeugte mich und ging davon.

Tags darauf war ich bei der Fürstin Radziwill, einer Nichte des Groß-Generals Oginski, für die ich einen sehr dringenden Brief von ihrem Onkel hatte. Ich kannte sie noch von der Zeit her, wo sie unverheiratet war. Ich zweifelte nicht, daß ich durch sie zum Ziele gelangen würde. Der Baron Stackelberg machte ihr damals den Hof. Wenn ich dessen hier Erwähnung thue, so glaube ich keine Indiskretion zu begehen; diese Beziehung wurde von keinem Schleier verhüllt. Es war um die Mittagsstunde, als ich mich anmelden ließ. Die Fürstin empfing mich mit Höflichkeit und Anmut. Nachdem sie den Brief ihres Onkels gelesen hatte, fragte sie: „Womit kann ich Ihnen nützlich sein?“ „Ich habe den Wunsch, die Bekanntschaft des russischen Botschafters zu machen. Da ich nun fürchte, daß er gegen mich eingenommen sein könnte, weil ich bei der Konföderation gewesen bin, so wage ich, Sie, Fürstin, zu bitten, für mich bei ihm ein gutes Wort einzulegen.“ „Nichts leichter als seine Bekanntschaft zu machen,“ antwortete die Fürstin lachend, „da ist der Herr Botschafter.“ Ich wurde einen Herrn im Morgen-Kostüm mit aufgerolltem und durch einen Kamm aufgenommenem Haare gewahr, der sich damit beschäftigte, einen großen englischen Stich zu beprüfen. Als der Herr sich der Fürstin näherte, nannte sie mich und fügte hinzu: „Nicht wahr, Herr Botschafter, Sie haben doch nichts gegen den Baron, weil er meinen Onkel nach Teschen begleitet hat.“ „Ich sehe in dem Baron,“ erwiderte er, „nur einen halben Landsmann; denn wir Livländer und Kurländer sind es doch ein wenig.“ Diese liebenswürdige Art und Weise machte es mir leicht. Die Unterhaltung dauerte mehr als eine halbe Stunde und zum Schlusse

ſagte der Botſchafter: „Morgen iſt bei mir Soiré; ich werde Sie mit Vergnügen bei mir ſehen und dann der Baronin Stackelberg vorſtellen.“

Sehr zufrieden mit dieſem Anfange eilte ich zum Fürſten Adam Czartoryski; ich fand ihn leider nicht zu Hauſe. Nach dem Mittageſſen war ich bei der Generalin Oginska. Mit kalter Miene, die mich erſtarren machte, las ſie den Brief ihres Gemahls und murmelte dann: „Mein Mann müßte zurückkehren und alle dieſe Ausrüſtungen, die ihn zu Grunde richten werden, aufgeben.“ „Er wünſcht es dringend,“ bemerkte ich, „und wartet nur auf die Antwort des Königs, um in ſein Vaterland heimzukehren.“ „Der König,“ ſagte ſie, „hat ihm ſeine Meinung ſchon vor längerer Zeit mitteilen laſſen. Er will Alles vergeſſen; nur der ruſſiſche Botſchafter hat von ſeinem Hofe noch keine Antwort auf ſeine Anfrage über ihn erhalten.“ „Ich werde den Botſchafter morgen Abend ſehen und wenn Sie, Frau Gräfin, es mir geſtatten wollen, ſo würde ich mit ihm ſprechen, um ihn von der Aufrichtigkeit des Groß-Generals zu überzeugen.“ „Er ſpeiſt morgen bei mir. Seien Sie dann auch bei mir; es wird Ihnen leichter ſein, bei dieſer Gelegenheit mit ihm zu ſprechen, als auf einer Geſellſchaft von hundert Perſonen.“ Ich nahm die Einladung mit Dank an. Wie unrichtig iſt es, die Menſchen nach ihrem Geſichte zu beurteilen! Die Gräfin Oginska hatte unangenehme Geſichtszüge, einen harten Blick, einen häßlichen Mund und eine rauhe Stimme; kurz ſie war auf den erſten Blick abſtoßend. Und doch war ſie eine vortreffliche Frau, wohlthätig, gefühlvoll, human, gütig und fromm. Sie ſtellte mich dem Biſchof Fürſten Poniatowski, Bruder des Königs, und einigen Damen, die bei ihr waren, vor. Der Biſchof fragte mit vielem Intereſſe nach dem Groß-General und ſchien von meiner Art, ihn zu rechtfertigen, zufriedengeſtellt. Ich benutzte die Gelegenheit, den Fürſten um ſeine Fürſprache beim Könige zu bitten. „Sie bedürfen ihrer gar nicht,“ antwortete er, „der König iſt viel zu gerecht, als daß er Ihnen als Verbrechen anrechnen würde, Ihrem General gefolgt zu ſein. Die Chefs haben zu verantworten, die Untergebenen militäriſchen Gehorſam

zu leisten. Uebrigens werde ich, wenn sich mir Gelegenheit dazu bietet, mit Vergnügen mit dem Könige über Sie sprechen.“ Der Fürst hat mir seitdem sein Wohlwollen bewahrt, bis es gegen Ende des Jahres 1793 aus Gründen, die sich später zeigen werden, nachließ.

Am nächsten Tage war ich schon frühzeitig beim Fürsten Adam Czartorysski, der durch seine Tante, die Gräfin Oginska, von meiner Absicht, mich ihm vorzustellen, bereits unterrichtet war. Eine Menge Offiziere jeden Ranges und aller Nationen umgaben ihn. Er nahm mich bei Seite und bemerkte: „Die Groß-Generalin hat mir von Ihnen mit Interesse gesprochen und mir den Brief ihres Mannes gezeigt. Mag der Graf Oginski nur zurückkommen; ich verbürge mich für seine vollständige Wiederaufnahme. Was Sie betrifft, kann ich Ihnen irgend wie nützlich sein?“ „Sie würden mich besonders beglücken, Fürst, wenn Sie mich dem Herrn Palatin von Rußland*), für den ich die tiefste Verehrung habe, vorzustellen die Güte haben wollen.“ Sichtlich angenehm berührt, umarmte er mich und sagte: „Es ist erst 9 Uhr; machen Sie mir das Vergnügen, um 11 Uhr wiederzukommen und ich führe Sie dann zu meinem Vater.“

In der Zwischenzeit gab ich noch einige Karten ab und war um die festgesetzte Stunde wieder beim Fürsten. Er ließ mich in seinen Wagen steigen und fragte mich während der Fahrt nach dem Grafen Pac und dem Bischof Krasinski. Ich hatte den Mut, von ihnen nur lobend zu sprechen, und wenn er auch die Miene machte, ihre Ansichten und Handlungen zu mißbilligen, so hat ihm doch mein Verhalten Achtung eingeflößt, wie mir später mitgeteilt wurde. Der Nestor von Polen empfing mich mit Würde und Güte. „Besuchen Sie mich,“ sagte er, „zum Mittag oder Abend, so oft es Ihnen beliebt. Es wird mir immer Vergnügen machen, Sie zu empfangen.“

*) Das war sein Vater. Er war Palatin einer Provinz des mit Polen vereinigten Roth-Rußlands, die amtlich diesen etwas zu umfassenden Namen führte (Bernhardi, Geschichte Rußlands, Teil II, pag. 230). (Anm. d. Herausg.)

„Meine Schwester, die Fürstin Lubomirska," sagte mir der Fürst Adam beim Fortgehen, „wohnt hier ebenfalls. Gehen wir zu ihr. Der Fürst ging zuerst hinein und gleich darauf führte man mich in ein höchst elegantes Boudoir. Man kann nicht liebenswürdiger sein, als die Fürstin, wenn sie es sein will, und heute beliebte es ihr.

Der Fürst geleitete mich darauf zu seinem Schwager, dem Groß-Marschall Fürsten Lubomirski und machte noch einige andere Visiten mit mir. Ehe wir uns trennten, fragte er mich, durch wen ich mich dem Könige vorzustellen wünsche. „Durch Sie, Fürst, wenn Sie mir diese Gunst gewähren wollen. Ich appelliere an ihre Gunst aus doppeltem Grunde, zuerst weil ich mich zur Armee von Litthauen zähle*) und dann, weil ich einem ihrer nächsten Verwandten attachiert bin." „Von Herzen gern. Ich werde morgen mit dem König sprechen und Ihnen darauf seine Befehle zu wissen geben."

Beim Diner bei der Gräfin Oginska, dem auch die Fürstin Radziwill beiwohnte, war der Graf Stackelberg besonders aufgeräumt. Nach dem Diner sprach er mit mir über die Rückkehr des Groß-Generals, fragte mich über die Konföderation mancherlei und schien von der Art und Weise, wie ich mich dem russischen Botschafter gegenüber über diesen heiklen Gegenstand ausließ, befriedigt.

Am Abende war ich zeitig auf der Soirée. Der Botschafter stellte mich seiner Gemahlin und dem ganzen diplomatischen Korps vor. In der Menge fand ich einige alte Bekannte, die Herren Brzostowski, Wstrzycki 2c. Mir fiel eine magere und schielende Persönlichkeit auf mit hervorstehendem Kinn und wenig elegantem Aussehen. Man sagte mir, daß das der Herr Vic, Agent des Herzogs von Kurland, sei. Ich ließ ihn sein und näherte mich dem Herrn von Manteuffel, Delegierten der kurländischen Ritterschaft.

*) Der Fürst war damals Generalleutnant und Chef einer Division dieser Armee.

Nach den ersten Begrüßungen erzählte mir der gute Mann etwas sehr weitläufig von seinen diplomatischen Händeln mit dem Herrn Vic und wollte mir am nächsten Tage die im Namen des Herzogs wie der Ritterschaft verabreichten Schriftstücke zeigen. Als ich sie las,*) errötete ich für meine Landsleute über den lächerlichen Ton und die rohe Redeweise, deren man sich in denselben bedient hatte. Die vom guten Manteuffel unterschriebenen waren von dem Herrn Lutter Dörper verfaßt, einem kleinen Notar, der eine gewisse Personage geworden war, seitdem ihn Manteuffel als Sekretär der Delegation nach Warschau mitgenommen hatte. Durch die Fürsprache der Vorzimmer, die an manchen Höfen mächtig ist, durch die Stütze des Freimaurer-Ordens des deutschen Ritus, der damals in Mitau und Warschau eine Rolle zu spielen begann, durch seine Kühnheit, sich als großer Mann aufzuspielen, und durch den Einfluß, den ihm der gute Manteuffel eingeräumt, hatte er sich gewisse Schleichwege gebahnt, durch die er dazu gelangt war, sich in der Meinung des Königs gut zu stellen und sich die Unterstützung der Umgebung des Botschafters zu verschaffen.

Alle diese Umtriebe gingen auf Kosten der kurländischen Ritterschaft, und der gute Manteuffel war zuerst der Geprellte bei dieser Posse, die der Ritterschaft 90 Tausend Thaler zustehen kam,**) und dabei die Geschäfte der Delegierten aus dem Geleise brachte. Wie lächerlich auch die Zänkereien zwischen Manteuffel und Vic waren, sie trugen dazu bei, das patriotische Feuer, das die Umstände in meinem Herzen nur zugedeckt, aber niemals erstickt hatten, neu anzufachen.

Ich sann über die Mittel nach, die man anzuwenden hätte, um die kurländische Ritterschaft der polnischen näher zu bringen und uns mehr als bisher auf die Macht des Oberlehnsherrn zu stützen. Da bot sich mir eine Idee dar, die mir glücklich schien. Man beschäftigte sich in Warschau damals damit, die Armeen

*) Diese Schriftsätze finden sich in extenso in den kurländischen Landtags-Akten vom 20. Oktober 1775.

**) Vide Landtags-Akten von 1776.

Litthauens zu vergrößern. Konnte man da nicht ein kurländisches Regiment bilden? Der König hatte Garden der Krone (Polens) und Garden Litthauens. Warum bildete man nicht ein Regiment, das den Namen: „kurländische Garde“ zu tragen hätte? Die Idee hatte sich meiner bemächtigt; ich erörterte sie nach verschiedenen Richtungen, beprüfte alle Einwendungen, die man etwa machen könnte und schrieb darauf meinen Plan nieder. Es war meiner Ansicht nach eine Idee, deren Ausführung nicht nur für die Republik Polen schmeichelhaft, sondern auch speziell für Kurland von Nutzen gewesen wäre. Ich zeigte meine Arbeit meinem alten Papa und meinem Freunde E. A...., die mir beide ihren Beifall aussprachen. Ich schrieb sie darauf ins Reine und brachte sie noch am selben Tage dem Fürsten Adam Czartoryski. Sei es aus Güte, sei es aus nachsichtiger Freundschaft, er umarmte mich und sagte, er werde das Projekt noch am Abende dem Könige, mit dem er soupieren werde, zeigen. „Was die Vorstellung beim Könige betrifft, so soll sie morgen stattfinden,“ fügte er hinzu. „Kommen Sie morgen früh um 10 Uhr zu mir und ich werde Sie zu Hofe geleiten.“

Als ich am andern Tage vorgestellt wurde und dem Könige die Hand küßte, sagte er mit dem bezaubernden Tone, der ihm eigentümlich war: „Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Ich erinnere mich, Sie gesehen zu haben, als Sie noch sehr jung waren!“ Als die übrigen Vorstellungen beendet waren, näherte er sich mir noch einmal und sagte: „Ich habe Ihre Denkschrift gestern Abend gelesen. Sie macht Ihnen in allen Beziehungen Ehre.“ Ich verbeugte mich tief und der König zog sich zurück, nachdem er noch mit dem Fürsten Adam gesprochen hatte. Dieser sagte mir darauf: „Seine Majestät befiehlt Ihnen, morgen um 5 Uhr nach dem Diner in sein Kabinet zu kommen, um im Detail über die Ausführung Ihres Projekts zu sprechen.

Zur festgesetzten Stunde war ich beim Könige. „Ich habe,“ sagte er, „Ihr Projekt, da der kurländische Delegierte krank ist, dem Sekretär der kurländischen Delegation mitgeteilt. Er wird für die Ausführung Sorge tragen.“ „Ich fürchte, Sire,“ erwiderte ich,

„daß der Herr Dörper nicht alle Details meines Projekts erfaßt haben wird. Die Ausführung hängt einzig und allein davon ab, daß man versteht, das persönliche Interesse mit dem allgemeinen zu vereinigen. Es ist Zwiefaches wahrzunehmen. Es muß dabei der Herzog, die Ritterschaft und die Personen, die Kompagnien auszuheben haben würden, ins Interesse gezogen werden.“ Ich entwickelte darauf mit größter Genauigkeit dem König, der es liebte, in Details einzugehen, die Art und Weise, wie ich mir die Aushebung gedacht hatte. Es sollte das nicht mehr als 2000 Thaler den Herzog und ebensoviel der Ritterschaft und zwar ein für alle Mal kosten. „Ich halte für unmöglich,“ wagte ich dem König zu sagen, „daß ein anderer als ich selbst meinen Plan zur Annahme bringen kann. Ich bitte Ew. Majestät, mir einen Brief an den Landbotenmarschall übergeben zu wollen und hoffe dann zum Ziele zu gelangen.“

Nach meinem Plan sollte Kurland folgende Vorteile erlangen:

1. Die Stabs-Offiziere sollen in der litthauischen Armee avancieren und dort nach der Anciennität bis zum General aufwärts steigen können.
2. Eine große Zahl kurländischer Edelleute würde durch ein sehr kleines, ein für alle Mal gebrachtes Opfer gute Besoldungen fürs Leben erwerben.
3. Der kurländische Adel würde sich durch dieses neue Band dem polnischen nähern und sich den Weg zu anderen Staats-Würden eröffnen, auf die ihm die Unions-Pakten und die letzte Konstitution unbestreitbare Rechte gaben.

Trotz dieser in die Augen springenden Vorteile für den kurländischen Adel fand Herr Dörper für gut, sich in der Relation,*) die er für Manteuffel verfaßte, über mein Projekt, ohne mich zu nennen, wie folgt auszulassen:

*) Conf. die Relation Manteuffels in den Landtags-Akten von 1775. Herr Lutter Dörper war zuerst Notar, dann eine Art von Gouverneur der Pagen des Herzogs und Sekretär der Freimaurer-Loge zu Mitau. Durch ein Wiener Diplom, das die Freimaurer Kurlands und Piltens bezahlten, wurde er geadelt.

„Es war ein Projekt gemacht worden, daß Kurland ein eigenes Regiment stiften und zum Dienste der Republik unterhalten sollte (erste Unwahrheit).

Außer den Kosten der Errichtung dieses Regiments waren auch diejenigen schon berechnet, die der jährliche Unterhalt desselben erfordern würde (zweite Unwahrheit).

Sie sollten ungefähr 40000 Rthlr. in Alb. betragen und diese Summe sollte auf Se. Durchlaucht dem Herzog, auf die Landschaft und den Piltenschen Kreis repartiert werden (dritte Unwahrheit).

Ich überlegte diese Sache mit den Piltenschen Herren Delegierten, deren Interesse es mit betraf und weil die Lage der Sachen es nicht verstattete, sich öffentlich zu widersetzen, so gaben wir uns unter der Hand alle Mühe, diese Last, die dem Lande unerträglich gewesen wäre, in Zeiten von selbigem abzuwenden und in dieser Bemühung wurde ich sowohl von wahren Freunden unseres Vaterlandes, als von einigen großen Beschützern, denen Kurland immer dankbar verpflichtet bleiben muß, unterstützt.

Man hatte indessen dieses Projekt mit allen ersinnlichen, scheinbaren Gründen ausgeschmückt, und um Sr. königlichen Majestät Einwilligung zu erlangen, es von der Seite vorgestellt, daß es den Kurländern selbst vorteilhaft sein würde, und daß es ihr eigener Wunsch wäre. Es war auch darüber schon etwas an Se. Excelenz den russisch kaiserlichen Herrn Ambassadeur von Stackelberg gelangt.

Allein auch bei dieser Gelegenheit wurde die vorzügliche Gnade Unseres Allergnädigsten Königs und Oberherrn für Kurland sichtbar, denn ehe Höchstdieselben Dero Einwilligung zu diesem Projekt gaben, würdigte Se. Königliche Majestät den Herrn Sekretär Dörper einer Privat-Audienz, geruheten in selbiger dessen unterthänigsten Vorstellungen hierüber gnädigstes Gehör zu geben, und schickten ihn sowohl mit den beruhigendsten Versicherungen für Kurland ꝛc. an den Landesbevollmächtigten."

Das ist der Inhalt einer offiziellen, gedruckten und in den Archiven niedergelegten Relation, die vorher im ganzen Lande zirkuliert hatte. Jedes Wort derselben enthält eine Lüge, sowohl über die Grundlagen des Projekts, als auch über die Maßregeln, die man gegen das Projekt ergriffen zu haben vorgiebt. Weit entfernt, daß Projekt zu mißbilligen, versicherten Herr v. Manteuffel und Herr Dörper dem Fürstem Adam Czartoryski in meiner Gegenwart,*) daß sie ihr Möglichstes thun würden, um die Ausführung des Projekts zu beschleunigen, das ebenso nützlich für die Einzelnen, als ruhmvoll für die ritterschaftliche Korporation sei. Sie nahmen die Miene an, als sähen sie Schwierigkeiten nur von Seiten des Herzogs voraus.

Da das Projekt, das der König Dörper übergeben hatte, von mir unterschrieben war, so fragt sich, warum man denn eigentlich meinen Namen nicht in der Relation genannt hat, und warum man der Relation den angeblich so schädlichen Plan nicht beizulegen für gut gefunden hat. Man hütete sich wohlweislich. Denn wenn ich genannt worden wäre, ohne daß man das Projekt selbst beigelegt hätte, so hätte ich den Herrn v. Manteuffel öffentlich als Verleumder angreifen können. So, bei Verschweigung des Namens und nicht Beifügung des Projekts, hatte man immer noch die Ausflucht, es habe vielleicht zwei Projekte gegeben und das meinige habe man überhaupt nicht gesehen. Da ich damals keinen Briefwechsel mit Mitau hatte, so erfuhr ich längere Zeit hindurch nichts von allen dortigen Vorgängen und erst später gelangte durch einen Zufall zu meiner Kenntnis, daß man sich in Kurland in Schmähungen gegen mich ergangen und mich heruntergerissen habe, ohne mich zu kennen, und daß man mich als Jemand angesehen habe, der auf Kosten Kurlands Polen einen Dienst habe erweisen wollen.

Alles das erschien mir unbegreiflich. Man konnte ja vielleicht gegen die Realisierung meines Projekts aus irgend welchem Grunde sein; aber man durfte in keinem Falle verkennen, daß es aus reinstem

*) Der Fürst gab zu Ehren des Projekts ein kurländisches Diner, auf dem diese Herren die Miene annahmen, für den Plan sehr eingenommen zu sein.

Patriotismus hervorgegangen war und daß die sich aus demselben ergebenden Vorteile so bedeutend waren, daß die unbedeutenden Kosten nicht ins Gewicht fielen. Man war in keinem Falle zu der Erbitterung gegen mich berechtigt. Das war der erste Schlag, der mir angethan wurde und man wird in der Folge sehen, daß er nicht der letzte gewesen ist.

Wer die Macht der ersten Eindrücke, die dem Publikum gegen einen Abwesenden beigebracht werden, kennt, namentlich in einem kleinen republikanischen Staatswesen, wird mir vergeben, daß ich mich über diese Angelegenheit überhaupt ausgelassen habe. Die Anschuldigung hat mir bei meinen Landsleuten geschadet; das habe ich in meinem späteren Leben erfahren müssen. Sie, die meist nur auf dem Lande leben und von der Welt wenig erfahren, verharren Jahre lang bei einer falschen, durch einen Zufall vorgefaßten Meinung und versagen häufig dem nützlichsten Vorschlage ihre Zustimmung in der lächerlichen Besorgnis, daß etwas dahinter stecke. „Es steckt was dahinter," das war die beliebte Redensart, wenn man einem Vorschlage nichts entgegenzusetzen wußte.

Die Ankunft des Grafen Oginki brachte mit sich, daß ich die Pflichten meiner Stellung als Adjutant bei seiner Person zu übernehmen und auszuüben hatte. Die große Güte, mit der er mich beehrte, machte mir meine Stellung doppelt angenehm. Ich erhielt in seinem Hotel Wohnung und freien Tisch und nahm an allen Annehmlichkeiten seines Hauses teil, das mehr als jemals das glänzendste und besuchteste wurde. Die Kriegs-Kommission von Litthauen veröffentlichte meine Ernennung znm Adjutanten und so war ich nun gesetzlich angestellt und bezog auch mein Gehalt.

Ich verlebte damals ruhige Tage, die ich dem Dienste, der Gesellschaft und der Litteratur widmete. Die französische Litteratur herrschte damals in Polen und ich wage zu sagen, daß höher gestellte Personen in Warschau das Französische reiner sprachen, als es in manchen Provinzen Frankreichs geschah.

Die „Eloges" von Thomas (geb. 1732 † 1785) erfreuten sich zu der Zeit in Warschau einer fast unglaublichen Berühmtheit, und

alle Welt bemühte sich, „Lobreden“ à la Thomas zu verfassen. Der Graf Moriczek ließ eine Lobrede auf Kasimir den Großen in polnischer Sprache erscheinen, die infolge der Neuheit dieses Genres in der polnischen Sprache Erfolg hatte. Der Graf Wielhorski schrieb französisch über Sigismund August und ich versuchte Johann Sobieski zu verherrlichen. — Warschau bot ein sehr buntes Bild durch die Menge französischer Offiziere, die nach Warschau gekommen waren, um im Regiment des Bischofs Fürsten Massalski Stellung zu finden. Dieser Prälat hatte einen großen Teil seines Lebens in Frankreich zugebracht und für die französische Nation eine besondere Vorliebe. Als er durch seinen Neffen ein besonderes Regiment ausgehoben hatte, übertrug er einem Herrn Rullecourt den Rang des Obersten seines neuen Regiments. Dieser hatte sich in Frankreich gerühmt, zum Chef einer Legion berufen zu sein, und daß er alle Offiziere ernennen könne. So hatte er eine große Zahl von Franzosen nach Polen gezogen. Alle nannten sich natürlich Grafen, Marquis oder wenigstens Chevaliers. Meine amtliche Stellung brachte mich in häufige Beziehungen zu ihnen und ich darf sagen, daß ich trotz ihrer Lebhaftigkeit und ihrer Eifersüchteleien untereinander, die oft zu Händeln führten, das Glück gehabt habe, von ihnen allen ohne Ausnahme geschätzt worden zu sein. Der Oberst Rullecourt, dessen Heftigkeit bisweilen an Tollheit grenzte, rief mich mehrere Male zum Schiedsrichter in seinen Streitsachen mit den Offizieren auf und es gelang mir fast jedesmal, sie zu versöhnen. Meine Eigenschaft als Fremder begünstigte diese Schiedsrichter-Aufgabe, und nichts ist überhaupt leichter, als einen Franzosen zu besänftigen. Es kam darauf an, sie davon zu überzeugen, daß eine Beleidigung überhaupt nicht vorliege. War das gelungen und fühlte sich die Eigenliebe jedes Einzelnen zufriedengestellt, so war der Friede bald geschlossen.

Unter diesen Offizieren war ein Mr. de Volney, ein sehr gebildeter Mann, von angenehmen Umgangsformen, der seine Sprache in ausgezeichneter Weise schrieb und den Frauen gefiel. Zu seinem Unglücke kam ein anderer Franzose an, der ihn früher gekannt hatte.

Obgleich dieser, wie es schien, versprochen hatte, von dieser frühern Bekanntschaft zu schweigen, wurde Volney düster und melancholisch. Sein Landsmann mißbrauchte die Ueberlegenheit, die ihm die Kenntnis der frühern Verhältnisse Volney's gab, und erlaubte sich schlechte Späße und Neckereien mit ihm. Da vergaß sich Volney, dem das allmählich unerträglich geworden war, eines Tages so weit, daß er ihn in's Gesicht schlug. Man trennte die Beiden und verabredete für den nächsten Tag ein Duell auf Pistolen. In der Nacht aber erschoß sich Volney. Man fand bei ihm ein Billet, das er vorher geschrieben hatte, folgenden Inhalts:

„Ich bin schuldig, daß ich Sie geschlagen habe. Ich könnte doppelt schuldig werden, wenn ich das Unglück hätte, Sie zu töten. So strafe ich mich lieber selbst. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich nicht mehr; mein Blut wird die Ihnen zugefügte Beleidigung abgewaschen haben. Nehmen Sie sich aber in Zukunft in Acht, die Gefühle eines Menschen, der Ihnen nichts Böses gethan hat, zu verletzen."

Der Zusammenhang war folgender: Der Vater des jungen Mannes, der ein besseres Los verdient hätte, hatte Legros geheißen und, nachdem er sich in Paris ein Vermögen erworben gehabt, seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung gegeben. Der Sohn war zuerst in Amerika gewesen, wo er als Freiwilliger an den Kämpfen teilgenommen, und sich bei seiner Rückkehr entschlossen, nach Polen als Offizier zu kommen. Hier, wo er das Diplom eines Kapitäns im Regimente Massalski erhalten hatte, war er unter dem wohlklingenden Namen eines Chevalier de Volney aufgetreten. Ich habe diesen jungen Mann, den ich in Slonim häufig gesehen, aufrichtig betrauert.

Während meines Aufenthalts in Slonim, wohin ich meinem General, dem Grafen Oginski, gefolgt war, hatte ich viel Gelegenheit, den Charakter der Litthauer zu studieren. Nur in den Provinzen lernt man den National-Charakter kennen, während in den großen Städten das originelle Gepräge durch die stete Berührung mit Andern und durch den Nachahmungstrieb zu sehr abgeschliffen ist.

Der Graf Oginski lebte in Litthauen mit allem Gepräge eines Souveräns. Er war dort nicht nur von dem ganzen militärischen Adel, sondern auch von der Mehrzahl der dortigen Magnaten, Verwandten und Freunde der Oginskis und Czartoryskis umgeben. Seine Gemahlin hatte sich mit ihm vereinigt und verbrachte einige Zeit in Slonim. Ein ausgezeichnetes und an Zahl der Mitglieder bedeutendes Orchester, das von einem italienischen Dirigenten geleitet wurde, gab häufig herrliche Konzerte und eine polnische recht gute Oper war das Entzücken der Provinz. Nach dem Theater vereinigte man sich gewöhnlich auf Bällen, die glänzend und belebt waren.

Trotz diesen lebhaften und wechselnden Vergnügungen sehnte ich mich nach Warschau zurück. Ich benutzte die erste sich mir darbietende Gelegenheit, um Urlaub zu bitten, den ich dann auch erhielt. Auf meiner Reise dorthin hatte ich mich bei der außergewöhnlichen Hitze, die damals herrschte, erkältet und erkrankte in Warschau an der Bräune. Die Krankheit hätte mir wohl das Leben gekostet, wenn sich nicht der Dr. O'Connor, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, meiner auf das aufopferndste angenommen hätte. Bald nach meiner Genesung sah ich Louise, den Gegenstand meiner ersten Huldigungen wieder. Meine ersten Eindrücke wurden wieder lebendig und der Zauber und der Reiz ihres Wesens überwältigten mich. Ich hätte ihr Alles geopfert, aber bald ergriff mich wieder infolge ihrer Gefallsucht die Eifersucht. Ich erkannte, daß sie nur ein Spiel mit mir trieb, und weiß nicht, wohin mich meine Leidenschaft getrieben hätte, wenn ich mich nicht zu dem Entschlusse durchgerungen hätte, der Sache dadurch ein Ende zu machen, daß ich mich von Warschau losriß. Ich bat den Groß-General um die Erlaubnis, meine Familie in Kurland besuchen zu dürfen, und erhielt sie. Der Graf Stackelberg gab mir einen Empfehlungsbrief an den Herzog mit, eine Empfehlung, die damals allmächtig war.

Ich entriß mich der Fesseln, die mich zu erwürgen drohten. Abzureisen, sich zu entfernen, vielleicht auf immer, darin lag das einzige Heilmittel. Ich hatte die Energie, mich desselben zu bedienen.

Wenn das Ungestüm einer tollen Leidenschaft meine Reise nach

Kurland beschleunigte, so hatte die Vernunft mich schon lange an diese Reise gemahnt. Da mein Vater, trotz der unter Garantie des russischen Botschafters getroffenen Abmachung, vom Herzoge nicht die volle Entschädigung erhalten hatte, so war der Anspruch auf diese Entschädigung auf uns als einzige Erbschaft übergegangen. Da ich majorenn und das älteste Glied der Familie war, so hätte ich mich schon früher mit diesem für mich wichtigen Gegenstande beschäftigt, wenn mich nicht die schwierige Lage, in der ich mich bisher befunden, bei der Gefahr eines Mißerfolges, davon abgehalten gehabt hatte. Jetzt dachte ich der Sache entschieden näher zu treten.

Es war um die Johanniszeit, als ich in Mitau eintraf. Die Stadt war so überfüllt, daß ich mit Mühe ein schlechtes Zimmer fand, für das man zwei Dukaten für den Tag verlangte. Nur der Vermittelung des alten Kapitäns v. Grotthuß hatte ich es zu danken, daß man mich endlich für einen Dukaten für 24 Stunden aufnahm.

„Man muß", teilte mir Herr v. Grotthuß mit, „heute bei Hofe erscheinen. Alle Welt wird dort sein und Sie würden dort Alle sehen, mit denen Sie zu sprechen wünschen." Ich kleidete mich eiligst um, ging zum Oberhofmarschalle v. Klopmann, der ein Paar Schritte vom Gasthause wohnte und bat ihn, mich Sr. Durchlaucht und der Herzogin vorzustellen. Herr v. Klopmann war überaus höflich, zumal als ich ihm mitteilte, daß ich dem Herzoge einen Brief vom russischen Botschafter zu übergeben habe, und bot mir einen Platz in seinem Wagen an, um mich ins Schloß zu bringen. Als ich dieses schöne Gebäude sah, bemerkte ich, daß der Herzog bei seinem Geize einen Teil des Schlosses verfallen ließ. Zwei bis drei Zimmer waren von Personen angefüllt, die in den verschiedensten Uniformen erschienen waren. Von jeher diente der kurländische Adel in ausländischen Armeen und die alten Offiziere behielten, auch wenn sie den Abschied genommen hatten, ihre Uniformen bei. Dazu kamen die jungen noch im Dienste stehenden Offiziere, die sich auf Urlaub in der Heimat befanden, so daß sich

wirklich ein maleriſches Bild darbot. Da ſah man die Uniformen Frankreichs, Preußens, Sachſens, Rußlands und Polens. Alles umarmte, butzte und beglückwünſchte ſich zum Wiederſehen nach ſo viel Jahren der Abweſenheit, Gefahren und Sorgen.

Ich erſuchte den Oberhofmarſchall, den Herzog um eine beſondere Audienz zur Uebergabe des Briefes des Botſchafters zu bitten. Zugleich bat ich ihn, da ich mich auf meine Erinnerung und meine Augen nicht verlaſſen konnte, mir auch gelegentlich meinem Onkel, den Baron Roenne-Puhren, zu zeigen. Ich wollte meinem Onkel mit der Miene gegenüber treten, als ob ich ihn wiedererkenne. Da mein Onkel mich mit mehr Höflichkeit als Herzlichkeit empfing, ſo beſchränkte ich mich denn auch darauf, ihm mehr Achtung als Zuneigung zu zeigen.

Bald darauf kam der Oberhofmarſchall aus dem Kabinet des Herzogs und gab mir ein Zeichen, einzutreten. Ich drängte mich durch die Menge und hörte dabei die Frage: „Wer iſt dieſer fremde Offizier mit dem Kammerherrn-Schlüſſel des Kaiſers?“ *) Als ich zum Herzoge eintrat, wollte er den Ton und die Miene eines Potentaten**) annehmen; ich fand ihn bei dieſem Bemühen ſo lächerlich, daß ich Mühe hatte, mir das Lachen zu verbeißen. Seine ſteife Figur, ſeine Ziererei, mit mir franzöſiſch zu ſprechen, dazu noch mit einem ſchauderhaften Akzente, die geſchraubte Wendung ſeiner Phraſen, mit einem Worte, Alles fiel mir um ſo mehr unangenehm auf, als der König von Polen und die anderen Suveräne und Fürſten, die ich zu ſehen Gelegenheit gehabt hatte, mich durch ihre beſondere Eleganz und Liebenswürdigkeit verwöhnt hatten. Er fragte mich nach dem Könige, dem Botſchafter und ganz unvermittelt, ob der Ober-Kammerherr Poniatowski, der Bruder des Königs, noch immer ſo große Paſſion für Pferde habe. „Ich geſtehe, Durchlaucht,“

*) Ich hatte den Schlüſſel von Trier angelegt, der dem Wiener Kammerherrn-Schlüſſel ſehr glich.

**) Ich bediene mich dieſes Wortes, um an eine Phraſe des Herzogs zu erinnern, die in der ganzen Stadt umlief und mit den Worten begann: „Wir Potentaten.“

erwiderte ich, „daß ich seine Liebhabereien nicht kenne. Vielleicht wünscht er, daß man nicht über sie spreche.“ Der Herzog zwang sich, zu lächeln, schloß aber, wahrscheinlich durch meine allerdings etwas zu rasche Antwort unangenehm berührt, die Audienz mit den Worten: „Da der Herr Botschafter sich für Sie interessiert, Herr Kammerherr, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen den Aufenthalt in Kurland so angenehm als möglich zu machen.“ Er grüßte und ich zog mich zurück. Als ich das Kabinet verlassen hatte, umringte und umarmte mich Alles. Das waren Vetter und Freunde meines Vaters und Verwandte im 12. Grade. Man war neugierig, zu erfahren, warum ich hier angekommen sei und warum ich eine besondere Audienz beim Herzoge gehabt habe. „Gewiß sind Sie, lieber Vetter,“ meinte man mit schlauer Miene, „mit einer geheimen Mission an den Herzog betraut.“ Ich widersprach, aber mit der Miene, als ob ich verschwiegen sein müsse. Alsbald glaubten drei Viertel dieser Herren, mich durchschaut zu haben und waren von der Wirklichkeit des Hirngespinnstes, das sie sich selbst geschaffen hatten, überzeugt.

Besonderes Vergnügen bereitete mir, den General Vietinghoff hier zu treffen. Er war früher in französischen Diensten gewesen und hatte sich jetzt nach Kurland zurückgezogen. Er war in erster Ehe mit einer Schwester des Feldmarschalls Lascy verheiratet gewesen, hatte sich dann nach ihrem Tode mit einer Polin verheiratet und war Generalleutnant der ersten Division der litthau'schen Armee, bei der ich mich befand,*) geworden. Er hatte mich häufig in Slonim und Warschau gesehen und kam mir hier mit offenen Armen entgegen. „Wo wohnen Sie,“ fragte er. „Im Gasthause.“ „Was, im eigenen Vaterlande im Gasthause! Das geht nicht an. Ich kann Ihnen nur einen Pavillon in meinem Garten anbieten. Aber, da die Jahreszeit jetzt schön ist, fordere ich von Ihrer Freundschaft, daß Sie zu mir herüberziehen.“ Ich folgte seiner Einladung mit dem größten Vergnügen. Beim General Vietinghoff wohnte auch dessen

*) Ich hatte ein Bataillon des zweiten Infanterie-Regiments der ersten litthau'schen Division erhalten.

Stiefsohn,*) ein Herr von Witten, der damals Leutnant in französischen Diensten war. Er war bei den Theatinern in Warschau in Pension gewesen, aber, da er jünger war als ich, in einer andern Klasse. Dieser Umstand trug dazu bei, uns rasch zu befreunden. Er hatte die Anstalt schon im vierzehnten Lebensjahre verlassen, um in französische Dienste zu treten und war damals 18 Jahre alt.**) Er war sehr liebenswürdig, ein wenig sarkastisch und fand, wie ich, daß unsere gute Stadt Mitau nicht grade der Sitz des besten Geschmacks sei. Aber kehren wir zum Hofe des Herzogs zurück.

Die Flügelthüren wurden geöffnet. Zwei Kammerjunker, ein Kammerherr und zwei Adjutanten schritten voraus. Ihnen folgte der Herzog und die Herzogin mit einigen Hofdamen. Der Herzog ging bedächtigen Schritts und sehr auswärts und blieb nach einigem Kopfnicken stehen. Der Oberhofmarschall von Klopmann winkte mir, mich der Herzogin zu nähern und stellte mich ihr vor. Sie war die zweite Gemahlin ***) des Herzogs, eine geborene Fürstin Jussupow, und am Petersburger Hofe erzogen. Sie richtete einige übliche Fragen an mich und als ich mich zurückzog, um Andern Platz zu machen, lud mich der Hofmarschall zum Diner ein. Ich erwähne dieses Diners nur, weil der Herzog dabei sehr lächerlich war. Ich kann mich nicht enthalten, eine kleine Anekdote zu erzählen, die des Herzogs Verstand und Herz charakterisieren.

Das Gespräch war bei Tische auf den allgemein verbreiteten Gebrauch des Kaffees gekommen. Da sagte der Herzog: „Wenn ich absoluter Herrscher wäre, würde ich den Kaffee ganz verbieten," und fügte nach einer kleinen Pause hinzu: „Stellen Sie sich vor: neulich, als ich in der Stadt inkognito spazieren ging, sah ich, daß eine arme Schuhmachersfrau Kaffee trank. Alle Arbeiter Mitaus

*) Die Mutter des Herrn v. Witten, geb. Lascy, war mit dem Herrn v. Vietinghoff in zweiter Ehe verheiratet gewesen. Aus ihrer ersten Ehe mit dem General Witten hatte sie mehrere Kinder gehabt.

**) Später wurde er Kommandeur im Maltheser Orden und lebte in Wien.

***) Die erste Gemahlin war eine geborene Prinzessin von Waldeck gewesen. Wegen ihrer epileptischen Krämpfe hatte sich der Herzog von ihr scheiden lassen.

haben ſich dieſem Getränk ergeben.“ Alle Welt nahm die Miene an, dieſe ſo intereſſante Erzählung zu billigen. Das reizte mich. „Ew. Durchlaucht wollen mir geſtatten,“ warf ich ein, „zu bemerken, daß die Arbeiter denn doch lieber Kaffee als Branntwein oder Bier trinken mögen.“ „Entſchuldigen Sie, Herr Kammerherr, der Kaffee kommt vom Auslande und unſer Geld geht dafür ins Ausland, während Branntwein und Bier hier im Lande bereitet werden.“ Der Herzog ſprach dieſen Satz mit derjenigen Befriedigung, die man empfindet, wenn man eine neue Wahrheit entdeckt und der Welt verkündet und eine gegneriſche Anſchauung widerlegt hat. Alle Anweſenden ſchienen dem Herzoge beizuſtimmen; ich wollte mich noch nicht für beſiegt erklären. „Ew. Durchlaucht wollen mir vergeben, der Kaffee kräftigt den Verſtand, der Branntwein zerſtört ihn und wenn wir vom Auslande Kaffee und Gewürze beziehen, ſo kauft es dafür von uns Korn und unſere ſonſtigen Produkte. So findet ein Austauſch ſtatt, der die Induſtrie und den Handel belebt und die Bewohner der verſchiedenen Klimate und Völker einander näher bringt.“ „Ach! ich ſehe, daß Sie ein großer „Protektor“ des Kaffees ſind.“ „In der That habe ich ihn gern und möchte ihn, da er mir Genuß gewährt, auch Anderen gönnen.“ Die Herzogin war meiner Meinung. Als man ſich von der Tafel erhoben hatte und ich durch einen Zufall keinen Kaffee bekam, wandte ich mich lachend an den Herzog: „Es ſcheint, Durchlaucht, daß man mich für meine Vorliebe für den Kaffee ſtrafen will. Man giebt mir keinen.“ Der Herzog zog eine Grimaſſe und befahl brummend, daß man mir Kaffee reiche. Die Herzogin und ihre Hofdamen biſſen ſich die Lippen, um nicht laut zu lachen, und dieſer Spaß wurde die Anekdote des Tages, aber wie gewöhnlich in entſtellter Weiſe.

Ich hatte an der Tafel bemerkt, daß der Herzog ſeine Gemahlin nicht leiden konnte und ihr in grundloſer und hämiſcher Weiſe widerſprach. Die Höflinge, ſtets Affen ihres Herrn, wie er auch ſein möge, ſchienen die Herzogin meiden zu wollen, ſodaß ſie ein Verlangen oft zwei bis drei Mal äußern mußte, ehe ſie erhielt, was ſie wünſchte. Ich fühlte mich um ſo mehr zu dieſer liebenswürdigen

Fürstin hingezogen, deren unangenehme Lage ich später im Detail kennen lernte.

Am Abend vor Johannis kam meine Mutter an, die ich 15 Jahre nicht gesehen hatte. Sie hatte sich sehr verändert, aber ihre Sanftmut war dieselbe geblieben und ihre Gesichtszüge hatten denselben anziehenden Ausdruck bewahrt. „Wirst Du mir verzeihen," sagte sie in Thränen, „daß ich Dir einen Stiefvater gegeben habe und willst Du demjenigen, den die Umstände und meine Zuneigung mit mir verbunden haben, Deine Freundschaft zuwenden?" „Ich werde Deine Wahl stets achten, um so mehr, als Herr v. d. Brincken ein Edelmann von einer achtbaren Familie ist." Mein Bruder war noch auf der Universität von Jena, wo ihn die Zerrüttung seiner Geld-Angelegenheiten mehr als der Justinianeische Kodex zurückhielt.

Meine Mutter teilte mir mit, daß sie, um ihre Mitgift zu retten, zu einem Konkurs-Prozesse gezwungen gewesen. Sie fügte hinzu, daß dieser Prozeß bereits zwei Jahre dauere, daß sie das Ende des Prozesses nach Johannis zu erleben hoffe und bat mich, daß auch ich bei den Oberhofgerichts-Räten Fürsprache thun möge. Das that ich denn auch mit möglichem Eifer und hatte das Glück, daß dieser Prozeß trotz aller List der Rechtskniffe beendet wurde. Meine Mutter erhielt durch ein End-Urteil ihre Illaten vollständig und ohne Vorbehalt.

Mittlerweile sammelte ich alle Papiere und nötigen Aktenstücke, um die Ansprüche meines Vaters und Großvaters gegen den Herzog festzustellen. Da ich aber ohne Vollmacht meines Bruders und meiner Schwestern, die in der Stadt nicht anwesend waren, nicht handeln konnte, so bereitete ich nur Alles vor, bis mir die Umstände ermöglichen würden, vorzugehen.

Mein Urlaub war fast abgelaufen und ich bereitete mich zur Abreise vor.

Ich hatte den Hof des Herzogs zu besuchen fortgesetzt und als er sah, daß ich abzureisen gedachte, ohne meine Ansprüche zu erheben, wollte er den Schlauen spielen. Er ließ mir 300 Dukaten zu meiner Reise geben, um mich, wie er geäußert hatte, zu veranlassen, häufiger mein Vaterland zu besuchen. Als sein Sekretär

Raiſon mir dieſe Summe zahlte, legte er mir eine recht eigentümliche Quittung vor. Ich begriff, daß das eine Falle war, um mir, wenn ich ſpäter unternehmen ſollte, meine Rechte gegen den Herzog geltend zu machen, dieſes Schriftſtück entgegenzuhalten. Der Herzog wollte mit dieſen 300 Dukaten ſich einer Schuld von mehr als 12000 entledigen. Ich weigerte mich demnach, die mir vorgelegte Quittung zu unterſchreiben und ſchrieb ſtatt derer einfach, daß ich von Herrn Raiſon 300 Dukaten erhalten habe, die der Herzog von Kurland, Durchlaucht, mir zu meiner Reiſe geſchenkt, damit er mich häufiger im Vaterlande zu ſehen die Möglichkeit haben könne. So war denn dem Herzoge ſeine Schlauheit mißlungen und ich reiſte, ſehr zufrieden in jeder Beziehung mit meiner Reiſe, ab. Meine Mutter hatte von mir für 300 Thaler zwei ſehr ſchön gearbeitete ſilberne Flakons, die von meiner Großmutter väterlicherſeits herſtammten und eine goldene Doſe, die Auguſt II. dem General Roenne geſchenkt hatte, gekauft und da mein Onkel Roenne die Güter Oxſeln und Pelziken, auf denen die Mitgift meiner Mutter placiert war, verkauft hatte, ſo zahlte er mir dieſe Summe auf die Anweiſung meiner Mutter aus.

Mittlerweile hatte ich den Plan gefaßt, den polniſchen Dienſt zu verlaſſen und in den ruſſiſchen überzugehen. Dabei wünſchte ich ſtets, in eine diplomatiſche Laufbahn zu kommen, die meinem Geſchmacke, meiner Geſundheit und meiner Kurzſichtigkeit mehr entſprochen hätte. Ich beſchloß indeſſen, um daß Sichere nicht für das Unſichere preiszugeben, nichts zu überſtürzen und Alles langſam und allmählich vorzubereiten.

Als ich in Warſchau angekommen war, nahm ich einen Lehrer der ruſſiſchen Sprache, um wenigſtens zu erlernen, dieſe Sprache zu leſen und zu ſchreiben. Ihre Aehnlichkeit mit der polniſchen erleichterte mir, ſie zu verſtehen, aber dieſe Leichtigkeit verhinderte mich vielleicht, mehr Fortſchritte zu machen, indem ſie mich über die in einigen Monaten gemachten täuſchte.

Zugleich warf ich mich auf das Studium des öffentlichen Rechts, beſonders in Beziehung auf die nordiſchen Mächte.

Siebentes Kapitel.

In russischem Militärdienste. — Verheiratung.

Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten in Warſchau, wo ich an zahlreichen Bällen und namentlich an Masken-Bällen, die damals ſehr beliebt waren, teilgenommen hatte, rüſtete ich mich zu meiner Reiſe nach Petersburg.

Der Botſchafter Graf Stackelberg verſprach mir warme Empfehlungsbriefe an den Grafen Panin, den Grafen Oſtermann und den Fürſten Potemkin. Der König verlieh mir auf mein Entlaſſungs-Geſuch den Titel eines Oberſten (Patent vom 5. Februar 1777) und gab mir folgenden Brief an den Grafen Panin:

Monsieur le Comte de Panin.

Comme Vous aimez à contribuer au bonheur des hommes et que Vous êtes en état de satisfaire par cela à Votre inclination naturelle, je me porte d'autant plus volontiers à Vous recommander le Baron Charles d'Heyking, qui Vous presentera cette lettre, que la situation des ses affaires provient des circonstances malheureuses pour sa famille et que la bonne conduite, qu'il a tenne étant au service de la Republique dans l'armée de Lithuanie m'interesse en sa faveur. Je lui donne ce temoignage dans la persuasion, qu'il Vous disposera à lui accorder Votre protection. En Vous assurant toujours de la vérité des sentiments, avec lesquels je suis

Monsieur le Comte de Panin

Varsovie ce 10 Ferrier 1777.

Votre très affectionné St. A. R.

Ich gebe den Wortlaut dieses Briefes, den der König fast in meiner Gegenwart diktierte, wieder, um eine Idee von dem Stile des Königs Stanislaus zu liefern. Der Brief ist zu lang, ohne Anmut und ich möchte fast sagen ohne Würde. Stanislaus hatte die Gabe, gut zu sprechen. Das Schreiben war offenbar weniger seine Sache. Wie kommt es wohl, daß so viele Personen, die mit Wärme, Anmut und sogar mit Würde sprechen, so ganz anders schreiben? Ich denke, die Erklärung liegt nahe. Ein guter Stil hat eine allgemeine geistige Durchbildung zur Voraussetzung; eine solche wird man aber ohne Studium und längere mühevolle Arbeit kaum je erlangen. Wenn man nur Billete, kleine Briefe und kurze Protokolle zu schreiben hat, so merkt man davon nichts. Wer aber seine Gedanken mit Klarheit und Folgerichtigkeit schriftlich entwickeln, mit Genauigkeit ausdrücken und mit Wärme und derjenigen Färbung darlegen muß, die ihnen eigentümlich sein soll, der wird bald die ganze Schwierigkeit spüren. Da kommt es wohl vor, daß man die Feder wegwirft und sie erst wieder aufnimmt, wenn die Notwendigkeit dazu drängt. —

Wer die vorhergehenden Kapitel gelesen hat, wird verstehen, daß ich Warschau nur mit großem Bedauern verließ. Aber Rußland spielte damals eine so glänzende Rolle, daß es die einzige Macht zu sein schien, der man zu dienen hatte, um emporzukommen. Der als russischer Botschafter in Polen verstorbene Graf Keyserling war als kurländischer Edelmann fast ohne Vermögen geboren und für seine langen und treuen Dienste freigebig belohnt worden. Durfte nicht auch ich hoffen, es zu etwas zu bringen, mit demselben Eifer und dem Vorteile, gleich mit einem höheren Grade*) meine Laufbahn beginnen zu können?

Die Nachricht, daß ich den Dienst in Polen aufgegeben hatte, war mir nach Mitau vorausgeeilt. Infolge dessen war mir bei meiner Ankunft in Mitau Gelegenheit geboten, das Wesen so

*) Die polnischen Offiziere rangierten damals um 2 Grade niedriger, so daß ich in der Armee als Major und im Zivildienste mit entsprechendem Range aufzunehmen war.

mancher Personen kennen zu lernen. Mein Onkel Roenne empfing mich in der Befürchtung, ich würde mich nun in Kurland dem Müssiggange hingeben, kalt und schlug mir ab, mir die erst zu Johannis*) fälligen 300 Thaler auf Anweisung meiner Mutter schon jetzt vorauszuzahlen, während meine Kousine Finkenstein,**) die nicht reich war, mir diese Summe ohne alle Schwierigkeit vorschoß. Ich habe diese Schuld aus Dankbarkeit für eine Ehrenschuld angesehen und dafür gesorgt, daß ihr das Kapital nebst Zinsen baldigst zurückerstattet wurde.

Ich verbrachte zwei Wochen bei meiner Mutter auf ihrem hübschen Gute Ehnau, das sie gekauft hatte, und kam in Petersburg am 22. Mai 1777 an. Ich hatte die Welt genug kennen gelernt, um zu wissen, daß man gewöhnlich nach dem äußern Schein beurteilt wird. Um nicht ohne Weiteres zurückgewiesen zu werden, muß man sich einführen, als habe man nichts nötig. Ich nahm daher einen Wagen mit 4 Pferden***) und Deboli, der polnische Gesandte, an den ich einen Brief vom Könige hatte, stellte mich dem Grafen Panin als Obersten und polnischen Kammerherrn vor. Der Graf Panin, der das Zimmer hüten mußte, wies mich an den Grafen Ostermann, der mich der Kaiserin vorstellen würde. Ich werde niemals den Eindruck vergessen, den die Haltung, der sanfte, aber durchdringende Blick, die ruhige Miene und die majestätische Anmut der Kaiserin Katharina auf mich machten. Geblendet von dem Anblicke Alles dessen, was ich sah, nahm ich in Erregung die Hand der Kaiserin, um sie zu küssen.†) Ihr wird meine Erregung wohl kaum entgangen sein. Ich stellte mich darauf dem Fürsten Potemkin vor und beeilte mich, der Herzogin von Kurland, geborenen Fürstin Jussupow, meine

*) Man war im Anfange des März. Mein Onkel wies mich an einen in Mitau lebenden Wucherer.

**) Sie war später Aebtissin des Katharinen-Stifts.

***) Es war damals Sitte, daß die Zahl der Pferde den Rang ergab. Bis zum Kapitän fuhr man mit 2 Pferden, Obersten und Personen des sechsten Ranges mit 4 und die Generäle fuhren mit 6 Pferden.

†) Die Ausländer küßten der Kaiserin die Hand ohne Kniebeugung, während die Unterthanen das Knie zu beugen hatten.

Aufwartung zu machen. Die Herzogin hatte sich mit ihrem Gemahle überworfen und war nach Petersburg gekommen, um sich unter den Schutz des kaiserlichen Hofes zu stellen. Die unwürdige Behandlung, der sie vom Herzoge ausgesetzt gewesen war, lenkte das Interesse doppelt auf diese liebenswürdige Fürstin. Sie empfing bei sich die beste Gesellschaft der Residenz. So machte ich denn in ihrem Hause viele für mich wichtige Bekanntschaften.

Ich ließ mir angelegen sein, dem Helden Rußlands, dem Feldmarschalle Grafen Rumänzow, meine Aufwartung zu machen. Der Feldmarschall war damals in Feindschaft mit dem Fürsten Potemkin und verließ sein Haus fast gar nicht. Wird man mich der Eitelkeit zeihen, wenn ich nicht unterlassen kann, zu erzählen, wie er mich empfing?

Als ich vorgestellt wurde, bemerkte man bei der Nennung meines Namens, daß ich in russischen Dienst zu treten wünsche. Ich übergab dem Grafen zugleich einen betreffenden Empfehlungs-Brief. Er öffnete ihn nicht, indem er sagte: „Wenn man Ihren Namen trägt, so braucht man keinen Empfehlungs-Brief, um in unsern Dienst zu treten.“ Er hatte nun die Güte, an die That eines Heyking zu erinnern, der sich in die Luft sprengte, um die Türken die Festung Kaminiec*) nicht zu übergeben und erzählte ferner mit der Anmut und der Wärme, die er seinen Erzählungen zu geben verstand, von den bis zur Tollkühnheit sich steigernden beherzten Thaten eines Oberst-Leutnants Heyking, der unter ihm gedient habe und dessen Kühnheit selbst von den Türken bewundert worden sei. „Außerdem,“ fuhr der Feldmarschall scherzend fort, habe ich Verbindlichkeiten gegen Ihre Familie. Ich habe das Indigenat von Pilten erhalten**) und mein Diplom ist von zwei Heykings unterschrieben, von dem einen

*) Conf. Description de la Livonie avec uue rélation de l'origine, du progrès et de la cadence de l'ordre Teutonique à Utrecht 1705, pag. 269, Lettre XIX.

**) Der Feldmarschall Graf Rumänzow hatte Güter am Ostsee-Ufer im Piltenschen Kreise kaufen wollen und bedurfte dazu des Indigenats. Das war die Veranlassung, daß man ihm 1777 das Indigenat erteilte.

als Präsidenten, und von dem andern als Direktor der Ritterschaft.“ Er fragte nach meinem Onkel, dem Obersten, mit dem er als Kapitän im selben Regiment gedient habe, und äußerte wiederholt allerlei schmeichelhafte und verbindliche Dinge über den kurländischen und piltenschen Adel. Er forderte mich auf, nur recht häufig zu ihm zum Diner zu kommen, und wenn ich nur selten von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht habe, so geschah es nur, weil ich die mir erwiesene Güte nicht zu mißbrauchen wagte.

Ich habe wenig Personen von seiner Berühmtheit gesehen, die so mitteilsam, höflich und liebenswürdig waren, wie er. Er zeichnete sich durch ein erstaunliches Gedächtnis, ein treffendes Urteil und eine ebenso belehrende wie belebte und geistvolle Unterhaltung aus. Er besaß die Kunst, Jedermann, mit dem er sprach, in eine behagliche Stimmung zu bringen, ohne daß man die hohe Stellung, die er einnahm, und an die er selbst gar nicht zu denken schien, vergessen konnte. Dazu kam sein edles Aeußere und sein majestätischer Wuchs.

Bei meinen vorsichtigen Nachforschungen darüber, ob ich ins Departement der auswärtigen Angelegenheiten würde eintreten können, hatte der Graf Panin die Güte, mich dahin zu belehren, daß ein Ausländer in die politische Laufbahn nicht ohne Weiteres aufgenommen werde. Habe man zuerst im Militär-Dienste gestanden, so sei es später leichter, in den Zivil-Dienst überzugehen.

Infolgedessen verabreichte ich eine Bittschrift ans Kriegs-Kollegium. Da der Fürst Potemkin die Güte hatte, für mich einiges Interesse zu zeigen und beim zweiten Male, daß ich ihn sah, mit mir eine Viertelstunde zu plaudern,*) so benutzte ich die Gelegenheit, ihm den Wunsch auszudrücken, ins Regiment der Kürassiere der Kaiserin einzutreten. Der Fürst ließ darauf dem General Igelström, der damals Generalleutnant im Kriegs-Kollegium war, durch seinen Adjutanten sagen, daß er sich für mich interessiere. Im Laufe von 8 Tagen wurde ich als Major ins Regiment der Kaiserin aufgenommen. Der Feldmarschall Rumänzow hatte als Chef der ge-

*) Das war eine Gunst, die der Fürst Potemkin nur äußerst selten erwies.

samten Kavallerie mich seiner Zeit unterstützt und so war mir Alles günstig gewesen.

Sobald ich meine Gala-Uniform hatte, stellte ich mich dem Fürsten Potemkin vor, um ihm zu danken. Er beschaute mich genau und fragte darauf: „Warum haben Sie denn nicht Ihren Kammerherrn-Schlüssel angelegt?“ „Weil ich meinte, daß ich von nun ab nur dem russischen Hofe angehöre?“ „Man behält diese Art von Dekorationen bei uns bei. Gehen Sie nach Hause, legen Sie den Schlüssel an und kommen Sie sofort wieder. Ich werde Sie noch heute der Kaiserin vorstellen.“ Die Stabs-Offiziere der Kaiserin hatten das Vorrecht, ihr, als ihrem unmittelbaren Chef, vorgestellt zu werden.

Ich habe noch zu erwähnen, daß ich auch dem Feldmarschalle, Fürsten Golitzyn, vorgestellt wurde, wo die immer zahlreiche Gesellschaft fast nur aus Ausländern bestand. Das ganze diplomatische Korps war da und die Nichte der Fürstin, die liebenswürdige Gräfin Matjuschkin, später Gräfin Wielhorska, machte die Honneurs mit Anmut.

Ich hatte den dringenden Wunsch, auf einige Zeit nach Polen zurückzukehren. Da es nun Gebrauch war, daß der Graf Panin sich einen Stabs-Offizier aussuchte, um ihn als Kurier ins Ausland zu schicken, so bat ich, mich in dieser Eigenschaft nach Warschau zu entsenden, um dort einige Geschäfte zu erledigen. Der Graf versprach es mir und da er nach der Ankunft des Königs von Schweden einen Kurier nötig hatte, so sandte er mich Mitte Juni mit Depeschen zum Grafen Stackelberg. Der stets gütige Graf Panin sagte mir dabei: „Unser Botschafter ist durch einen besonderen Brief instruiert, daß er Sie bei sich behalten kann, bis Ihre Geschäfte beendet sind.“ Ich erhielt 120 Dukaten zu meiner Reise und so beeilte ich mich, Tag und Nacht zu fahren, um mein liebes Warschau bald zu erreichen. Als ich in Mitau um 10 Uhr morgens ankam, und erfuhr, daß beim Herzoge Vorstellung sei, kleidete ich mich eiligst um, bestellte mir Pferde und begab mich ins Schloß.

Sei es, daß der Herzog mir imponieren wollte, sei es, daß

er übler Laune war, er empfing mich sehr von oben herab, grüßte mich kaum und kehrte mir den Rücken, um mit einem Andern zu sprechen. Ich wartete nur darauf, daß er sich umwenden würde, worauf ich ihm meinerseits in deutlicher Weise den Rücken kehrte und im Fortgehen sagte: „Meine Postpferde warten auf mich und ich bedauere, soviel Zeit verloren zu haben.“

Der Herzog, der wahrscheinlich jetzt begriff, daß er unhöflich gewesen sei, ließ seinen Oberhofmarschall mir nacheilen, um mich zum Diner einzuladen. Ich lehnte die Einladung mit der Bemerkung ab, daß ich mir selbst zu essen bestellt habe und bedauere, mein Diner verspätet zu haben. In der That hatte ich keine Zeit mehr zu verlieren und so reiste ich auf der Stelle ab.

Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr ich entzückt war, mich wieder in Warschau zu befinden. Der Graf Stackelberg empfing mich aufs Beste, führte mich tags darauf zum Hofe und hatte die Liebenswürdigkeit, mit mir alle die üblichen Visiten zu machen, um mich als russischen Offizier vorzustellen.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Warschau traf dort mein zweiter*) Chef, der General Michelsohn, der Besieger Pugatschews und der Freund des kurländischen Adels, ein. Ich hatte das Glück, ihm Vertrauen und Achtung einzuflößen, die er mir stets bewahrt hat. Er gestattete mir, in Warschau zu bleiben und reiste selbst zum Regimente ab, das in Litthauen stand.

Bald darauf erhielt ich in Bezug auf den Prozeß, den ich gegen den Herzog anstrengen wollte, eine Antwort von meinem Bruder, der mir das Recht gab, in seinem Namen auch für seinen Teil zu agieren. Da er aber an den Kosten nicht teilnehmen wollte, so verzichtete er im Falle des Gelingens auch auf jeden Vorteil. Meine Schwestern thaten dasselbe. So mit allen Vollmachten ausgerüstet, schrieb ich fürs erste einen entschiedenen, aber durchaus höflichen Brief an den Herzog, in dem ich ihm einen gütlichen Vergleich über meine Ansprüche vorschlug. Seine Durchlaucht gab

*) Der Oberst war die Kaiserin selbst.

mir in ebenſo flacher, wie unhöflicher Weiſe einen abſchlägigen Beſcheid. Dieſe Unhöflichkeit verletzte mich und ich antwortete ihm erregt wie folgt:

„Est ce à Vous, Monseigneur, qui n'avez ni conquis ni acheté ma patrie et qui ne tenez la Courlande que de la magnanimité de l'immortelle Catherine, à prendre ce ton despotique, qu'un Souverain absolu ou un conquérant pourrait tout au plus se permettre? mais qu'un Duc Vassal de la Pologne et primus inter pares en Courlande ne devait jamais employer envers un membre de cette même noblesse, à laquelle S. A. le Duc Votre père a demandé l'indigénat avec tant d'instances et qu'il n'a obtenu qu'avec tant de peines. Vous avez donc oublié, Monseigneur, que j'ai le droit de Vous citer aut jugements de relation? . . . Pour rappeller à V. A. cette prérogative je ne tarderai pas de porter à ce tribunal suprême d'un Roi juste et éclairé et à un Senat digne de ses fonctions augustes la validité de mes titres et de mes réclamations.“

Mehrere kurländiſche Freunde rieten mir indeſſen, nicht gleich einen formellen Prozeß zu beginnen, ſondern noch einmal den Weg der Verſtändigung zu verſuchen. Dieſem Rate folgend, bat ich den Oberhofmarſchall v. Klopmann, das Terrain zu ſondieren. Aber der Herzog, wütend über meine Antwort, hatte ſie dem Grafen Panin überſandt und vom ruſſiſchen Hofe Genugthuung für mein Vorgehen, das er als außerordentlich und beiſpiellos darſtellte, verlangt. Glücklicher Weiſe befand ſich einer meiner Freunde zufällig in Petersburg, hatte von dem Schritte des Herzogs Kenntnis erhalten und mir davon Mitteilung zugehen laſſen mit dem Rate, ſchleunigſt nach Petersburg zurückzukehren, um den Sturm zu beſchwichtigen, den man gegen mich zu erregen ſich angelegen ſein ließ. Da die einſeitige Darſtellung des Herzogs mir allerdings ſchaden konnte, ſo bat ich den Grafen Stackelberg, mich bei erſter Gelegenheit als Kurier dorthin abzuſenden. Solche Gelegenheit bot ſich bald.

Bei meiner Durchreiſe durch Mitau ſah ich niemand außer meine Schweſtern und einigen nahen Verwandten. Ich erwartete nun, bei der Uebergabe meiner Depeſchen an den Grafen Panin von ihm ſchlecht empfangen zu werden. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als der Miniſter mir ſagte: „Sie werden morgen bei mir ſpeiſen und ſonſt ſo oft Sie wollen. Allem Anſcheine nach werden Sie nicht unzufrieden ſein, einige Wochen in Petersburg zu bleiben.“

Vom Grafen Panin ging ich zum Fürſten Potemkin, der mir über die gegen mich erhobene Anklage auch nichts ſagte und ich hoffte, daß man an die Sache nicht weiter denke. Aber als ich am anderen Tage nur aus Höflichkeit zum Fürſten Repnin ging, war ich erſtaunt, daß er mir vor aller Welt in ſeinem näſelnden und übermütigen Tone ſagte: „Ich kann für Sie nichts thun.“ „Aber ich bitte ja um nichts, mein Fürſt.“ „Was, Sie ſpielen den Unwiſſenden! Folgen Sie mir.“ Er ging in ſein Kabinet und ich folgte ihm. Einem Adjutanten, der auch eintreten wollte, ſagte er mit barſcher Stimme: „Gehen Sie hinaus. Ich brauche Sie nicht,“ und darauf ſich zu mir wendend: „Mit welchem Rechte haben Sie gewagt, Ihrem Souveräne einen impertinenten Brief zu ſchreiben?“ „Meinem Souverän? dem König von Polen? Ich habe an ihn nicht geſchrieben.“ „Sie wollen wohl mit mir eine Diskuſſion über das Staatsrecht führen! Hüten Sie ſich, den Spuren Ihres Vaters zu folgen. Ich habe noch nicht ſein Verhalten in Warſchau vergeſſen. Sie haben dem Herzog von Kurland einen impertinenten Brief geſchrieben. „Ach! dem Herzog! Er iſt nicht mein Souverän. Ich erkenne als meinen Souverän nur die Kaiſerin von Rußland an und zwar aus freier Wahl, weil ich in ihren Dienſten ſtehe, und den König von Polen durch meine Geburt. Dieſe Grundlagen ſind ſelbſt von dem erhabenen Hof von Rußland garantiert.“ „Es handelt ſich hier nicht um eine politiſche Garantie, ſondern um einen übermütigen Brief.“ „Mein Brief an den Herzog iſt es nicht.“ „Wie wagen Sie, eine offene Thatſache zu leugnen. Der Herzog hat den Brief im Original hergeſandt.“ „Ich leugne nicht die Thatſache; aber mir ſcheint, daß die Ausdrücke

in demſelben nicht unehrerbietig, wenn auch kräftig ſind, weil die Wahrheit keine anderen Ausdrücke hat.“ „Dann verſtehen Sie nicht franzöſiſch und kennen nicht die Bedeutung der Ausdrücke.“ „Das kann ja ſein, da ich nicht Franzoſe bin.“ „Alle Nicht-Franzoſen ſind nicht in derſelben Lage wie Sie. Aber enden wir dieſe Diskuſſion. Ich werde Sie lehren . . .“ Bei dieſen Worten verließ mich meine Geduld und kochend vor Zorn unterbrach ich ihn: „Ich weiß nicht, mein Fürſt, unter welchem Titel Sie mich lehren wollen. Ich habe nicht die Ehre, in Ihrem Regimente oder Ihrer Diviſion zu dienen und ſtehe daher nicht unter ihrem direkten Befehle.“ „Ich ſpreche im Namen meiner Kaiſerin zu Ihnen.“ „In dieſem Falle erwarte die Befehle meiner Herrin. Worum handelt es ſich?“ „Den Herzog ſchriftlich um Verzeihung zu bitten, widrigenfalls Sie nach der Strenge des Geſetzes beſtraft werden werden.“ „Hier iſt mein Degen, mein Fürſt, ich begebe mich in Arreſt und werde die geſetzliche Strafe erleiden, wenn ich ſie verdient habe. Aber ich halte mich nicht für ſchuldig und ich verſtehe nicht, um Verzeihung zu bitten, wenn ich nicht beleidigt habe.“ Der Fürſt war ſehr erſtaunt und antwortete: „Behalten Sie Ihren Degen. Da der Graf Panin mich im Namen der Kaiſerin beauftragt hat, mit Ihnen zu ſprechen, ſo werde ich ihm Ihre Halsſtarrigkeit berichten und Sie werden ſpäter die Folgen Ihres Verhaltens erfahren.“ Dabei machte er mit dem Kopfe ein Zeichen, daß ich mich zurückziehen könne, was ich denn auch mit großem Vergnügen that.

Wütend über dieſes Geſpräch eilte ich zum Fürſten Potemkin und gelangte durch einen glücklichen Zufall dazu, mit ihm ſprechen zu können.*) In größter Erregung erzählte ich ihm das Vorgehen des Fürſten Repnin und bemerkte, daß ich allerdings als Kurier an den Grafen Panin geſandt geweſen ſei, aber Befehle der Art nur von ihm, dem Fürſten Potemkin, und durchaus nicht vom Fürſten Repnin entgegenzunehmen habe. Es war mir nicht unbekannt, daß die beiden Generale ſich haßten. Ich las in den

*) Dieſes Glück war, namentlich in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſehr ſelten zu erlangen.

Augen des Fürsten Potemkin, daß er meine Festigkeit billigte. Er ließ mich mit voller Freiheit reden, was ich denn auch mit dem Stolze, der in meinem Charakter lag, that.*) „Sie haben Recht," sagte endlich der Fürst, „Sie stehen hier nicht unter den Befehlen des Fürsten Repnin. Bringen Sie mir eine Kopie Ihres Briefes an den Herzog und wir werden dann sehen."

Ich lief nach Hause und kam nach einer Viertelstunde mit der verlangten Kopie zurück. „Lesen Sie mir das vor," sagte der Fürst. Als ich geendet hatte, bemerkte er: „Es scheint, daß Sie Ihren Herzog nicht lieben." „Wie könnte ich ihn lieben!" rief ich aus. „Er hat meinen Großvater um sein Amt und sein Vermögen gebracht und ihn im Kummer sterben lassen. Er hat meinen Vater geplündert und meine erste Jugend verbittert. Und jetzt versagt er mir die Entschädigung, die für mich um so notwendiger ist, als ich bisher immer noch ohne Gehalt Ihrer Majestät zu dienen die Ehre habe."

„Geben Sie mir eine Denkschrift über Ihre Ansprüche und seien Sie ganz beruhigt." Ich dankte und machte mich an diese Denkschrift.

Tags darauf kam Jemand aus der Kanzlei des Grafen Panin zu mir mit der Aufforderung, mich zum Grafen zu begeben. Ich ging sofort zu ihm: „Sie haben," sagte mir der Minister mit seiner gewöhnlichen Sanftmut, „dem Herzog in zu großer Erregung geschrieben. Die Kaiserin will Ihre Lebhaftigkeit übersehen. Aber aus Interesse, das Sie mir einflößen, rate ich Ihnen, einen jener Briefe, ... Sie verstehen mich, — um der Form willen zu schreiben." „Ich werde gehorchen und morgen die Ehre haben, Ew. Exzellenz meinen Brief vorzulegen." „Kommen Sie morgen zum Diner zu mir und dann können Sie ihn mir zeigen."

Ich war in Verlegenheit, das, was ich Repnin gesagt hatte, mit meinem dem Grafen Panin gegebenen Versprechen in Einklang zu bringen. So schrieb ich denn einen doppelsinnigen Brief, der im Grunde nichts als ehrerbietige Verspottung ohne ein Wort der

*) Ich war fest entschlossen, den Dienst zu verlassen, wenn man, um dem Herzog einen Gefallen zu thun, mir auch nur eine Stunde Arrest dekretiert hätte.

Entschuldigung war. Als ich zum Diner beim Grafen Panin eintraf, fand ich dort den Fürsten Repnin, der mich zu meinem Erstaunen sehr verbindlich und durchaus in anderer Weise begrüßte, als er sich vor ein Paar Tagen mir gegenüber benommen hatte. Nach dem Diner näherte ich mich dem Minister, um ihm meinen Brief vorzulegen. „Zeigen Sie ihn doch dem Fürsten Repnin," sagte er, „mag er ihn lesen und das genügt." Repnin las ihn, lächelte und gab mir den Brief mit den Worten zurück: „Ich wünsche, daß sich der Herzog dadurch befriedigt fühlt." „Er wird es wohl müssen, mein Fürst."

Der Brief, den ich verfaßt hatte und mit dem der Herzog sich zufrieden gab, lautete:

„Des presonnes respectables m'assurent que la dernière lettre, que j'ai eu l'honneur d'adresser à V. A., a été regardée par Elle comme peu conforme au sentiment de respect que je Vous dois, Monseigneur. Je supplie V. A. de séparer les faits simplement historiques de ma lettre d'avec le sentiment profond,*) que je Lui ai voué dès ma plus tendre eunesse et dont rien ne changera la force et la vérité. Daignez, Monseigneur, agréer cette assurance ainsi que celle du respect infini, avec lequel j'ai l'honneur" etc.

So zog ich mich aus der peinlichen Angelegenheit. Aber der Wahrheit die Ehre, meine Erbitterung gegen den Herzog war nur noch gewachsen.

Als ich dem Fürsten Potomkin meine Denkschrift übergab, war er allein. Ich wagte ihm zu sagen: „Giebt es denn kein Mittel, herbeizuführen, daß Kurland von einem erleuchteteren, menschenfreundlicheren und edleren Fürsten regiert werde. Warum sollte die Kaiserin, diese hochherzige Herrscherin, uns nicht gestatten, eine freie Wahl zu treffen? Biron hat sich zehn Mal der Felonie schuldig gemacht, so daß er nach den Grundgesetzen seines Lehns verlustig gehen müßte!" Trotz der wachsenden Aufmerksamkeit, mit der der

*) de mépris, versteht sich.

Fürst mir zuhörte,*) warf er mit gleichgiltiger Miene und in schleppendem Tone hin: „Zehn Vergehen der Felonie! Das ist viel. Können Sie mir nur ein einziges evident nachweisen?“ „Ja, mein Fürst, ich übernehme, Ihnen darüber eine Denkschrift zu übergeben.“ „Gut, thun Sie das. Ich werde Michelsohn, der morgen hier eintrifft, sagen, daß ich Sie einstweilen hier behalte.“

Nachdem ich mein Momoire beendet und übergeben hatte, gab ich mich den Vergnügungen der Gesellschaft hin. Ich wurde dabei mit einem jungen Manne Namens Fromandière bekannt, einem schönen Manne, dessen offenes Wesen auf einen ehrenwerten Charakter schließen ließ. Er trug Husaren-Uniform und hatte als Freiwilliger in der russischen Armee zwei Feldzüge mitgemacht. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen, und zwanzig Jahre haben unsere Freundschaft nur noch befestigen können. Er wohnte im selben Hôtel mit mir. Bald darauf wurde der Major Palmenbach mit uns bekannt und vergrößerte unseren kleinen Kreis von Freunden.

Damals war die Buonafini die erste Sängerin der großen italienischen Oper in Petersburg. Mein Freund Fromandière machte mich mit ihr bekannt und stellte mich ihr als Musikfreund vor. Sie sah viele Herren der guten Gesellschaft bei sich, wobei stets der beste Ton herrschte. Mit welchem Entzücken hörte ich sie oft singen! Oft vereinigten sich bei ihr die ersten Sänger der Oper und führten Trio's und Quatuors in größter Vollkommenheit auf. Auch Paësiello erschien bisweilen bei ihr. Er beehrte mich mit seiner Freundschaft, da er die Wahrheit meines Enthusiasmus für die Musik sah. Er lud mich ein, ihn zu besuchen, wobei er mir einmal

*) Der Fürst Potemkin trug sich damals mit dem Plane, das Herzogtum Kurland zu erlangen (Conf. den von Bilbassow im Januar-Hefte des Jahres 1895 in seiner Abhandlung über die Vereinigung Kurlands mit Rußland mitgeteilten Brief der Kaiserin Katharina II. an den russischen Botschafter in Warschau, Grafen Stackelberg, vom 2. Mai 1776, wo es einfach heißt: „Ich beabsichtige ihm das Herzogtum Kurland zu geben.“) Der Plan war, Polen zu veranlassen, den Fürsten Potemkin mit Pilten als einem Herzogtum zu belehnen und ihm dabei zugleich die provisorische Investitur für Kurland zu verleihen. (Anmerkung des Herausgebers.)

ſagte: „Die Muſik hat ebenſo ihre Heuchler, wie die Religion. Man heuchelt eine Leidenſchaft für dieſe bezaubernde Kunſt und hat doch weder Ohr noch Seele für ſie. Aber ich täuſche mich darüber nicht.“

Eines Tages ſtellte mir die Buonafini einen Italiener Namens Mattei vor, deſſen Kleidung und Aeußeres einen Impreſſario der Opern ankündigte. „Sie ſehen,“ ſagte ſie dabei, „häufig die Herzogin von Kurland und viele Damen bei ihr. Sie könnten wohl das Unternehmen des Herrn Mattei unterſtützen, der eine Opera Buffa hierher kommen laſſen will, wenn er nur auf eine gewiſſe Anzahl von Abonnenten für die Logen rechnen könnte.“ Ich verſprach, mich der Sache mit dem größten Vergnügen anzunehmen, wenn er mir einen Proſpektus in italieniſcher Sprache geben wollte. Ich würde ihn ins Franzöſiſche überſetzen. Das geſchah und bei einem Diner bei der Herzogin, wo ich von dem Unternehmen ſprach, wurden ſofort 6 Logen des erſten und 4 des zweiten Ranges abonniert. Mein Unternehmer war entzückt und nach 5 bis 6 Wochen langte die ganze Truppe aus Kopenhagen an. Mattei hatte ein großes Haus für ſie gemietet, wo ſie Alle wohnten. Der Impreſario gab ein großes Souper, zu dem ich auch eingeladen wurde. Er ſtellte mich als ein Mann vor, der ſich für das Gelingen des Unternehmens lebhaft intereſſiert habe und das wandte mir die Freundſchaft der ganzen Geſellſchaft zu. Man war überaus heiter, ſang Kanons und ſpielte nach dem Souper allerlei kleine Spiele. Die Italiener ſind vielleicht die fröhlichſten Menſchen. Es iſt nicht ſo ſehr eine Heiterkeit des Geiſtes, als des Herzens, die durch ihre Natürlichkeit für ſich gewinnt. Ich war von der italieniſchen Truppe ganz hingenommen, beſuchte ihre Proben und die Schauſpielerinnen, ſoweit meine Zeit es mir irgend erlaubte, ſo daß man mich in den großen Geſellſchaften kaum mehr ſah.

Unterdeſſen ſchwanden meine Geldmittel in bedenklicher Weiſe, obgleich meine Vergnügungen mir nichts koſteten. In Petersburg muß man einen Wagen haben und das allein iſt ſchon ſehr koſtſpielig.

Der Fürſt Potemkin hatte meine Denkſchrift mit Aufmerkſamkeit geleſen und ſich dem General Michelſohn gegenüber über ſie lobend

geäußert. Michelsohn beglückwünschte mich darüber. Da er bemerkt hatte, daß ich niedergeschlagen war und vermutete, daß pekuniäre Sorgen die Ursache waren, so bot er mir Geld an. Ich nahm es auf Abschlag meines Gehalts, das ich zu erwarten hatte, da ich infolge des Avancements des ältesten Majors in die Zahl der gagierten Offiziere einrücken sollte.

Der Fürst Potemkin hatte damals zum Kanzlei-Chef den Oberst T . . . Dieser war sehr erstaunt gewesen, von mir nur eine Visitenkarte gesehen zu haben, während doch alle Welt ihm den Hof machte. Indessen war er immer sehr höflich gegen mich, bis er erfuhr, daß der Fürst sich über mich günstig geäußert hatte. Von da ab wurde er gegen mich kälter. Ich kümmerte mich darum nicht und hatte darin Unrecht.

Eines morgens traf ich bei Michelsohn einen schönen Mann in Kürassier-Uniform. Als er erfahren hatte, wer ich war, kam er auf mich zu und sagte mit einer Miene der Offenheit, die von vorn herein ihm die Herzen gewann: „Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen. Sie haben meine Eroberung durch einen Ihrer Briefe gemacht.“ „Das ist sehr glücklich für mich, aber ich begreife nicht . .“ „Ich bin der Oberstleutnant Pahlen,*) meine Frau ist eine Kousine von Ihnen, die Großtochter eines Heyking. Ich habe in Mitau Ihren Brief an den Herzog gelesen, in dem Sie sagen, daß er Kurland weder gekauft noch erobert habe. Diese Phrase hat mir unendlich gefallen.“ Das war meine erste Bekanntschaft mit Pahlen, über den ich in der Folge mehrmals zu reden haben werde. Da er auch mit Palmenbach und Fromandière bekannt war, so sah ich ihn oft bei diesen Herren und seine Eigenschaft als Kurländer,**) wie sein offenes Wesen gewannen mein ganzes Vertrauen.

Ich teilte ihm meine beiden Denkschriften mit. Er las die zweite zwei Mal durch und sagte mir allerlei schmeichelhafte

*) Die Familie Pahlen ist ein altes Adelsgeschlecht, das in Estland, Schweden und Rußland bekannt ist.

**) Er hatte 1778 das kurländische Indigenat erhalten.

Dinge über beide. „Aber," fügte er hinzu, „Sie werden nichts erlangen, wenn Sie nicht T... ins Interesse ziehen. Ich habe ihm z. B. ein kleines silbernes Tafelgeschirr im Werte von 2000 Rubel gespendet, um das Karabinier-Regiment von Jamburg zu bekommen." „Was, Sie geben ihm 2000 Rubel?" „Gewiß und ich werde dafür 12 Tausend jährlich gewinnen. Machen Sie dasselbe und Sie werden sehen, welche Wendung Ihre Angelegenheiten nehmen werden." „Ich will niemals was erkaufen." „Um so schlimmer für Sie; man muß säen, wenn man ernten will." Ich unterdrücke den Rest dieses Gesprächs. Aber ich gestehe, daß er besser als ich den herrschenden Geist verstanden und faktisch in allen diesen Dingen Recht hatte. Vierzehn Tage darauf hatte er das Regiment, das er zu erhalten gewünscht.

Unterdessen hatte der polnische Reichstag, auf dessen Ausspruch in Betreff des Herzogs Alles ankam, bereits begonnen. Ich brachte dem Fürsten Potemkin ein letztes Memoire über die Ausführung seines Planes. Er las es mit großer Aufmerksamkeit und legte es mit den Worten: „Das ist sehr gut," auf seinen Tisch.

Einige Wochen waren verstrichen, ohne daß man mit mir über die Angelegenheit gesprochen hätte, als der Fürst mich eines Tages kommen ließ und mir sagte: „Halten Sie sich bereit. Sie werden morgen als Kurier nach Warschau geschickt werden." „Wenn es sich um die bewußte Angelegenheit handelt, Durchlaucht, dann ist es zu spät. Der Reichstag in Warschau wird in 5 Tagen geschlossen sein." Er verzog die Miene, antwortete aber nichts. Am anderen Tage um 10 Uhr morgens sagte er mir: „Sie werden heute Abend um 4 Uhr abreisen." Dabei gab er mir einen einfachen Brief der Kaiserin an Stackelberg und fügte hinzu: „Beeilen Sie sich, in Warschau anzükommen. Wenn der Reichstag noch nicht geschlossen ist, so hat der Botschafter die Ordre, dafür zu sorgen, daß er fortdauere. Uebrigens habe ich Grund anzunehmen, daß der Reichstag noch nicht geschlossen." „Verzeihung, Durchlaucht, ich kann erst in 6 Tagen in Warschau ankommen und von morgen in 4 Tagen muß der Reichstag nach dem Gesetze geschlossen sein. Ich bitte, nicht an

meinem Eifer zu zweifeln.“ „Reisen Sie nur; in meiner Kanzlei wird man Ihnen Geld und Paß geben.“ Ich empfing Alles und reiste in Verzweiflung darüber ab, daß ich offenbar eine vergebliche Reise machen würde.

Was ich vorausgesehen und dem Fürsten Potemkin vorausgesagt hatte, war eingetreten. Ich traf am Montag früh in Warschau ein und der Reichstag war bereits am Sonnabend um 10 Uhr abends geschlossen worden. Ich schrieb sofort an den Fürsten und der Botschafter that dasselbe. Aber bald wurde mir klar, daß, wenn die Kaiserin auch dem dringenden Anliegen Potemkins nachgegeben und ihm einen betreffenden Brief an den Botschafter gewährt hatte, ihre wahre Absicht doch nicht auf ein Gelingen seines Wunsches gerichtet gewesen war. Der Graf Stackelberg, als er sah, daß ich vom Fürsten Potemkin mit einer ihn persönlich betreffenden Verhandlung ausdrücklich betraut war, verdoppelte seine Aufmerksamkeit gegen mich, was diejenigen, die die geheime Bewandtnis nicht kannten, in Erstaunen setzte und ärgerte. — Einige Zeit darauf gab mir der Graf Stackelberg Aufträge für Berlin und unter anderem einen Brief an unseren Gesandten in Berlin, den Fürsten Dolgoruki. Diesem Briefe, in dem der Graf sich über mich in sehr schmeichelhafter Weise ausgesprochen hatte, verdankte ich einen sehr guten Empfang. Ich hatte auch das Glück, Friedrich dem Großen vorgestellt zu werden. „Ihr Name,“ sagte mir der König in gnädiger Weise, „erinnert mich an die vortrefflichen Offiziere, die ich in meiner Armee gehabt und noch habe.“ Er fragte mich darauf über meine Uniform, über Petersburg u. a. Ich war erstaunt über die feste Stimme und den leuchtenden Blick des Genies, die der König sich in seinem vorgerückten Alter noch bewahrt hatte. Alle Welt kennt die Höflichkeit, die die Prinzen Ferdinand und Heinrich, wie ihre Gemahlinen, allen Fremden, die ihnen vorgestellt wurden, erwiesen.

Mit mir wurden zwei Engländer Howard vorgestellt und bald darauf machte ich die Bekanntschaft ihres Begleiters Navelle, eines jungen Genfer im Alter von 27 bis 28 Jahren, der zum Pastor bestimmt war. Dieser junge Mann, der sich durch reiche Kenntnisse, nament-

lich auch auf dem Gebiete der griechischen und hebräischen Sprache, auszeichnete, führte mich bei dem berühmten jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn ein. Es ist bekannt, daß er in der deutschen Literatur, wie in seiner Nation Epoche gemacht hat. Wenn die berühmtesten Schriftsteller ihm den Beinamen des modernen Plato zuerkannt hatten, wenn sein Genie um so außerordentlicher erschien, als er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, so war die Natur in physischer Hinsicht nicht gütig gegen ihn gewesen. Er war ein kleiner, verwachsener Mann mit schwacher Gesundheit; dazu fehlte es ihm an Vermögen. Aber sein Feuereifer für das Studium hatte Alles überwunden.*) Die Unterhaltung mit ihm war nicht nur belehrend, sondern überaus angenehm. Er drückte sich mit Klarheit, Präzision und Kraft aus. Wir sprachen über den Pentateuch und die Kommentare der Rabbiner. Er verwarf mehrere derselben, aber über die heiligen Bücher selbst sprach er mit tiefer und voller Ueberzeugung. Wir hätten gern seine Anschauungen über das Christentum kennen gelernt, aber er bat uns, hierüber mit ihm nicht zu sprechen. „Ich habe," sagte er, „in dieser Beziehung nur zuviel Unruhe und Unannehmlichkeiten erlebt und mir zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, über diesen Gegenstand niemals zu diskutieren."

Von Mendelssohn ging ich zu Formey, dem beständigen Sekretär der Berliner Akademie, und übergab ihm einen Brief, der mich bei ihm einführte. Formey war ein Mann, der durch sein Leben achtbar und durch seine Kenntnisse und Liebenswürdigkeit ausgezeichnet war. In Berlin, wie ich glaube, geboren und erzogen, hatte er in seinem Stile nicht die Reinheit und Eleganz der guten französischen Autoren. Ich fand im Allgemeinen, daß die französischen Refugié's**) in Berlin, obgleich sie nur französisch sprachen, in dieser Sprache einen eigentümlichen und nicht grade angenehmen Akzent und sogar fehlerhafte Redewendungen angenommen hatten. Die französische Kolonie

*) Zu vergleichen Mirabeau's Schrift: Ueber Moses Mendelssohn und seine Werke, gedruckt in London 1787.

**) d. h. die in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes emigrierten Franzosen.

erfreute sich übrigens durch ihr würdiges Leben, ihre Kenntnisse und ihre Höflichkeit gegen Fremde allgemeiner Achtung.

Ich erwähne hier noch zweier Bekanntschaften, die ich in Berlin machte und von denen ich in der Folge sprechen werde: den Marquis Lucchesini, der sich damals bemühte, vom preußischen Hofe für die diplomatische Laufbahn verwandt zu werden und Mad. de Mombart, die durch ihre Kenntnisse, ihre schriftstellerischen Leistungen und zugleich ihr angenehmes Aeußere und ihren liebenswürdigen Geist ohne alle Ansprüche bemerkenswert war.

Nach Beendigung meiner Geschäfte verließ ich Berlin. Da der dortigen Freimaurer-Loge anonyme Briefe zugegangen waren, in denen behauptet worden war, daß ich mich fälschlich für einen russischen Major ausgäbe, der ich gar nicht sei, wandte ich mich in Begleitung des Fürsten Sapieha in Warschau an den Grafen P...., den ich für den Autor dieser Verleumdungen hielt, und verlangte Erklärungen. Er erklärte mir schriftlich, daß er nicht nur an diesen Verleumdungen unbeteiligt sei, sondern von ihnen auch nichts wisse. So schien Alles erledigt. Aber es giebt niedrige Seelen, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, Zwietracht und Unruhe zu säen und unter dem Vorwande, sich für uns zu interessieren, sich darin gefallen, Aeußerungen zu hinterbringen und zu vergrößern. Das Alles brachte mich zu solcher Wut, daß ich den Grafen P... fordern ließ, wobei ich ihm die Wahl der Waffen und des Orts überließ. Er ließ mir antworten, daß unaufschiebbare Geschäfte ihn zwängen, unsern Kampf auf 8 Tage zu verschieben, daß er aber die Forderung gegen seine Grundsätze annehme und den Herrn de S... mit der Regelung des Weitern beauftrage. Wir schlugen uns in Wola auf Pistolen. Zweihundert Personen waren Zeugen, unter anderen der General Essen, die Grafen Potocki, Czapski 2c. Die Vorsehung lenkte, wie Alles, so unsere Kugeln, ersparte mir eine Tötung und rettete mein Leben.

Bald darauf erhielt ich von meinem Onkel, dem Direktor der piltenschen Ritterschaft, das Indigenats-Diplom für den General Michelsohn. Der General war sehr erfreut und empfing mich im Regimente mit Auszeichnung. Ich blieb dort einige Wochen, die

mir wie Jahrhunderte vorkamen. Glücklicher Weise gab mir eine Veränderung der Uniform Veranlassung, den General zu bitten, mich nach Warschau zu schicken, um sie dort wohlfeiler machen zu lassen. Man erlaubte mir, dort 6 Monate zu bleiben und als diese Frist verstrichen war, berichtete ich, daß ich krank sei, worauf ich die Erlaubnis erhielt, dort bis zu meiner Genesung zu bleiben.

Der Friede von Teschen war von Rußland diktiert worden, das, um den Abschluß zu beschleunigen, ein ansehnliches Armee-Korps hatte vorrücken lassen. Bald darauf wurde auch der Friede mit der Türkei geschlossen. Unter solchen Umständen wurde in mir der Wunsch immer lebhafter, den Militär-Dienst aufzugeben und in die Diplomatie überzugehen. Ich sprach darüber mit dem Grafen Stackelberg, der mir versprach, mich bei der ersten Gelegenheit als Kurier nach Petersburg zu senden und mir, da der Graf Panin mittlerweile gestorben war, einen Brief an den Grafen Ostermann mitzugeben.

Die Gelegenheit fand sich bald. Ich reiste ab und übergab dem Minister meinen Brief. Graf Ostermann schien ganz gut gestimmt, wozu vielleicht der Umstand beitrug, daß seine Frau eine intime Freundin der Generalin Heyking war. Der Fürst Potemkin, dem ich auch Depeschen zu übergeben hatte, erschien mir kälter als früher. Er stellte mir über Stackelberg einige Fragen, aus denen man entnehmen konnte, daß er den Verdacht hegte, Stackelberg habe seine Wünsche nicht aufrichtig vertreten. Ich hatte die ungeschickte Ehrlichkeit, Stackelberg zu verteidigen und zu rechtfertigen.*) Der Fürst schwieg. Wie man mir später hinterbrachte, hat der Fürst, als ich sein Kabinet verlassen gehabt, geäußert: „Das ist eine Kreatur von Stackelberg; gut, daß man das weiß."

*) Pahlen erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß er in einer ähnlichen Lage umsichtiger gehandelt habe. Sein Wohlthäter, der Botschafter Saldern, habe ihn nach Petersburg geschickt, um ihn zu rechtfertigen. Als er erfahren gehabt, daß Saldern bei Hofe schlecht angeschrieben sei, habe er sich gegen ihn erklärt. Er erzählte das in Gegenwart des Geheimrats Schöppingk, der ebenso wie ich über diese Erzählung erstaunt war.

Einige Tage ſpäter empfing mich der Graf Oſtermann ſehr kalt und antwortete mir auf meine wiederholte Bitte, bei der Geſandtſchaft in Warſchau angeſtellt zu werden, das könne nicht geſchehen, weil man dadurch denen, die bereits in der Karrière ſeien, Unrecht thäte. Der trockene und unangenehme Ton des Grafen ſetzte mich in Erſtaunen. Ich erzählte davon Frau v. . . . Sie verſprach mir, nach der Urſache dieſes plötzlichen Wechſels in der Stimmung des Grafen zu forſchen. Da erfuhr ich endlich, daß K . . . mir den böſen Dienſt geleiſtet habe, dem erſten Beamten des Departements des Auswärtigen mitzuteilen: „es ſei doch bedauerlich, daß ich bei den Talenten, die man mir nicht abſtreiten könne, mich dem Trunke ergeben habe; er halte es für ſeine Pflicht, zu warnen, damit auf geheime Weiſe der Chef des Kollegiums des Auswärtigen ſolches erfahre.“ Ich war entrüſtet, mußte aber, da ich mein Ehrenwort gegeben hatte, dieſe vertrauliche Mitteilung weder in Petersburg, noch in Warſchau zu enthüllen, dieſe infame Verleumdung in meinem Herzen begraben. Nichts als Neid war die Urſache dieſer Nichtswürdigkeit. Ich bemühte mich, auf indirektem Wege dieſen Eindruck zu verwiſchen, der dieſe heimtückiſche Zuflüſterung auf den Grafen Oſtermann bereits gemacht hatte. Ich bat den General Michelſohn, der eben in Petersburg angekommen war, die erſte Gelegenheit zu benutzen, den Fürſten Potemkin vor dergleichen Eindrücken zu bewahren und ihn zu bitten, mich aus dem Militär-Dienſte in den Zivil-Dienſt übergehen zu laſſen, oder mich in ſeinem Stabe für die franzöſiſche und deutſche Korreſpondenz zu verwenden. Ein glücklicher Zufall war meinen Wünſchen förderlich.

Michelſohn befand ſich beim Fürſten, als es ſich gerade darum handelte, ſofort einen franzöſiſchen Brief an den König von Polen ſchreiben zu laſſen. Derjenige, der ihn hätte redigieren müſſen, war nicht anweſend. Da bemerkte Michelſohn dem Fürſten, daß ich im Saale*) anweſend ſei und daß er mich für fähig halte, das Gewünſchte auszuführen. Ich wurde gerufen und der Fürſt gab mir

*) In dieſem Saale hielten ſich die Offiziere des Gefolges des Fürſten Potemkin und die Generäle auf.

an, worum es sich handelte. Es gelang mir, den Gedanken des Fürsten in zwölf Zeilen wiederzugeben; dazu kam, daß meine Handschrift damals gut war. Kurz, der Fürst schien sehr befriedigt. Als ich das Kabinet verlassen hatte, hat der Fürst, wie mir Michelsohn erzählte, seine Zufriedenheit ihm gegenüber ausgesprochen, und Michelsohn die Gelegenheit benutzt, ihm zu sagen, daß ich den Wunsch hege, in seinem Stabe angestellt oder ins Departement des Auswärtigen übergeführt zu werden, daß man den Grafen Ostermann gegen mich eingenommen habe, daß aber die Fürsprache des Fürsten mich durch einen „Imennoi-Ukas" dazu bringen können. Dazu hat Michelsohn allerlei schmeichelhafte Dinge über meinen Charakter, meine Redlichkeit und Verschwiegenheit gesagt. „Nun gut," hat der Fürst darauf geantwortet, „mag er hier bleiben; bei der ersten Vakanz werde ich ihn in meinem Stabe anstellen."

Ich dankte dem Fürsten und so war ich nun in Petersburg mit viel Hoffnungen, aber wenig Geld. Allerdings wohnte ich bei der Generalin Heyking, so daß mir die Wohnung und die Tafel nichts kostete, aber die Equipage und andere notwendige Dinge fingen an, mich zu genieren.

Ich bewegte mich nur in der besten Gesellschaft. Im Hause der Prinzessin von Holstein-Beck machte ich die Bekanntschaft des liebenswürdigen Fräuleins Iwkow*) und besuchte neben der Herzogin von Kurland auch die Prinzessin von Kurland,**) die Schwester des Herzogs, obgleich diese beiden Damen mit einander verfeindet waren. Wenn mir die Annehmlichkeiten der Gesellschaft die Augen für meine schlimme Lage hätten verschließen können, so hätte ich mich für reich halten können. Aber die Sorgen überwältigten mich endlich und ich erkrankte ernstlich. Ich war zu stolz, als daß ich meine Lage hätte bekannt werden lassen und so wäre ich wohl unterlegen, wenn mir nicht ein Freund, der die Ursache meines Leidens erriet, 500 Rubel auf 3 Jahre ohne Zinsen geliehen und mir dadurch

*) Später Baronin Tschertskanow.

**) Sie war zuerst mit dem Kammerherrn Tscherkassow verheiratet gewesen, nun aber von ihm getrennt.

zur Genesung verholfen und mir das Leben gerettet hätte. Unterdessen beschwor ich den Fürsten, mein Schicksal zu entscheiden. „Haben Sie Geduld," antwortete er mir, „ich werde Sie nicht vergessen."

Es war um diese Zeit, daß der berüchtigte Cagliostro von Mitau, wo er alle Köpfe verdreht hatte, in Petersburg ankam. Er hatte einen sehr dringenden Empfehlungsbrief vom Herrn v. d. Howen an mich, den er mir unmittelbar nach seiner Ankunft überbrachte. Da er ein schlechtes Französisch sprach, so antwortete ich ihm italienisch. Die Art, wie er sich in dieser Sprache ausdrückte, ließ einen Mann aus niederer Sphäre und von geringer Bildung erkennen. Er lud mich ein, die Gräfin, seine Gemahlin, die er Großmeisterin des Ordens de l'adoption nannte, zu besuchen. Unterwegs vertraute er mir an, daß die Gräfin, seine Frau, eine geborene Principessa della Croce sei und brachte eine Menge Prahlereien vor, die des Klowns einer Gauklerbande würdig waren.

Seine Frau hatte das Aussehen einer passierten Person; ihre gerötheten Augen ließen die Spuren vergossener Thränen erkennen und ihre Haltung und Sprache, die weniger ordinär waren, als die ihres Mannes, charakterisierten sie als eine jener bedauernswerten Gauklerinnen, die man gegen ihren Willen tanzen läßt. „Umarme," schrie er mit dem Tone eines Besessenen, „diesen berühmten Bruder. Er ist von unserem Orden."

Nach einigen allgemeinen Redensarten sagte Cagliostro: „Ich bin gekommen, um die große Katharina, diese Semiramis des Nordens, zu sehen und um das große*) Licht hier im Osten zu verbreiten. Erzogen in den Pyramiden Egyptens, habe ich dort die „okkulten" Wissenschaften erlernt und bin der Chef der Fürsten R . . . C . . ." Dabei erhob er sich und zeigte mir einen Stern und roten Turban mit den Worten: „Das sind die Zeichen meines Grades. Ich sah mir den Stern an; er war ganz einfach der Stern des Stanislaus-Ordens, aus dem man die Chiffre des Königs weggenommen und an deren Stelle eine rote Rose angebracht hatte.

*) Das Wort „groß" wurde von ihm besonders bevorzugt.

Ich erlaubte mir, ihm bemerklich zu machen, daß das ja der Stern des Stanislaus-Ordens sei, abgesehen von der Rose. Er schien ein wenig in Verwirrung zu geraten, faßte sich aber bald und sagte: „Sie haben ganz Recht. In der That hat mir ihn der Bruder H . . gegeben, weil mir mein Stern auf der Reise von Rom gestohlen worden ist. „Kennen Sie das?" sagte er darauf mit dem Tone einer lächerlichen Ueberlegenheit. Es war ein Blatt Papier, das mit kabbalistischen Hieroglyphen bedeckt war, von denen ich mehrere Zeichnungen bei dem Alchymisten Bernhardi, bei Detoux, Schlich, Putz u. a. gesehen hatte. Ich beprüfte das Blatt einen Augenblick und bemerkte: „Ich kenne die Bedeutung dieser Hieroglyphen nicht; aber ich werde Ihnen, wenn Sie es wünschen, morgen zehn ähnliche Blätter bringen, von denen Sie ebenso wenig wie ich irgend etwas verstehen werden." „Ich verzeihe Ihnen," erwiderte er mit einer verletzten Miene, „Ihren Unglauben und Ihre Unwissenheit. Denn Sie sind trotz Ihrer freimaurerischen Grade erst ein Kind im Orden. Aber wenn ich wollte," fügte er mit dem Tone eines richtigen Marktschreiers hinzu, „würde ich Sie erzittern machen." „Ja vielleicht, wenn Sie mir das Fieber beibrächten." „Was ist das Fieber für den Grafen Cagliostro, der über die Geister gebietet! Hat Ihr Freund Howen Ihnen denn nichts über meine Macht geschrieben?" „Nicht ein Wort." „Nun, so wissen Sie denn . . ."

Hier wurden wir durch einen Diener des spanischen Geschäftsträgers unterbrochen, der den Herrn Cagliostro, da er Spanier sei, bitten ließ, sofort zu ihm zu kommen. Das Wort erstarb auf Cagliostro's Lippen. Als er sich ein wenig erholt hatte, sagte er, indem er die Stimmen des Inspirierten sinken ließ: „Was will dieser kleine Geschäftsträger, mit dem ich nichts Gemeinsames habe, von mir? Ich werde ihn laufen lassen." *) „Dazu rate ich Ihnen nicht; er könnte Ihnen die Polizei auf den Hals laden." Er versprach, am nächsten Tage zum Geschäftsträger zu kommen und bat mich, da es nahe an ein Uhr war, bei ihm zum Mittage zu bleiben.

*) Der italienische Ausdruck war viel stärker und kann hier nicht wiedergegeben werden.

Ich nahm die Einladung an, weil es mir Spaß machte, meinen Mann, der mir der unverschämteste und unwissendste Charlatan zu sein schien, zu studieren. Es zeigte sich in der nun beginnenden Unterhaltung, daß er z. B. keinen vernünftigen Gedanken über die Physik und die Chemie hatte. „Die Chemie," sagte er, „ist eine Thorheit für denjenigen, der die Alchymie versteht und die Alchymie nichts für einen Mann, der über die Geister gebietet. Was mich betrifft, so habe ich Gold," dabei schlug er auf die Dukaten in seiner Tasche, „und Diamanten;" dabei zeigte er einen Ring mit kleinen, schlecht gefaßten Diamanten, „aber das Alles verachte ich und setze mein Glück auf die spirituelle Macht, die ich über die Wesen ausübe. So stelle ich die erste Klasse über den Menschen dar. Es sind die Seelen der Verstorbenen, die ich durch meine Beschwörungen zwinge, zu erscheinen und mir auf meine Fragen zu antworten." Ich konnte mich nicht enthalten zu lächeln. „Ich ärgere mich nicht über Ihren Unglauben," sagte er, „Sie sind nicht der erste starke Geist, den ich unterworfen und pulverisiert habe.*) Welchen Ihrer verstorbenen Verwandten wollen Sie sehen?" „Meinen Onkel, aber unter einer Bedingung." „Unter welcher?" „Daß ich auf die Gegend, wo mir der Geist erscheinen wird, aus einer Pistole schießen darf. Da es doch nur ein Geist sein wird, so kann ich ihm ja nichts anthun." „Nein, Sie sind ein Ungeheuer. Ich werde Ihnen niemals etwas zeigen; Sie sind dessen nicht würdig," und dabei stürzte er wie ein Rasender ins andere Zimmer. Seine Frau hatte die Miene, Furcht zu haben und sagte, daß sie vor seinem Zorn zittere. „Und ich lache darüber; denn Alles das kann nur Kinder erschrecken." Er blieb einige Minuten fort und kam dann mit einem heitern Gesichtsausdrucke zurück. „E brave! L'ho saggiatto ... e vedo che lei é un bravo cavaliere ... tanto meglio" ... Er schien von mir entzückt zu sein und sagte mir: „Die Zeit wird Sie den Grafen Cagliostro und seine Macht erkennen

*) „Che ho soggiocato et sminuzzato." Ich kann diese Unterhaltung wörtlich wiedergeben, weil ich sie mir zu Hause sofort niedergeschrieben habe und die Notizen mir vorliegen.

lassen.“ Darauf sprach er mit mir nicht mehr über die Geister. Tages darauf ging er zum spanischen Geschäftsträger, Herrn v. Normandez, der ihn als Abenteurer behandelte und ihm verbot, sich einen spanischen Grafen und Obersten in spanischen Diensten zu nennen. Aber er hatte das Talent, den Grafen Melissino, den Chevalier C . . und viele Andere für sich zu gewinnen, bis er endlich entlarvt wurde und den Befehl erhielt, Petersburg zu verlassen. Das Alles geschah nach meiner Abreise, die wenig Tage nach meiner Zusammenkunft mit dem „Meister über die Geister“ erfolgte.

Durch welches Blendwerk hatte dieser Mensch den größten Teil des kurländischen Adels während seines Aufenthalts in Mitau gewonnen? Der Graf Medem,*) seine Tochter, Frau v. d. Recke,**) Herr v. d. Howen und viele Andere sahen ihn damals als einen höheren Menschen an. Diese moralische Blindheit ist unerklärlich; aber es war der Wahn der Zeit, die andere Thorheiten vorbereitete. Die lächerlichste Meinung, wenn sie allgemein wird, trübt längere Zeit die Vernunft und das gesunde Urteil. —

Der Fürst Potemkin hatte nach mir geschickt und sagte mir, ich möge mich rüsten, morgen nach Warschau zu reisen; nach meiner Rückkehr werde er mir eine meinen Wünschen entsprechende Beschäftigung geben. Ich habe T . . im Verdachte, daß er, nachdem er das Wohlwollen des Fürsten für mich bemerkt, mir diesen Auftrag besorgt hatte, um mich zu entfernen. Die kürzeste Abwesenheit vom Hofe reicht dazu hin, dort vergessen zu werden.

Ich kehrte nach Warschau zurück. Bei meiner Durchreise durch Mitau bat mich meine Mutter, für Herrn v. B . . . den Titel eines Geheimrats des Königs zu erwirken und gab mir dazu 150 Dukaten. Herr v. K . . . bot mir 100, wenn ich für ihn den

*) Der Vater der Herzogin von Kurland. Ich nenne ihn, weil seine Tochter, Frau v. d. Recke, ihn in einer Schrift namhaft macht, die gedruckt und der Kaiserin Katharina II. gewidmet ist.

**) Sie ist durch mehrere Schriften bekannt, die sie besser gethan hätte nicht zu veröffentlichen.

polnischen Kammerherrn-Schlüssel besorge, und Herr v. Gr . . . verpflichtete sich, mir 500 zu zahlen, wenn ich übernehmen wollte, den Fortgang des Prozesses, den er in Warschau hatte, zu überwachen.

Ich nahm das Versprechen der 500 Dukaten für den Fall an, daß er den Prozeß, bei dem es sich um 60 Tausend Thaler handelte, gewinnen würde.

Die beiden ersten Bitten erfüllte mir der König ohne weitere Schwierigkeiten. Ich hätte nun in Warschau einige Zeit ruhig leben können, wenn mich nicht die Liebhaberei für die Freimaurer beherrscht hätte.*) Ich nahm den Grafen Potocki in den Orden auf**) und da ich ihn an die Spitze der gesamten Freimaurer Polens und Litthauens brachte, so nahm der Orden eine Ausdehnung an, die der König, der immer auf Alle eifersüchtig war, die sich im Publikum eines gewissen Einflusses erfreuten, beunruhigte. Wir stifteten damals eine Loge der Damen. Das verdoppelte noch die Aufnahme unserer Logen, so daß wir gezwungen waren, sie nach Sprachen zu teilen, also in eine polnische, deutsche und französische Loge. Ich hatte als Sinnbild die Geschichte der Hypathia gewählt. Das gab ein Abzeichen und interessante Zeremonieen, die in gewisser Beziehung dem 3. Grade des Freimaurer-Ordens analog waren. Mit der Zeremonie verband ich Musik. Das verborgene Orchester konnte nichts sehen und führte auf Zeichen, die durch eine Glocke gegeben wurden, seine vorgeschriebenen Musikstücke aus.

Die Generalin Fürstin Czartoryska, die Fürstin Radziwill, die Krayczine Gräfin Potocka, die Marschallin Grafin Potocka,***) ihre

*) Wir haben diesen Abschnitt über die Freimaurerei beibehalten, weil er einen Einblick in die gesellschaftlichen Zustände Warschaus jener Zeit gewährt. (Anmerkung des Herausgebers.)

**) Ich entband den Grafen von den gewöhnlichen Zeremonieen und machte ihm in Gegenwart von drei andern Brüdern Mitteilungen bis zum 4. Grade. Bald darauf wurde er in die Regeln bis Nr. 7 eingeweiht.

***) Die Gemahlin des Grafen Ignaz, diese Frau von seltenem Geiste, herrlichem Herzen und großer Verdienste wurde infolge einer unglücklichen Niederkunft in der Blüte ihrer Jahre dahingerafft.

Schweſter, die Gräfin Stanislaus, die Gräfin Tyſzkiewicz, Nichte des Königs, mit einem Worte, Damen erſten Ranges und hervorragender Liebenswürdigkeit bildeten dieſe Loge, die nichts war als ein Band der Freundſchaft und ein geſelliger Vereinigungs-Punkt.

Aber in Republiken wird alles zur Kabale und Parteibildung. Es dauerte nicht lange, ſo waren zwei Parteien in unſeren Logen da, und es war ein Schweizer Namens Glaire*), der als Zünder diente und der geheime Chef der einen Partei war. Er war damals Sekretär des Königs und brachte ihn, die Schwäche des Königs kennend, zu der Meinung, daß Ignaz Potocki ſich nur der Freimaurerei bediene, um ſich in der Republik eine mächtige Partei zu ſchaffen, deren Chef er ſein würde.

Der König, der ſich leicht aufregte, gab ſich blindlings dieſem Märchen hin und Glaire erbot ſich, das Geheimnis zu ergründen, indem er ſich in den Orden aufnehmen laſſen wolle. Er wandte ſich an den Grafen Potocki ſelbſt, der, über jedes Mißtrauen erhaben, Glaire verſprach, ihn aufnehmen zu laſſen. Aber dieſer gab zu bedenken, daß es ſeinem Alter denn doch geziemend wäre, ihn von den Unannehmlichkeiten der erſten Prüfungen zu entbinden. Er bat darauf, gleich als Meiſter erſcheinen zu dürfen. Der Graf Potocki ſprach mit mir darüber und ich ſtimmte zu. Er erhielt die erſten Grade und nur zu bald mußten wir unſer Entgegenkommen bereuen. Er ſäete Zwietracht und Mißtrauen unter den Brüdern, und obgleich er ſich hinter den Kouliſſen hielt, ſo war es nicht ſchwer, ihn zu ſpüren.

Alle dieſe Zänkereien langweilten mich, und da ich den Prozeß des Herrn v. Gr. . . . gewonnen hatte, ſo gab ich dem Einfalle nach, meine 500 Dukaten in Spaa, Hollaud und England zu vergeuden. Ich erhielt vom Kriegs-Kollegium einen Jahres-Urlaub und reiſte am 3. Mai 1780 mit dem Grafen Mier nach Aachen ab.

Welche angenehme Erinnerungen würde mir der entzückende Aufenthalt in Spaa und Aachen bieten, wenn das Spiel und andere

*) Er war anfänglich Privatſekretär des Grafen Rzewuski und ging ſpäter in den Dienſt des Königs über.

Thorheiten sich nicht hineingemischt hätten. — Die Saison dieses Jahres war glänzend. Der Prinz Heinrich von Preußen, die Prinzessin von Oranien, ihre Schwester und eine Menge französischer und englischer Damen fanden sich dort. Selbst der Kaiser Joseph II. erschien in Aachen, ich weiß nicht, in welchem Anlasse. Er besuchte die Marschallin Fürstin Lubomirska, bei der ich mich gerade befand, und ich hatte das Glück, diesen Souverän, der sonderbar, aber sehr liebenswürdig und geistreich in der Konversation war, ganz nahe zu sehen. Ich machte auch die Bekanntschaft des Abbé Raynal, der stets zu deklamieren liebte und in seine Phrasen verliebt war. Der bekannte Grimm, dessen lächerliche Seiten Rousseau so gut schildert, kam auch nach Spaa und spielte dort den Wichtigen. Maisonneuve war fast Bewohner Aachens geworden, wo die großen Reize der Madame G . . . ihn zu fesseln schienen. Die Fürstin L . . ., deren Freund er früher gewesen war, behandelte ihn recht kalt; aber er hörte nicht auf, gegen sie sehr aufmerksam zu sein, und endigte damit durch sie ein Tausend Dukaten, die er sehr nötig zu haben schien, zu erhalten.

Von Spaa reiste ich nach Mastricht, wo ich die Befestigungen mit Interesse ansah. Von da ging ich nach Breda, wo ich meinen Freund Ribeaupierre traf. Er brachte mich zu seinem Onkel Bouquet, General in holländischen Diensten, einem achtbaren Greise von 84 Jahren, der sich in seinem hohen Alter noch einen lebhaften Geist und einen angenehmen Humor bewahrt hatte. Am Abend waren wir bei der Gräfin Leyden, wo wir eine vortreffliche Gesellschaft fanden.

In Mastricht hatte bei meiner Durchreise eine epidemsche Krankheit geherrscht, von der auch ich berührt worden war. Das Uebel, das ich vernachlässigt hatte, vermehrte sich in Breda, so daß ich mich zu Medikamenten bequemte. Ohne geheilt zu sein, hatte ich den Mut, mit der Familie Ribeaupierre nach Rotterdam zu gehen. Wir kamen um 10 Uhr abends an. Diese Ankunft war geradezu feenhaft. Es ist ein entzückendes Bild für den Fremden, in einer Yacht durch eine Stadt mitten durch eine doppelte Reihe von herrlichen

Bäumen zu fahren, wo Wagen und Barken sich durcheinander unaufhörlich bewegen. Die Stille der Nacht erhöhte noch den romantischen Reiz dieses Bildes. In Delft interessierten mich die Denkmäler in der alten Kirche. Ich denke noch jetzt gern an das Denkmal des Admiral Tromp zurück. Dieser Held ist liegend dargestellt, das Haupt ruht auf einer Kanone und der Körper auf einem Steuerruder. Ueber der Statue sieht man den Ruhm und unter ihr ein Relief, das die Schlacht von 1655 darstellt, wo Tromp sein Leben verlor. Die neue Kirche ist durch das Grabmal Wilhelms I. bemerkenswert, des Begründers der batavischen Freiheit. Man behauptet, daß Italien nicht Vollendeteres besitzt, als dieses Monument in schönem weißen Marmor. Am Fuße des Grabmals sieht man in schwarzem Marmor den kleinen Hund, der nach dem Tode seines Herrn keine Nahrung mehr zu sich nehmen wollte und so einging. Man vollendete gerade ein Denkmal für Hugo Grotius mit einer langen und langweiligen Inschrift.

Es war hohe Zeit, daß ich im Haag ankam. Meine Kräfte hatten mich verlassen und ich war gezwungen, sofort zu Bette zu gehn. Ich hatte einen Brief mit vom Grafen Stackelberg an den Fürsten Golitzyn, unseren Gesandten im Haag. Ich schickte ihm den Brief und ließ ihm statt allem Anderen um den besten Arzt der Stadt bitten. Er sandte mir den Professor Schwenks und den Gesandtschaftsrat Stoehlin, den ich in Petersburg kennen gelernt hatte.

Mein Freund Ribeaupierre erwies mir während der 14 Tage, die er im Haag blieb, alle Zeichen der zartesten Aufmerksamkeit und als er abreiste, sagte er mir: „Ich fürchte, daß Sie an Geld zu kurz kommen könnten. Hier ist eine Anweisung über 100 Dukaten an meinen Banquier für den Fall, daß Sie des Geldes bedürfen."

Seine Abreise betrübte mich lebhaft. Ich blieb allein, fast ohne Bekanntschaft, in einem Hôtel garni, auf die Gnade meines Dieners angewiesen, der glücklicher Weise ein guter Mensch und mir sehr anhänglich war. Unter solchen Umständen lernt man den Wert der Treue und Anhänglichkeit eines verständigen Dienstboten schätzen.

Noch niemals in meinem Leben hatte ich mich in einer so traurigen Lage befunden. Ich konnte mich über die Gefahr, die mein Zustand bot, nicht täuschen. Das Uebel rieb mich auf; meine Schwäche war hochgradig, und nur meinen Verstand hatte ich mir noch bewahrt, um erst recht die ganze Schwere meiner Lage zu würdigen und sie vielleicht für noch verzweifelter zu halten, als sie es war.

Eines Abends gegen 10 Uhr vergoß ich in meiner nervösen Reizbarkeit bittere Thränen bei dem Gedanken an meine Familie und meine Freunde. Da spielte Jemand auf der Straße auf der Drehorgel eine Arie, die ich besonders liebte:

„Man muß warten mit Geduld."

Ich ließ dem Manne nachlaufen und ihn fragen, was er dafür verlange, daß er unter meinem Fenster eine halbe Stunde spiele. Er verlangte nur einen Gulden holländisch und ich war damit zufrieden. Mich entzückte dieser Genuß. Er hatte mehrere Arien aus Opern, die ich kannte und niemals hat mir eine Oper mehr Vergnügen gemacht, als diese Musik. So hängt unser Glück von den Umständen und dem Zustande unserer Seele ab. Meine Thränen trockneten; ich fühlte mich getröstet und während 8 Tage trug dieser Leiersmann dazu bei, meine Leiden zu erleichtern. Am Ende dieser Zeit ließ ich ihn heraufkommen, um ihn für die letzten zwei Tage zu bezahlen. Als ich ihm zugleich dankte dafür, daß er dazu beigetragen habe, mir die Gesundheit wieder zu geben und ihm dabei sagte, daß ich ein Fremder sei, fern von meinem Vaterlande und meinen Freunden, da wurde er gerührt, wollte das Geld nicht nehmen und tröstete mich mit der Sprache des Herzens. Er war ein Savoyard, arm, aber glücklich, weil er gesund war und keinen Ehrgeiz kannte. Ich ließ ihn an meinem Bette sich niedersetzen und wir schieden wie zwei alte Freunde. Seitdem versäumte er nie, wenn er zufällig an meinem Fenster vorbeiging, meine beliebte Arie zu spielen.

Dieser Zwischenfall wird Manchem sehr unbedeutend erscheinen. Aber er erwärmt noch jetzt mein Herz und wenn ich mich des Falles erinnere, so kann ich mich der lebhaftesten Rührung nicht erwehren.

Ich war noch nicht außer Gefahr und vielleicht hielt der

gängliche Mangel an Gesellschaft, der mich fortwährend den trübsten Gedanken überließ, meine Genesung auf, als ein glücklicher Zufall der Maschine einen Ruck gab und die dem Erlöschen nahe Lebensflammen wieder anfachte. Ich lag im Bette, versenkt in traurige Betrachtungen, als ich die Thür des Nachbar-Zimmers öffnen hörte. Es traten dort Dienstboten ein, die französisch sprachen und da ich vermutete, daß ihre Herrschaft auch derselben Nation angehörte, so ließ ich einen der Leute zu mir rufen, um ihn zu fragen, wer seine Herrschaft wäre.

„Mein Herr heißt M. de Marsolliers de Vivetières. Wir kommen von Paris, wo mein Herr das Unglück gehabt hat, seine Mutter an den Pocken, die sie sich bei der Pflege meines Herrn zugezogen hatte, zu verlieren. Mein Herr hat noch die Narben und da er sich so in Paris nicht zeigen will, so haben wir eine Reise nach Holland unternommen. „Ist Ihr Herr Militär?“ „Nein, er ist Parlaments-Rat von Paris. Er schreibt Verse, Komödieen und Opern, ist aber zur Zeit sehr trübe gestimmt.“ „Dann bitten Sie ihn um ein Werk der Barmherzigkeit. Er wolle einen Kranken, der fern von seinem Vaterlande ist, und vielleicht mehr einer liebenswürdigen Gesellschaft, als ärztlicher Hilfe bedarf, besuchen.“ „Mein Herr ist ins Theater gegangen; wenn er zurückkehrt, will ich Ihren Auftrag ausrichten.“

Am andern Tage besucht mich M. de Marsolliers zugleich mit seinem Reise-Begleiter M. Dupré. Ich weiß nicht, durch welche geheime Anziehungskraft unsere Seelen sich sofort verstanden, so daß nach einer Stunde das vollste Vertrauen unter uns herrschte. Ich hatte zwei Stunden mit Lebhaftigkeit geplaudert. Der Arzt fand, daß das Fieber etwas zugenommen hatte; als er aber die Ursache erfuhr, beglückwünschte er mich und sagte, daß er infolge der absoluten Einsamkeit, in der ich mich befunden, eine Atonie befürchtet habe.

Der interessante Verkehr mit den mir lieb gewordenen Franzosen*)

*) Marsolliers ist der Verfasser des reizenden Stücks: Nina ou la folle par amour und der Almanach des Muses verdankt ihm mehrere kleine Beiträge.

belebte mich und meine Genesung grenzte ans Wunderbare. Sie frühstückten alle Morgen in meinem Zimmer und gönnten mir alle Augenblicke, die ihnen von ihrer Besichtigung der Sehenswürdigkeiten des Haags übrig blieben. Als sie dann nach Amsterdam abreisten, versprachen sie mir, dort 8 Tage auf mich zu warten. Trotz meiner Schwäche traf ich pünktlich zum verabredeten Rendezvous ein. Auf der Durchreise durch Leyden sah ich das Grab des berühmten Boerhave, eine Urne von weißem Marmor mit der Inschrift: „Simplex sigillum veri“ und der Grabschrift: „Salutifero Boerhavii genio sacrum.“

In Amsterdam besichtigte ich mit meinen Freunden, was die Aufmerksamkeit des Reisenden verdient. Wir sahen die Versammlung der Quäcker, die Synagoge der portugiesischen und die der deutschen Juden. Besonders interessierte uns die Begräbnisstätte derselben. Die Lage am Meere, die Form der Sarkophage und die mit hebräischen Inschriften ausgestatteten und von herrlichen Bäumen beschatteten Denkmäler gaben der Stätte einen altertümlichen und besonderen Charakter, der religiöse und politische Erinnerungen an diese in der Welt einzigartige Nation wachrief. Amsterdam erschien mir ganz französisch, während der Haag, wie die meisten andern Städte Hollands, sich mehr dem englischen Charakter näherten. Ich besuchte mit meinen Freunden noch einige andere Städte Hollands und endlich trennten wir uns, ich wage zu sagen, mit gegenseitigem Bedauern. Wir korrespondierten in der Folge mit einander und sahen uns im späteren Leben in Paris wieder.

Ich ging durch Westphalen, berührte Kassel und kehrte endlich nach Warschau zurück. Hier war der Winter wie gewöhnlich den Vergnügen gewidmet. Im März ging ich ins Regiment. Am 1. Juni erhielt ich die traurige Nachricht von dem Tode meiner geliebten Mutter. Tief betrübt reiste ich am 6. Juni nach Mitau.

Die Vermögens-Verhältnisse meiner Mutter erwiesen sich als gänzlich zerrüttet. Man war gezwungen gewesen, Ehnau zu verkaufen und ihr Nachlaß bestand nur aus dem Mobiliar. Ich ver-

zichtete zu Gunsten meiner Schwester auf die traurigen Ueberreste eines einst recht hübschen Vermögens.

Von diesem Zeitpunkte an datieren meine direkten Beziehungen zur kurländischen und piltenschen Ritterschaft. Die unmittelbare Veranlassung war folgende:

Herr v. d. Howen hatte als Delegierter in Polen für die Ritterschaft die Allodifikation der Güter Grendsen und Irmlau erbeten und erlangt. Der Herzog, über diese der Ritterschafts-Korporation erwirkte Gewährung erbittert, hatte durch die beleidigendsten Schriften den Herrn v. d. Howen und den Herrn v. d. Brüggen, der in der Eigenschaft eines Landesbevollmächtigten die öffentlichen Geschäfte führte, angreifen lassen. Unter den gegen diese beiden Herren gerichteten Pamphlets war eine anonyme Schmähschrift, die man dem Ex-Kanzler Keyserling*) zuschrieb. Ich ergriff entschieden Partei für die der Ritterschaft zugestandene Allodifikation und veröffentlichte eine Antwort mit Nennung meines Namens. Ich gebe hier die Einleitung wieder, um anzudeuten, in welchem Sinne die Schrift redigiert war:

> „Wenn die Bosheit sich mit dem Schleier der Anonymität bedeckt, so ist solche furchsame Vorsichtsmaßregel schon ein stillschweigendes Geständnis der hinterlistigen Absichten, zumal in einem freien Staate, wo ꝛc.

Diese kleine Schrift wurde mit großem Beifall aufgenommen und von diesem Momente ab hatte ich eine sehr entschiedene Partei zu meinen Gunsten, sowohl in Kurland als in Pilten. Ich wäre sofort zum Delegierten der kurländischen Ritterschaft beim polnischen Reichstage ernannt worden, wenn mir nicht meine Eigenschaft als Major in russischen Diensten hinderlich gewesen wäre. Der Piltensche Kreis indessen, sich auf das Beispiel des Fürsten Adam Czartoryski, der österreichischer General und nichtsdestoweniger Landbote von Wolhynien war, stützend, erteilte mir bereits an den König und

*) Conf. Schwartz, Vollst. Bibl. kurl. und pilt. Staatsschriften, pag. 281 und 282. (Anmerkung des Herausgebers.)

das Ministerium Polens adressierte Akreditive, in denen er mich stets nur Kammerherr des Königs von Polen nannte.

Infolgedessen hatte ich dann Audienz bei Seiner Majestät vor der Eröffnung des Reichstages und die Ehre, mein Akreditiv ihm wie auch den Marschällen des Reichstages zu überreichen.

Nach dem Schlusse des Reichstages erhielt ich mein Rekreditiv mit den schmeichelhaftesten Worten zurückgestellt.

Was meinen persönlichen Anspruch an den Herzog betrifft, so hatte ich ihn vor das Relationsgericht zitiert. Auf die Entscheidung der Sache mußte bis zum nächsten Oktober-Monat gewartet werden.

Während meines Aufenthaltes in Kurland hatte mein Regiment einen anderen Vize-Chef erhalten. Der Brigadier v. Engelhardt, ein Neffe des Fürsten Potemkin, war an Stelle des Generals Michelsohn ernannt worden. Ich hatte seine Bekanntschaft schon früher in Petersburg gemacht. Er kam nach Warschau, war überaus freundlich gegen mich und gestattete mir, in Warschau zu bleiben, so lange meine Geschäfte meine Anwesenheit dort verlangen würden. Um der Form zu genügen, gab er mir den Auftrag, für das Regiment Pferde zu kaufen, so daß ich mein Gehalt nicht einbüßte. Ich hatte dem Brigadier v. Engelhardt gegenüber geäußert, ich sei entschlossen, den russischen Dienst entweder ganz zu verlassen oder ins Zivil-Ressort überzugehen. Er redete mir zu, im Dienste zu bleiben. —

Der Maltheser-Orden hatte durch die Fürsprache Rußlands soeben die Erlaubnis erhalten, in Polen ein Großpriorat zu gründen. Dieses wurde mit dem Priorat in Baiern vereinigt und, da auch die englische Zunge berücksichtigt werden mußte, das anglo-baierisch-polnische Großpriorat genannt. Ich hatte schon im Jahre 1777 den Prinzen Ferdinand gebeten, in den preußischen Johanniter-Orden, der wegen der Verschiedenheit der Konfession ein gesonderter Zweig des Maltheser-Ordens ist, aufgenommen zu werden, damals aber vom Prinzen einen sehr liebenswürdigen Brief erhalten, in dem er mich aufforderte, bis zu einer allgemeineren Aufnahme zu warten, die er gegen den Wunsch vieler Aspiranten seit mehreren Jahren aufgeschoben hatte. Auf meine Bitte, mich von den For-

malitäten dispensieren und ohne Zeremonie aufnehmen zu wollen, hatte mir der Prinz antworten lassen, daß solcher Dispens nur Prinzen von Geblüt gewährt werden könne. Alles das gab mir die Idee, jetzt um das Maltheser-Kreuz zu bitten, indem ich meine Adels-Nachweise und den Brief des Prinzen Ferdinand, der meine Zulassung im Prinzip enthielt, meinem Gesuche beifügte. Der König und der Graf Stackelberg unterstützten mein Gesuch und so erhielt ich vom Großmeister Rohan das formelle Diplom. Wegen meiner protestantischen Konfession konnte ich aber nur das Ehren-Kreuz erhalten, worüber sich der Großmeister in einer für mich sehr schmeichelhaften Weise in seinem Briefe an den Fürsten Poninski, Großprior von Polen, d. d. 10. Mai 1783 ausließ.

Die Wünsche meiner Auftraggeber aus Kurland und Pilten hatte ich erfüllt, ohne mich an Untergeordnete zu wenden, die ihre sogenannten Dienste teuer zu verkaufen pflegten. Diese Subalternen sahen darin eine fühlbare Verminderung ihrer unerlaubten Neben-Vorteile und setzten nun Alles daran, mir zu schaden, sowohl beim Könige als beim Botschafter und anderen einflußreichen Personen der Republik. Ich spürte die Wirkung dieser Intriguen an dem kühlen Verhalten dieser Personen gegen mich, so unerklärlich mir anfänglich auch die Ursache war. Das Vertrauen des Grafen Stackelberg schwand allmählich und aus dem Benehmen der Umgebung des Königs konnte auf die Stimmung des Königs selbst geschlossen werden.

Vor Allem war es wieder K . . ., wie ich ermittelte, der mir versteckt, aber mit größter Beharrlichkeit und leider auch mit Erfolg schadete. Untergebener des Grafen Stackelberg, hatte er fortwährend Gelegenheit, Zuflüsterungen zu machen, die um so hinterlistiger waren, als er die Miene annahm, mit mir sehr gut zu stehen. „Sein Freund K . . .“ sagte man, „meint das von ihm, also muß es doch wahr sein.“ Ueberdies galt K . . ., der zu den mittelmäßigen Menschen gehörte, die niemals Neid oder Eifersucht auf sich lenken, für einen gutmütigen Menschen.*

*) So bildet sich der Ruf der Menschen.

Die kurländische und piltensche Ritterschaft hatte dem Herrn v. . . . 300 Dukaten jährlich zugesagt und dieser Herr das Geld während einer Reihe von Jahren sehr geheim bezogen. Als ich in die Geschäfte der Ritterschaft eingeweiht worden war, bemerkte ich, daß es Thorheit sei, Subalterne zu bezahlen, wenn man mit den Chefs direkt verhandeln könne. Als man ihm diese Summe nicht mehr zahlte und die Agenten des Herzogs, die davon Wind erhalten hatten, ihm die doppelte Summe boten, änderte er seine Partei-Stellung, ohne sich äußerlich merken zu lassen, daß er seine Gesinnung geändert habe.

Unglücklicher Weise gelangte mein Prozeß gegen den Herzog grade um diese Zeit zum Vortrage im Relationsgerichte. Der Botschafter, der mir seine Hilfe zehn Mal versprochen hatte, that nur die schwächsten Schritte. Das that mir weh, denn ich war ihm ergeben und hatte gehofft, von seiner Seite eine gewisse Erwiderung verdient zu haben. Da ich bei meiner Lebhaftigkeit nicht im Stande war, meine Gefühle zu verbergen, brachte ich es endlich zu einer längeren Unterredung mit ihm. Es gelang mir dabei, ihn von allen seinen vorgefaßten Meinungen zurückzubringen und ich entdeckte, daß K . . . der Urheber dieser mir nachteiligen Vorurteile gewesen war. Stackelberg nannte mir diesen Herrn freilich nicht. Der König, dessen Günstlinge durch den Herzog gewonnen waren, wandte alle ihm in seiner Stellung zu Gebote stehenden Mittel an, meine Sache zum Scheitern zu bringen. Die Abwesenheit einer großen Zahl von Senatoren begünstigte die Ungerechtigkeit des Ausgangs. Nur einige Kastellane, käufliche Kreaturen des Königs, nahmen an den Gerichts-Sitzungen teil, so daß einer der Senatoren bei der Mitteilung, es würden nur 5 Stimmen für mich, und 9 gegen mich sein, mir riet, mich auf gütlichem Wege zu arrangieren. Ich machte sehr gemäßigte Vorschläge, die wohl angenommen worden wären, wenn der Botschafter sie kräftig unterstützt hätte. So aber verwarfen die Agenten des Herzogs, der Majorität sicher, Alles. Endlich erfolgte das Urteil, das mir nur 2 Tausend Dukaten zusprach. Durch diese unerhörte Ungerechtigkeit sah ich die letzte

Hoffnung, mein Vermögen wiederherzustellen, schwinden. An Stelle der 13873 Dukaten, auf die ich meine gerechten Ansprüche aufs schlagendste nachgewiesen hatte, war ich gezwungen, die Zusprechung der 2000 Dukaten wie eine Gnade anzusehen, von denen ich noch die Advokaten, Kosten, Uebersetzungen, Beglaubigungen 2c. zu bezahlen hatte.

Empört über diesen Ausgang meines Prozesses, verkannt selbst von Personen, die mich kennen mußten, ja sogar verleumdet, ohne Aussicht im Militär-Dienste, ohne Hoffnung, in die diplomatische Laufbahn übergehen zu können, faßte ich einen verzweifelten, vielleicht etwas sonderbaren Plan. Ein französischer Geschäftsmann Namens A . . . suchte einen Reisegefährten nach Paris. Ich schlug mich ihm vor und er erbot sich, mich für 60 Dukaten im Ganzen hinzubringen. Da der Kaufmann sich eines sehr guten Rufes erfreute, glaubte ich, ihm mein Projekt mitteilen zu können. „Ich möchte," sagte ich ihm, „in Paris sehr zurückgezogen leben; ein kleines Zimmer wird mir genügen und ich würde mich gern bei ehrbaren Bürgern in Kost begeben." „Bleiben Sie bei uns," meinte der brave Mann, „ich bürge Ihnen dafür, daß Sie es nicht zu bedauern haben werden."

Unsere Vorbereitungen waren getroffen, wir verabredeten, unsere Abreise nach 6 Wochen anzutreten und ich drang in ihn, meine 60 Dukaten schon jetzt entgegenzunehmen.

Mein Plan war folgender: Ich besaß 1500 Dukaten. Von dieser Summe bestimmte ich 100 zur Reise nach Paris und meinte, mit 100 monatlich während eines Jahres-Aufenthaltes in Paris auskommen zu können. Hier wollte ich zwei Arbeiten schreiben und drucken lassen; die eine sollte den Titel haben: „Memoiren über den Norden" und die andere: „Mysteriomanie." Alles Material zu diesen Arbeiten lag fertig in meinem Portefeuille. Wenn ich mich in Paris nur dem Studium und dem Verkehre mit einigen Gelehrten gewidmet hätte, so wäre meine Zeit nicht gänzlich verloren gewesen.

Ganz erfüllt von meinem Projekte, schrieb ich eine Bittschrift in aller Form um einen Jahres-Urlaub zur Wiederherstellung meiner Gesundheit. Mit Ungeduld wartete ich täglich auf die Post, als ein unerwarteter Zwischenfall alle meine Pläne umwarf und mein Schicksal durchaus änderte.

Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erhielt ich eine Ordre aus dem Regimente, die ganz kurz lautete: „Der Major Baron Heyking hat sich nach Empfang dieses Schreibens sofort zu seinem Regimente, das sich in Kiew befindet, zu begeben.“ Der Brigadier Engelhardt hatte mich zugleich privatim in einem Briefe aufgefordert, meine Abreise zu beschleunigen.

Dieser Schlag traf mich um so mehr unerwartet, als ganz Europa im Frieden war und nichts auf einen Bruch zwischen Rußland und der ottomanischen Pforte zu deuten schien. In meinem Erstaunen glaubte ich schon, daß irgend eine boshafte von Petersburg oder Warschau kommende Intrigue mir den Streich der Berufung ins Regiment gespielt habe. Ich eilte zu unserem Botschafter, zeigte ihm die Ordre und sagte ihm, daß ich krank sei, was ich durch ein ärztliches Zeugnis beweisen könne, und lieber meinen Abschied nehmen, als das Opfer einer geheimen Bosheit sein wolle. Der Graf Stackelberg schwieg anscheinend ein paar Minuten und sagte darauf: „Und wenn es mein Sohn wäre, der mich um Rat fragte, ich würde ihm sagen, daß er ohne Schwanken sofort abreisen möge. Fragen Sie mich nicht weiter, ich kann mich nicht deutlicher aussprechen.“

Verzweifelt über diesen Querstrich, nunmehr aber vom Bevorstehen eines Krieges überzeugt, bat ich den Botschafter um den nötigen Paß zu morgen und eilte mit der Nachricht zu meinem Franzosen. Dieser gab mir meine 60 Dukaten sofort wieder und zeigte mir so viel freundliches Interesse, daß ich gerührt war.

Um 8 Uhr morgens saß ich im Wagen und reiste nun Tag und Nacht, um nicht zu spät zu kommen. Am 6. Juni 1783 traf ich in Wassilkow Teile meines Regiments und erfuhr, daß das Regiment nach Polen zurückzukehren habe. Der Fürst Wolkonsky,

Schwiegersohn des Fürsten Repnin, der unsere Division bis zur Ankunft des Grafen J. Soltykow kommandierte, ließ, um Engelhardt zu chikanieren, unser Regiment trotz der entsetzlichen Hitze*) Märsche machen, die ganz dazu angethan waren, Mannschaft und Pferde zu Grunde zu richten. Obgleich sehr unwohl, war ich von 4 Uhr morgens ab immer zu Pferde und ich verstehe noch heute nicht, wie ich das ausgehalten habe. Endlich traf der Befehl ein, in Lipowice zu rasten. Das Haupt-Quartier war in Niemirow.

Während des ganzen Marsches erwies mir der Brigadier Engelhardt das freundlichste Interesse. Er lieh mir seine Pferde, lud mich zu Tische und erfüllte soviel als möglich meine Wünsche. Da ich ein beunruhigendes schleichendes Fieber hatte, bat ich um die Erlaubnis, nach Niemirow gehen zu dürfen, um den Divisions-Arzt zu konsultieren. Bei dieser Gelegenheit machte ich zwei interessante Bekanntschaften, die des Grafen Soltykow und die des Grafen Buturlin,**) der damals Kapitän war. Das gemeinsame Interesse für die Litteratur brachte uns bald einander näher. Da der Arzt dem Grafen Soltykow erklärt hatte, daß ich viel kranker sei, als ich es vielleicht annähme, so befahl mir der General, im Haupt-Quartier zu bleiben, worüber er dem Regimente Mitteilung zugehen ließ.

Bald darauf verbreitete sich die Nachricht, daß sich der Fürst Potemkin nach Cherson begeben habe und daß man unternehmen werde, sich der Krim zu bemächtigen. Da war ich entschlossen, lieber vor dem Feinde zu sterben, als hier an den schleichenden Fieber unterzugehen. Ich beschwor den Grafen Soltykow, mir zu gestatten, daß ich nach Cherson gehen dürfe, wohin sich der Brigadier Engelhardt mit Erlaubnis seines Onkels, des Fürsten Potemkin, begeben sollte. Der General bemühte sich, mir diese Idee auszureden, aber nichts konnte meinen Entschluß ändern. So gab er

*) Im Jahre 1783 herrschte fast in ganz Europa eine furchtbare Hitze. Wir litten unter ihr doppelt in den Steppen der Ukraine.

**) Er war später Gesandter in Rom.

mir denn endlich die Erlaubnis und übertrug mir Depeſchen an den Prinzen von Würtemberg, der in Cherſon kommandierte.

Vordem ich Eliſabetgrad erreichte, hatte ich die angenehme Ueberraſchung, das Gut des Generals Heyking zu paſſieren, wo ich mich einen ganzen Tag erholte. Mit vielem Vergnügen ſah ich dieſe Schöpfung der Generalin Heyking, deren Thätigkeit und ökonomiſches Talent hier Wunder geſchaffen hatte.

Der Brigadier Engelhardt hatte mir verſprochen, ſeinen Onkel um die Erlaubnis zu bitten, daß ich den Feldzug in der Krim mitmachen und namentlich an der Belagerung Otſchakows teilnehmen dürfe. Aber bei meiner Ankunft in Cherſon erhielt ich einen ſehr unerfreulichen Brief, in dem er mir ſchrieb: „Der Fürſt Potemkin mißbilligt Ihre Reiſe und befiehlt Ihnen, zum Regimente zurückzukehren. Es wird weder eine Belagerung, noch eine Schlacht geben. Die Krim wird unſerer erhabenen Souveränin ohne Schwertſtreich zufallen.“ Dieſe Nachricht verleidete mir gänzlich den Dienſt. Dazu kam, daß in Cherſon und in der Armee eine Epidemie herrſchte. So beeilte ich mich denn, zurückzureiſen. Unterwegs erkrankte der junge Diener, den ich mit mir hatte, gefährlich. Mit Hülfe der angewandten Medikamente erholte er ſich ſo weit, daß wir die Reiſe fortſetzen konnten, jedoch ſtarb er bald nach unſerer Ankunft im Haupt-Quartier. Auch mich hatte das Fieber gepackt und ich ſah wie ein Geſpenſt aus. Ich meldete mich ſofort beim Grafen Soltykow. Da der Arzt erklärte, ich ſei unrettbar verloren, wenn ich nicht ſofort in ein anderes Klima käme, ſo bat ich den Grafen um die Erlaubnis, nach Warſchau gehen zu dürfen. „Das kann ich nicht ohne Erlaubnis des Feldmarſchalls,“ erwiderte er mir. „Aber ich werde Ihnen eine Ordre geben und Sie mit einem auf den Dienſt bezüglichen Auftrage betrauen. Der Bankier Tepper ſendet der Armee Geld. Ich werde Ihnen nun den Befehl erteilen, dieſes Geld zu empfangen. Zugleich werde ich Ihnen einen Offizier mitgeben, durch den Sie das Geld herſenden können. Wenn Sie mir von Warſchau ein ärztliches Krankheits-Zeugnis ſchicken, können Sie dann in Warſchau bleiben.“

Ich dankte ihm herzlich und gestand ihm, daß ich fest entschlossen sei, sobald ich nur meine Gesundheit wiedererlangt haben würde, nach Petersburg zu reisen, um meinen Abschied oder eine Stelle in der Diplomatie zu erbitten. Er billigte meinen Entschluß vollständig und gab mir sehr kräftige und schmeichelhafte Empfehlungsbriefe mit.

So war ich denn auf der Reise nach Warschau. Je mehr ich mich dieser Stadt näherte, um so wohler begann ich mich zu fühlen; es war wie ein Wunder, wie die veränderte Luft auf mich wirkte. Als der Graf Stackelberg mich sah, rief er erstaunt aus: „Ach! mein armer Heyking, was ist mit Ihnen geschehen?“ Er riet mir, vor allem meine Gesundheit zu pflegen, und las mir dann den Brief des Grafen Soltykow vor, in dem derselbe seiner lebhaften Gewogenheit für mich Ausdruck gegeben hatte. Neben meinem offiziellen Berichte richtete ich noch einen Privatbrief an den Grafen Soltykow, in dem ich ihm meinen Dank aussprach. Die liebenswürdige Antwort, die ich von ihm erhielt, habe ich als eine werte Erinnerung stets aufbewahrt.

Obgleich man schon im September war, herrschte in Warschau noch das schönste Wetter. Die reine Luft, das gesunde Wasser, das diäte Leben und mancherlei Fürsorge der Freundschaft brachten mir, auch ohne daß ich Medikamente anwandte, allmählich Genesung. Als der Graf Stackelberg sich für einige Tage nach Nieborow zum Besuche der Fürstin Radziwill begab, ging ich auch dahin. Mit Staunen und Entzücken sah ich den reizenden Landsitz, dem die Fürstin den Namen Arkadien gegeben hatte. Er war wie das Zauberwerk einer Fee, dessen Schönheiten aller Beschreibung spotteten. Die Fürstin hatte die Güte, mich selbst in ihrer wunderbaren Schöpfung umherzuführen. Als wir zum Aquädukt kamen, und hier den ganzen Reiz der Anlagen bewunderten, das Murmeln des Wassers, die Frische der Bäume, den Duft der Blumen und aromatischen Kräuter, da übermannte mich infolge meiner Nervenschwäche ein Anfall, der fast zur Ohnmacht wurde. Um nicht umzusinken, stützte ich mich an einen Baum. „Verzeihung, Fürstin,“ stammelte ich, „das ist

Alles von überirdiſcher Schönheit, aber es überwältigt mich.“ Etwas kölniſches Waſſer, das ſie mir reichte, ermunterte mich wieder und die Fürſtin meinte lachend, daß Niemand ihr noch ſo überzeugend, wie ich, für ihr Akadien Lob geſpendet hatte.

Es war natürlich, daß ich in den ſechs Wochen meines Unwohlſeins und langſamen Geneſens ein zurückgezogenes Leben führte. Ich benutzte die Zeit zu ernſthaften Studien, namentlich auf dem Gebiete der Politik und der ſonſtigen Staatswiſſenſchaften. Einige Monate ungeſtörten Nachdenkens ſind oft mehr wert, als ebenſoviel Jahre eines durch die gewöhnlichen Zerſtreuungen immer wieder unterbrochenen Studiums. Nur das, was man als Reſultat eigener Vertiefung und gehöriger Kritik in ſich aufgenommen hat, wird zu bleibendem Eigentume. Die gütige Vorſehung hat mir von Zeit zu Zeit ſolche Lebens-Abſchnitte gewährt, in denen die mich umgebende Ruhe und meine eigene Neigung mir ermöglichten, meine Kenntniſſe zu beprüfen und durch tieferes Eingehen reifen zu laſſen. Gegen Ende des Dezember-Monats fühlte ich mich ſo weit gekräftigt, daß ich wagen konnte, meine Reiſe nach Petersburg zu unternehmen. Der Graf Stackelberg hatte die Güte, mir die Briefe zu zeigen, die er zu meinen Gunſten geſchrieben hatte. Auch fügte er ſeinen Briefen den vom Grafen Soltykow bei. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm dabei zu ſagen, daß nichtswürdige Verleumdungen ſeine früheren Empfehlungsbriefe leider ganz unwirkſam gemacht hätten. Er hoffe, erwiderte er, daß ſein nunmehriges kräftiges Zeugnis ein Gegengewicht gegen die unwürdigen Inſinuationen der Bosheit ſein würden.

Auf der Durchreiſe durch Mitau ſtellte ich mich der neuen Herzogin von Kurland, einer geborenen Gräfin Medem, vor, deren höfliche Umgangsformen und liebenswürdiges Weſen mir ſehr gefielen.

Ich beeilte mich, meine Reiſe fortzuſetzen, und kam, trotzdem daß mich das Fieber in Riga wieder überfiel, am 13. Januar 1784 in Petersburg an.

Der Vize-Kanzler Graf Oſtermann, dem ich ſofort meine Aufwartung machte, empfing mich dieſes Mal weniger kalt. Der Fürſt

Potemkin, dem ich meine durch Gesundheits-Rücksichten motivierte Bitte um Entlassung aus dem Militär-Dienste und Verwendung im Zivil-Ressort schriftlich übergab, antwortete mir, er wolle sich für mich interessieren, müsse aber auf eine günstige Gelegenheit warten, um dann mit der Kaiserin darüber zu sprechen.

Mittlerweile suchte ich die Gesellschaft auf. Ich machte der Prinzessin von Kurland häufig meine Aufwartung. Da sie ihre Tochter aus der kaiserlichen Anstalt, wo sie sie hatte erziehen lassen, damals gerade zurücknahm, so hatte ich Gelegenheit, mit mehreren jungen Damen dieser Anstalt Bekanntschaft zu machen. Unter diesen fiel mir das Fräulein de la Font, die Tochter der Vorsteherin der Anstalt, der Witwe des Generals de la Font*) besonders auf. Ihr natürliches und wahres Wesen, wie ihre Heiterkeit gefielen mir sehr. Ich erwähnte dessen meinem Freunde Fromandière gegenüber, der damals Offizier im Adels-Kadetten-Korps und mit einem Fräulein Swerew, die auch in der Anstalt von Smolna erzogen worden war, verheiratet war. Ich hatte mit Fromandière ganz ohne bestimmte Absicht gesprochen und dachte keineswegs an eine Heirat. Fromandière aber, der mich gern seßhaft machen wollte, ließ durch seine Frau Nachforschungen darüber anstellen, wie ich dem Fräulein de la Font gefallen habe. Er hatte auf diese Weise ermittelt, daß sie seinem Plane nicht ungünstig gesinnt sei. Da wandte er sich nun eines Tages an mich mit den Worten: „Es ist Zeit, lieber Freund, daß Sie die Lebensart aufgeben, die Ihre Gesundheit zerstört und Sie hindert, ruhig und glücklich zu sein. Sie haben mir gesagt, daß Ihnen der Geist und das ganze Wesen des Fräuleins de la Font gefallen und da ich weiß, daß auch sie Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, so biete ich mich zur Unterhandlung an.“ Er fügte hinzu, daß die Generalin de la Font länger als 20 Jahre als Vorsteherin einer von der Kaiserin geschätzten Anstalt gedient habe

*) Der General de la Font war Offizier in französischen Diensten gewesen und durch seinen Onkel mütterlicherseits, den General der Artillerie Coulon nach Rußland gebracht worden. Hier war er später General geworden und 1754 gestorben. Er entstammte einer alten Adelsfamilie aus dem Languedoc.

und daß aller Grund vorläge, anzunehmen, daß Ihre Majestät bei dieser Gelegenheit, sei es für die Generalin, sei es für deren Tochter, etwas thun würde. Diese Heirat könnte somit auch in dieser Hinsicht nur von Nutzen sein.

Nachdem ich mir diese für mein Leben wichtigste Angelegenheit reiflich überlegt hatte, entschied ich mich für die Heirat, und mein Freund Fromandière unterhandelte mit solchem Eifer, daß ich nach 8 Tagen das Jawort meiner Zukünftigen und die Zustimmung ihrer Mutter erlangt hatte.

Ich kannte Madame de la Font wenig. Aber ich gestehe, daß, wenn schon Ihr ganzes Wesen Achtung einflößte, ihre Unterhaltung sie nur verdoppelte. Nach einem Gespräch von einer Stunde war Alles erledigt. Sie wies Ihrer Tochter eine lebenslängliche Rente von 1500 Rubel jährlich an; einige Tage nach der Trauung übergab sie meiner Frau 10000 Rubel in Silber. Die Aussteuer konnte etwa 10 bis 12 Tausend Rubel wert sein. Alles das entsprach ja durchaus nicht dem Reichtum, den man meiner Schwiegermutter andichtete. Als mich der Graf Woronzow (der spätere Reichskanzler) zu meiner Heirat beglückwünschte, warf er hin: „Ich sage Ihnen meinen Glückwunsch in doppelter Hinsicht. Eine Mitgift von 100 Tausend Rubel schadet nebenbei auch nichts.“ „Ich widerspreche dem aufs entschiedenste, Herr Graf, Sie sind vollständig falsch unterrichtet.“ „Nun, dann liegt hier wieder ein Fall der Liebhaberei mancher alten Leute vor, die sich von ihren Schätzen nicht trennen können. Aber lassen Sie sich nicht beirren, früh oder spät wird Ihnen das nicht fehlen.“ Diese Ueberzeugung war allgemein verbreitetet, und je mehr ich widersprach, um so eigensinniger blieb man bei der Meinung über den Reichtum meiner Schwiegermutter. Das Geldinteresse hatte mich nicht bestimmt und so ließ ich jedermann rechnen, wie es ihm beliebte. Die Kaiserin gestattete die Heirat und sie war auf den folgenden Sonntag bestimmt. Um das dreimalige Aufgebot zu vermeiden, mußte ein Dispens vom Justiz-Kollegium besorgt werden, der nur auf Grund einer Versicherungsschrift zweier unverwerflicher Zeugen zu erlangen

war. Ich wandte mich deshalb an die Herren v. d. Pahlen und v. d. Howen als an Landsleute. Pahlen konnte aus seinem Erstaunen über meinen so raschen Entschluß nicht herauskommen und wollte mich, ich weiß nicht warum, davon abbringen. Ich sagte ihm, daß mein Entschluß fest gefaßt sei, die Kaiserin bereits ihre Zustimmung gegeben habe und ich ihn zur Hochzeit einlade.

Die Prinzessin von Holstein-Beck hatte gewünscht, daß die Zeremonie bei ihr stattfinde. Aber da wir Beide wünschten, jedes Aufsehen zu vermeiden, so lehnten wir dankend ab. Ich bat sogar meine Schwiegermutter, zu gestatten, daß wir in Räumen, die ich dazu gemietet und speziell eingerichtet hatte, getraut würden. Madame de la Font gab ihre Zustimmung und die Trauung vollzog der Pastor meiner Konfession in Gegenwart der Herren v. d. Pahlen, v. d. Howen und v. Medem, als meiner Zeugen, und des Generals Buxhöwden, des M. de la Fromandière mit ihren Gemahlinnen und der Witwe eines Obersten Heyking,*) deren Tochter in der Anstalt erzogen worden war, als der Zeugen meiner Frau.

Die einzige Bedingung, die ich vor unserer Verheiratung gestellt hatte, war die, Petersburg spätestens nach zwei Monaten zu verlassen, wobei ich versprochen hatte, nach einem Jahre dorthin zurückzukehren. Es war meiner Schwiegermutter gewiß recht schwer, sich von ihrer einzigen Tochter zu trennen. Aber mich bestimmten zwei Beweggründe. Das Fieber, das sich wieder meiner bemächtigt hatte, veranlaßte mich, ein milderes Klima aufzusuchen und es verlangte mich, ganz meinen Abschied zu nehmen, was ich nur von Warschau aus thun wollte.

So reiste ich denn Mitte April ab. Infolge einer Erkältung, die ich mir auf dem Zollamte in Riga zugezogen, erkrankte ich in Mitau so gefährlich, daß ich nur wie durch ein Wunder davonkam. Ich wurde durch die Behandlung des Dr. Liebe**) hergestellt; wir

*) Sie war eine geborene Fürstin Dawidow und ihr Mann war im Kriege gefallen.

**) 18 Jahre später ließ die kurländische Ritterschaft seine Büste im Marmor aufstellen. Man bat mich, die Inschrift zu machen. Sie ist folgende: Saluti-

ſetzten unſere Reiſe Ende April fort und am 1. Mai hatte ich das Vergnügen, Warſchau wiederzuſehen.

Mademoiſelle Nelidow,*) die ſich als Hofdame bei der Großfürſtin befand, hatte dem Großfürſten, dem ſpäteren Kaiſer Paul I., mitgeteilt, daß ſich meine Frau nach Warſchau begeben werde. Infolgedeſſen hatte der Großfürſt, der meine Schwiegermutter ſehr ſchätzte, eigenhändig an den Botſchafter Grafen Stackelberg geſchrieben. Dieſen Brief übergab Mademoiſelle Nelidow meiner Frau im Momente unſerer Abreiſe.

Umſomehr intereſſierte ſich der Botſchafter für uns und auch der König erwies meiner Frau, weil er wußte, daß ihre Mutter im Dienſte des ruſſiſchen Hofes ſtand, allerlei Auszeichnung.

Ich ſchob nicht weiter auf, um meinen Abſchied zu bitten und war hoch erfreut, als ich ihn endlich erhielt.

---

fero J. F. Liebe — Aesculapio et Linnaeo nostro — Rusticorum pauperumque amico — Grata Nob. Curl. et. Semg.

*) Dieſe Dame, die eine ſo große Rolle unter Paul I. geſpielt hat und eine noch viel größere hätte ſpielen können, wenn ſie ehrgeizig geweſen wäre, war im (ſog. Smolnaſchen) Fräulein-Stifte erzogen worden und hatte ſich dort durch ihre Talente, ihren Geiſt, ihre Heiterkeit und Sanftmut ausgezeichnet. Die Kaiſerin Katharina hatte ſie, als ſie 13 Jahre alt war, in einem Luſtſpiel eine Rolle mit ſoviel Intelligenz darſtellen ſehen, daß ſie ganz entzückt geweſen war. Als meine Schwiegermutter der Kaiſerin geſagt hatte, daß ihr liebenswürdiger Charakter ihre Talente noch überwiege, hatte die Kaiſerin ſie ſofort, nachdem ſie die Anſtalt verlaſſen, bei der Großfürſtin als Hofdame angeſtellt.

Zwei

Erſtes Kapitel.

Delegierter Piltens in Polen. — Reiſe nach Paris. — Bevollmächtigter der herzoglichen Regierung. — Korreſpondent des Königs Guſtav III. von Schweden. — Bruch mit dem Herzoge von Kurland.

Durch meine bisherige Stellung als russischer Offizier nicht weiter beengt,*) schrieb ich meinen Freunden in Kurland, daß ich bereit sei, auf dem Reichstage, der in Grodno demnächst abgehalten werden sollte, die Angelegenheiten meines Vaterlandes zu vertreten und für ein Gehalt von nur 300 Dukaten die Funktion eines ständigen Delegierten der kurländischen Ritterschaft zu übernehmen. Wie der Herzog einen Residenten in Warschau halte, so würden meine Landsleute für ihre Interessen auch einen ständigen Repräsentanten haben, der nicht nur die öffentlichen Dinge, sondern auch die beim Relationsgerichte anhängigen Prozeßsachen, die privaten wie die zwischen dem Herzoge und der Ritterschaft schwebenden, überwachen könnte. Der Botschafter Graf Stackelberg unterstützte meinen Vorschlag durch einen Brief an den Landesbevollmächtigten Saß, der wie folgt lautete:

Varsorie le 11 Août 1784.

Monsieur

Si la proposition de M. le Chambellan Baron de Heyking mérite par le patriotisme et le desintéressement qui y respirent les suffrages de sa patrie, elle a droit de lui concilier également l'approbition de tous ceux qui s'intéressent à l' Illustre Noblesse de Courlande. C'est par ce double motif, que je m'empresse de Vous témoigner, Monsieur, la vive satisfaction de

*) Mein Abschieds-Ukas war zu meiner Freude bald angelangt.

la nomination de M. le Chevalier de Heyking pour la Diète prochaine. Il veillera ensuite avec le même zèle aux intérêts de ses compatriotes aux jugements de Relation et cette considération est trop importante pour ne pas fixer leur attention. Je saisirai de mon côté avec plaisir toutes les occasions pour prouver à l' Illustre Noblesse de Courlande, combien son choix dans la personne de M. le Chambellan Baron de Heyking m'est agréable. Je Vous prie, Monsieur, de l'en assuver de ma part. J'ai l'honneur etc.

Der Großkanzler Okenzki und der Marschall von Litthauen, Graf Potocki, schrieben hierüber noch energischere Briefe. Der Herzog aber, der wohl einsah, welchen Vorteil die Ritterschaft von der Anstellung eines ständigen Delegierten haben würde, ließ durch seine Anhänger in den Kirchspielen gegen das patriotische und uneigennützige Anerbieten agitieren. Jede alle zwei Jahre sich wiederholende extraordinäre Delegation hatte dem Lande wenigstens 2000 Dukaten gekostet und in der Zwischenzeit von einem Reichstage zum anderen entbehrte man die so notwendige Ueberwachung in Warschau. Der Herzog hatte mit seiner Intrigue den Erfolg, daß man die Frage bis zu einem andern Landtage verschob. So war ich faktisch mit den Geschäften Kurlands betraut, aber ohne den Titel eines Delegierten. Der Piltensche Kreis hatte mir diesen Titel nebst einer förmlichen Vollmacht und Instruktion erteilt. — In dieser Zeit hatte uns die Gräfin P . . .*) auf ihr schönes Landgut eingeladen. Wir verbrachten dort einige Wochen in einer ununterbrochenen Kette von Vergnügungen, die Louise wie mit einem Zauberstabe leitete. Da ich in Gefahr geriet, zu vergessen, daß mein Herz mir nicht mehr angehörte, so verließ ich unter dem Vorwande dringender Geschäfte plötzlich diesen berückenden und mir gefährlichen Ort. Meine Frau, die nicht gemerkt hatte, was in

*) Louise, die einst für meine Ruhe so verhängnisvoll geworden war, hatte sich von ihrem Gatten, dem Herrn v. R . . . scheiden lassen und vor Kurzem den Grafen J. P . . . geheiratet.

mir vorgegangen war, blieb noch eine Woche auf dem Lande und vereinigte sich dann mit mir vor der Abreise nach Grodno.

In dieser Stadt war der Andrang so groß, daß ich ohne die Güte des Botschafters, der mir in seinem Hause eine Wohnung gab, in die größte Verlegenheit geraten wäre. Der Reichstag zu Grodno glich allen früheren Reichstagen unter der Regierung des Königs Stanislaus.

Dieser Fürst, dessen Unzuverlässigkeit sich niemals verleugnete, hatte dem Botschafter noch vor der Abreise von Warschau versprochen, seine Partei mit der Rußlands in Einklang zu bringen und diesen freien*) Reichstag ohne unnütze Debatten und ohne irgend einen Eklat zu Ende zu führen. Die Geistlichkeit sollte dem Könige einige Millionen Gulden polnisch bewilligen. Kaum glaubte Stanislaus der Mehrheit sicher zu sein, so wollte er, ohne den Botschafter davon vorher in Kenntnis gesetzt zu haben, noch einige Anträge zu Gunsten seiner Familie und seiner Kreaturen durchbringen. Daraus entstanden nun höchst unangenehme Debatten. Nur dem feinen und gewandten Reichstags-Marschall Chominski gelang es endlich, die heftige Opposition der Sapieha und anderer Litthauer zu beschwichtigen. Er war jetzt Rußland ergeben und verdankte diesem Reichstage die Würde des Palatins, mit der er bald bekleidet wurde.

Ich hatte meine Audienz beim Könige am 18. Oktober und dabei die Ehre, ihm mein Beglaubigungs-Dokument als Delegierter Piltens und das offizielle Schreiben der kurländischen Ritterschaft zu übergeben. Am Tage darauf legitimierte ich mich beim Reichstags-Marschall. Dieser verlangte, daß ich ihm eine Note in lateinischer Sprache**) übergebe, die er, um den Zweck meiner Delegation anzugeben, auf dem Reichstage verlesen könne. Dieser Zweck war

*) Freie Reichstage nannte man diejenigen, auf denen alles mit Einstimmigkeit entschieden wurde, im Gegensatze zu den konföderierten, die ihre Beschlüsse nach der Majorität faßten.

**) Kurland und Pilten hatten, als sie sich mit Polen vereinigten, das Vorrecht erlangt, daß alle auf diese Provinzen bezügliche Aktenstücke und selbst die Urteile des Relationsgerichts in lateinischer, nicht in polnischer Sprache zu schreiben waren.

hauptsächlich, die Bestätigung des mit Rußland am 21. Mai 1783 geschlossenen Handels-Traktats zu erwirken.

Als bekannt wurde, was ich zu vertreten hatte, gab man sich Mühe, die Landboten gegen die Bestätigung einzunehmen. Man gab vor, daß dieser Traktat den litthauischen Handel schädige, wollte aber im Geheimen der kurländischen Ritterschaft die Schuld für die Ablehnung der Bestätigung aufbürden, um sie dadurch beim Petersburger Hofe zu diskreditieren. Diese Ränke, die vom König im Geheimen unterstützt wurden, waren mir nicht entgangen. Um sie zu vereiteln, übereichte ich dem russischen Botschafter eine offizielle Note und suchte zugleich den Ministern von Polen und Litthauen klar zu machen, daß es sich einzig und allein um eine die Vorrechte des Suzeräns berücksichtigende Form handele und daß Rußland wohl mächtig genug sei, einem mit ihm geschlossenen Traktat Achtung zu verschaffen, auch ohne dieser Formalität zu bedürfen. Auf einem Balle beim Botschafter, wo der König erschienen war, nahm ich die Gelegenheit wahr, diese Angelegenheit vor Sr. Majestät zu entwickeln und nachzuweisen, daß Kurland und Pilten die feierliche Bitte um Bestätigung nur vorgebracht hätten, um der suzeränen Macht ihre Huldigung zu erweisen. Der König schien überzeugt zu werden. Jedenfalls wurde bald darauf die Bestätigung vom Reichstage einstimmig votiert. Ich erwähne dabei, daß der König und die versammelten Stände mir durch diesen Akt der Suzeränität den Titel Baron bestätigten,*) den die Republik in den von ihr unmittelbar ausgehenden Dokumenten denjenigen, die als Polen betrachtet wurden, nicht leicht gewährte.

So hatten die polnischen Reichstage in ihren Akten und Konstitutionen den Potocki's, Malachowski's, Oginski's 2c. niemals den Grafen-Titel gegeben, obgleich diese Familien Diplome vom heil. römischen Reiche**) besaßen und der König in den von ihm

*) Der König hatte mir den Titel auch schon früher gegeben, die Republik aber in ihren offiziellen Akten erst seit diesem Reichstage.

**) Die Potocki's besaßen ein Fürsten-Diplom aus dem 16. Jahrhunderte, hatten sich aber in Polen dieses Titels nie bedienen wollen, wo alle Magnaten

direkt ausgehenden Schreiben sie mit diesem Titel anredete. Die Republik hielt darauf, diesen Titel nur denjenigen zuzuerkennen, denen sie selbst ihn verliehen hatte. Das erklärt den offenbaren Widerspruch, der in dieser Beziehung in Polen den Fremden auffällt. Die polnischen Könige haben stets das jus majestaticum behauptet und wiederholt ausgeübt, indem sie Grafen, Barone ꝛc. kreierten; auch alle anderen Suveräne haben ihre Diplome anerkannt. Die Republik aber hat in ihren Grenzen diese Titel beharrlich verweigert. Man findet in Deutschland und Italien Grafen und Barone, denen ihre Titel von Johann Sobieski, August II., August III. und Stanislaus verliehen worden sind und die sich derselben überall bedienen, außer in Polen, wo die Republik sie nicht anerkennt.

Ich komme auf den Reichstag von Grodno zurück. Ich hatte das Glück, die auf die Kirche von Ilmagen bezügliche Angelegenheit, die Herr v. d. Howen als Delegierter und der Graf Keyserling früher vergeblich betrieben hatten, zum glücklichen Ende zu führen. Nachdem ich mich drei Wochen eifrig bemüht und unterhandelt hatte, wurde diese Kirche der lutherischen Konfession wieder zurückgegeben.*) Der alte Oberburggraf Saß ist über diese angenehme Nachricht besonders entzückt gewesen und die Ueberführung der Kirche von einem Kultus zum andern mit großer Freude und allem möglichen Pomp gefeiert worden. Die ganze Ritterschaft war über meinen Erfolg erstaunt und ich verdanke diesem Falle die günstige Meinung über meine Begabung zum Unterhändler.

Nach glücklicher Erledigung aller Aufgaben meiner Mission bemühte ich mich um eine Abschieds-Audienz. Seine Majestät geruhte

um der republikanischen Gleichheit willen besonders auf den Reichstagen ihre Titel nicht gebrauchten, es sei denn, daß sie sie von der Republik selbst erhalten hatten. Die Poniatowski's und Poninski's sind polnische Fürsten, die Krasinski's, Wielopolski's ꝛc. polnische Grafen.

*) Diese Kirche war 1726 von Otto Ernst Rappe, damaligem Besitzer von Altenburg und Groß-Ilmagen, den Katholiken übergeben worden. Im Jahre 1772 hatte Otto Fr. v. Saß Groß-Ilmagen erworben und von da ab hatten die Bemühungen begonnen, die Kirche für die lutherische Konfession zurück zu erlangen. (Notiz des Herausgebers.)

mir in derselben zu sagen: „Versichern Sie meine getreuen Ritterschaften von Kurland und Pilten meines beständigen Schutzes. Die an Sie gerichteten Verabschiedungs-Schreiben werden den Ausdruck meiner Gefühle enthalten. Sie persönlich werden bei Ihrer Rückkehr nach Warschau ein Zeichen meiner königlichen Huld erhalten.“ In der That wurde mir bald darauf durch den russischen Botschafter der Stern des Stanislaus-Ordens zugestellt. Der Graf Stackelberg machte mir dabei den Vorwurf, daß ich ihm Alles verschwiegen gehabt und den Orden nicht durch ihn erbeten habe.*) Ich antwortete ihm, daß ich mir seine Unterstützung für wichtigere Dinge vorbehalte.

Das Verhalten des Königs war wirklich erstaunlich. Einerseits beklagte er sich, daß die Kurländer sich mehr als russische, denn als polnische Unterthanen fühlten und sich an ihn nur durch den russischen Botschafter wendeten. Und andererseits ließ er, selbst wenn man sich nicht an den Botschafter gewandt hatte, seine Gnadenbezeugungen durch diesen gehen. Warum dieses doppelte Spiel und dieser stete Widerspruch zwischen seinen Worten und seinen Handlungen?

Die zwei Urkunden, die die Bestätigung der mit Rußland geschlossenen Konvention enthielten, waren separiert, eine für Kurland und eine für Pilten, ausgefertigt, üblichermaßen auf Pergament geschrieben, in Sammet gebunden und mit den beiden Siegeln von Polen und Litthauen in Kapseln von vergoldetem Silber versehen. Der Groß-Kanzler Okenzki sandte sie mir im Namen des Königs, um mir einen Dienst zu erweisen, damit ich sie nach Petersburg bringe und gegen die dortigen Ratifikations-Urkunden austausche. Nach dem herrschenden Gebrauche hätte mir solche Reise ein Geschenk der Kaiserin eingebracht. Da aber mein Freund Schöppingk in Petersburg Geschäfte hatte und eine offizielle Stellung ihm dabei von Nutzen sein konnte, so bewirkte ich, daß er mit dieser Sendung

*) Ich hatte dem Fürst-Primas, dem Bruder des Königs, zu verstehen gegeben, daß mir diese Auszeichnung, wenn ich sie als Delegierter meiner Provinz erhielte, Befriedigung gewähren würde.

betraut wurde.*) Er erhielt bei dieser Gelegenheit von Katharina II. eine mit Diamanten geschmückte Tabatière und vom Könige den Stern des Stanislaus-Ordens.

Um diese Zeit war es, daß meine Frau, die von der bedrängten Lage der Oberstin Heyking nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes, in die sie durch die Nichtswürdigkeiten des Herrn Corticelli geraten war, erfahren hatte, eine der Töchter der Oberstin, unsere liebe Henriette, zu sich nahm. Corticelli, ein Spieler von Profession, hatte nach dem Ableben des Obersten Heyking plötzlich Wechsel präsentiert, von deren Existenz Niemand nur eine Ahnung gehabt hatte. Infolge dessen war die Witwe ihres Hauses, ihres Silbers und ihres Weinkellers, der als vorzüglich bekannt war, beraubt worden, ohne daß vorher ein Inventarium über die Aktiva und Passiva aufgenommen gewesen wäre. Corticelli genoß nicht lange die Furcht seines Raubes; er starb, allgemein verachtet, einige Jahre darauf. Er war, Sohn eines Weinhändlers, Adjutant des Königs und später Gesandter in Wien geworden. Am Tage seiner Antritts-Audienz soll der Kaiser Joseph ganz laut geäußert haben: „Hat denn der König von Polen Niemand anders mir zu senden, als seinen Kuppler!“

Ich hatte nicht aufgehört, den Grafen Ignaz Potocki, den Fürsten Adam Czartoryski, die Fürstin Potocka und meine anderen Bekannten zu besuchen. Da man aber in den meisten Gesellschaften bis tief in die Nacht hinein lebte, zog ich mich allmählich von den eleganten Soupers zurück. Nur die Kanzlerin Czartoryska, die eine besondere Vorliebe für meine Frau zeigte, besuchte ich häufiger. Den Rest meiner Zeit widmete ich dem Studium und meinen Korrespondenzen.

Zu Anfang des Jahres 1785 befand ich mich eines Tages gerade zum Diner beim Botschafter Grafen Stackelberg, als er ein Billet von der Marschallin Fürstin Lubomirska erhielt, in dem sie dringend bat, sobald als irgend möglich zu ihr zu kommen. Auf

*) Herr v. Schöpping war ein Schwiegersohn des Botschafters Grafen Stackelberg. (Anmerkung des Herausgebers.)

den Vorschlag des Botschafters begleitete ich ihn zur Fürstin. Als wir bei ihr eintraten, stürzte sie in großer Erregung auf Stackelberg mit den Worten zu: „Stellen Sie sich vor, Herr Botschafter, man hat meinen Bruder (i. e. den Fürsten Adam Czartoryski) umbringen wollen. Der Böswicht Ryx*) hat versucht, dazu eine Frau, Namens Ugromow, zu gewinnen, diese die Miene angenommen, als ob sie sich auf das Komplott einlassen wolle, darauf aber das Geheimnis meinem Bruder und später mir verraten. Ich habe mich anfänglich gesträubt, dieser Frau Glauben zu schenken. Sie schlug mir aber vor, ich möge zwei Zeugen meiner Wahl so verbergen, daß sie das Gespräch, das sie mit Ryx haben werde, anhören können. Ich zog darauf zwei Herren, deren Rechtschaffenheit Sie kennen, zu Rate, und beide empfahlen mir, zwei solcher Zeugen zu wählen, um so der Verruchtheit oder Verleumdung auf den Grund zu kommen. Mein Schwiegersohn, der Graf Stanislaus Potocki, der mehrere Sprachen beherrscht, und der Engländer Taylor, der die innere Einrichtung des Hauses kennt, stellten sich mir zur Disposition. Heute endlich war den beiden Herren mitgeteilt worden, daß die Zusammenkunft zwischen Ryx und der Ugromow nun stattfinden werde. Die beiden erwähnten Zeugen haben sich darauf hinter einer Zwischenwand versteckt und dort das ganze Gespräch angehört. Nach einigen allgemeinen Redensarten sagte die Ugromow zu Ryx: „Es wird nun doch Zeit sein, den Betrag meiner Belohnung festzusetzen und ein Ende zu machen. Komarzewski hat mir das Pulver gegeben, spricht sich aber nur ganz unbestimmt aus; ich verlange aber Gewisses.“ Ryx antwortet: „Ach! es wird schon Alles kommen, man muß Geduld haben,“ die Ugromow dagegen: „Bei solchem Warten ruiniere ich mich. Auch bin ich nicht sicher, ob es mir immer gelingen wird, ihn zu mir zu locken.“ Als Ryx darauf bemerkt: „Ja, das ist Ihre Sache, Sie verlangen nur immer Geld,“ entspinnt sich ein lebhafter Streit zwischen Beiden. Endlich will sich Ryx entfernen. Da stürzen sich mein Schwiegersohn und Taylor

*) Ryx war der erste Kammerdiener und Günstling des Königs.

auf ihn, ſchleppen ihn in einen Wagen und führen ihn zu mir her. Ich ſchickte ſofort zum Großmarſchalle*) und übergab ihm den Ryx, damit er nach der Strenge des Geſetzes abgeurteilt werde."

Die Fürſtin, die ihren Bruder zärtlich liebte und ſein Leben für bedroht hielt, war in höchſter Erregung, bekam nach dieſer Erzählung heftige nervöſe Zufälle und beſchwor den Botſchafter, die gerechte Sache gegen die Rache des Königs, der ſeine beiden größten Günſtlinge verwickelt ſehen werde, zu verteidigen.

Graf Stackelberg bat die Fürſtin dringend, ſich doch zu beruhigen. Aber immer wieder drang ſie in ihn, ſeine Meinung zu äußern. Er aber wich dem auf ſehr gewandte Weiſe aus und empfahl ſich endlich unter dem Vorwande dringender Geſchäfte.

Als wir im Wagen waren, ſagte er mir: „Ich glaube nicht ein Wort von der ganzen Geſchichte. Sie werden ſich erinnern, daß dieſelbe Ugromow in Grodno**) dem Könige auch bereits durch eine Vergiftungs-Geſchichte Unruhe bereitet hat. Es iſt eine Nichtswürdige, die mit dem Gewerbe der Dirne begonnen hat und nun Geſchäfte aller Art treibt, nur um Geld zu erpreſſen." Ich teilte dem Botſchafter mit, daß ich dieſe Frau in Petersburg kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Unter der Anführung, ſie ſei eine Polin und wolle mich, über den ſie allerlei Gutes gehört, in einer Prozeßſache, um meinen Rat bitten, habe ſie mich brieflich aufgefordert, ſie zu beſuchen. Ich ſei darauf auch zu ihr gegangen, aber nicht mehr zu ihr wiedergekehrt, trotz der wiederholten Billete, die ſie an mich geſchrieben. Mir ſei aber klar geworden, daß ich es mit einer Abenteurerin***) zu thun gehabt habe, die mich nur bloßſtellen könnte.

*) War in Warſchau der Oberrichter in Kriminalſachen und Ober-Polizeimeiſter.

**) Der Botſchafter hatte mir in Grodno von der Kleinlichkeit des Königs erzählt, der den General Komarzewski zu ihm geſchickt habe mit der Mitteilung, es läge ein Plan vor, ihn, den König, durch dieſelbe Ugromow zu vergiften. Die Geſchichte hätte in Grodno damals großes Aufſehen gemacht, wenn man ſich nicht darauf beſchränkt hätte, dieſe Frau von Grodno wegzuſchicken.

***) Sie war in Wien geboren und hatte italieniſche Eltern. Nachdem ſie längere Zeit in Warſchau gelebt hatte, gab ſie ſich in Petersburg für eine Polin aus.

Indessen schien das Zeugnis des Grafen Stanislaus Potocki, eines Mannes von Geist, und des Engländers von einigem Gewichte.

Ich erinnerte mich eines Vorfalles sehr ähnlicher Art, wo auch das Zeugnis zweier durchaus zuverlässiger Zeugen vorlag, die Sache sich aber doch anders verhalten habe. Als ich dem Botschafter davon erzählte, bat er mich, nach diesem Vorfalle genau zu forschen, morgen über die Sache mit dem Marschalle Grafen Ignaz Potocki zu sprechen und ihm, dem Botschafter, meine Auffassung über die Angelegenheit ganz im Vertrauen später mitzuteilen.

Es war 6 Uhr abends, als wir zurückkamen. Der König war kaum ins Theater getreten, als der General Komarzewski bei ihm in der Loge mit den Worten erschien: „Sire, ich übergebe Ihnen meinen Degen, denn ich bin entehrt worden. Man beschuldigt mich, zusammen mit Ryx die Absicht gehabt zu haben, den Fürsten Adam Czartoryski zu vergiften. Ryx ist vom Grafen Stanislaus Potocki und einem gewissen Taylor gewaltsam ins Palais der Fürstin Lubomirska geschleppt worden."

Der König erhob sich wütend und verließ das Theater. Das Publikum, das im Augenblick die ganze Sache erfahren hatte, zerfiel sofort in zwei Parteien. Die des Königs schrie über die Gewaltthat und die Verleumdung, während die Partei des Fürsten Adam und der Potockis über das geplante Verbrechen der Vergiftung lamentierte. Man konnte kaum das Schauspiel beenden und am anderen Tage spaltete sich die ganze Stadt in zwei Parteien mit äußerster Leidenschaftlichkeit.

Der Graf Ignaz Potocki, den ich besuchte, war von der Wirklichkeit des Vergiftungs-Anschlages so fest überzeugt, daß er trotz meiner geäußerten Bedenken mit Heftigkeit ausrief: „Wenn es sich nicht so verhielte, so wäre mein Bruder ein Dummkopf oder ein Verbrecher, ein Dummkopf, wenn er etwas gehört hätte, was gar nicht gesprochen worden ist, ein Verbrecher aber, wenn er etwas untergeschoben, was nicht der Fall gewesen ist." „Verzeihung, lieber Graf," warf ich ein, „ich kann Ihre Beurteilung der Sachlage nicht für zwingend halten. Hier liegt ein Fall vor, von dem man wohl

ſagen kann: Tertium datur. In der That, wenn die Ugromow ihre Worte abſichtlich in doppeltem Sinne gebraucht hat, und wenn man erwägt, daß der Graf, Ihr Herr Bruder, in der Entrüſtung, die ſich ſeiner bemächtigen mußte, in hohem Grade erregt geweſen ſein muß, ferner, daß Taylor ſich mehrere Mal aus dem Verſtecke auf Ryx hat ſtürzen wollen, ſo wird man nicht für ausgeſchloſſen halten dürfen, daß das Alles auf das Urteil ſelbſt des Verſtändigſten, zumal wenn er von vornherein zu einer vorgefaßten Meinung gebracht worden war, Einfluß üben konnte.“ Aber der Graf Ignaz Potocki war nicht zu überzeugen.

Der König dachte nur an Rache für eine Beſchuldigung, die indirekt auf ihn fiel. Denn das Publikum urteilte, daß weder Ryx, noch Komarzewski, ſondern nur der König es geweſen ſei, der den Fürſten Adam Czartoryski von jeher gehaßt habe. Aber dieſe Meinung, von der eine Partei durchdrungen war, erſchien der anderen lächerlich. Dieſe ſagte, daß ein Verbrechen denn doch einen Zweck haben müſſe. Der König ſei nicht der Erbe des Fürſten Adam, der Kinder habe, und der Fürſt Adam ſei auch nicht der Nachfolger auf dem Throne. So liege denn abſolut kein Beweggrund vor, einen Verwandten, den man liebe, vergiften zu wollen. Das Ganze ſei nichts als eine grob angelegte Liſt einer Abenteurerin, die ſchon in Grodno den Verſuch gemacht habe, den König durch eine ähnliche Erdichtung zu fangen.

Aber das Aufſehen war nun einmal da, die Sache nicht mehr zu unterdrücken, und die berühmteſten Advokaten bemächtigten ſich ihrer. Glaire, der den König kannte, ſah in dieſem Vorfalle ein Mittel, ſein Glück zu machen. Er ließ ſich mit Zuſtimmung beider Parteien mit dem Auftrage betrauen, die Ausſagen der Angeſchuldigten nach Artikeln, die er verfaſſen ſollte, entgegenzunehmen.

Endlich wurde das Urteil dahin gefällt: 1. daß die Ugromow überführt ſei, den Ryx und den General Komarzewski verleumdet zu haben, wofür ſie gebrandmarkt und öffentlich ausgepeitſcht werden ſollte, und 2. daß Taylor, als Mitſchuldiger an dieſem abſcheulichen Betruge, des Landes verwieſen werden ſolle.

Glaire hatte ein Exposé in dieser Sache in französischer Sprache verfaßt, das sehr lang und recht schlecht geschrieben war. Der König war aber davon so entzückt, daß er ihm 15 Tausend Dukaten schenkte. Mein Schweizer, der bemerkt hatte, daß er sich eine Menge Feinde zugezogen hatte, hielt für ratsam, nun in seine Berge zurückzukehren, wo er sich später als Revolutionär hervorgethan hat.

Obgleich ich vermieden hatte, mich in die Sache zu mischen, ja auch nur über sie zu sprechen, war ich doch oft genug gezwungen worden, meine Meinung zu äußern. Ich beschränkte mich dann darauf, zu sagen: „Man muß das juristische Ergebnis der Beweise abwarten.“ Aber meine Mäßigung mißfiel beiden Parteien; jede hatte mich im Verdacht, der anderen anzugehören. Und da die Erregung immer noch in Warschau war, so wurden mir die Gesellschaften unangenehm. Ich entschloß mich, meine Reise gleich jetzt anzutreten, die ich schon früher in Aussicht genommen hatte.

Die Ankunft meines Bruders verzögerte meine Abreise um ein paar Wochen. Nach 10jähriger Trennung hatte ich das Vergnügen, ihn wiederzusehen. Aber wie hatte er sich verändert! Auf der Universität Jena war er gezwungen gewesen, sich mit einem anderen Studenten zu schlagen, wobei er durch einen Stich durch die Brust schwer verwundet worden war. Infolge des starken Blut-Verlustes war er entsetzlich blaß geworden und ist das auch sein ganzes Leben hindurch geblieben.

Es machte mir besonderes Vergnügen, meinem Bruder seine Rückkehr nach Kurland möglichst zu erleichtern, indem ich ihm einen Empfehlungsbrief vom Könige und einen vom Grafen Stackelberg an den russischen Residenten in Mitau verschaffte. Am 6. April reiste ich trotz des Schnees, der die Wege recht unangenehm machte, von Warschau ab, um nach Frankreich zu gehen.

Trotz der Schneemassen verlief unsere Reise von Warschau nach Dresden ohne Unfall. Mein alter Freund Georgi, den ich zuerst wiedersah, war so freundlich, uns bei unseren Besorgungen behilflich zu sein und mir vielfache Beweise seiner aufrichtigen Anhänglichkeit zu geben. Wir wollten anfänglich nur ganz kurze Zeit bis zum

Schwinden des Schnees in Dresden bleiben und dabei die Umgebung, die Gemälde-Gallerie und die Schatzkammer sehen. Aber der Graf Karl Brühl, dessen Frau ihre erste Jugend in Petersburg verlebt hatte und eine alte Bekannte meiner Frau war, besuchte uns und so konnte meine Frau nicht umhin, zu ihrer Jugend-Freundin zu gehen. Der Herzog Karl, der von meiner Ankunft erfahren hatte, ließ mir in verbindlicher Weise sagen, er hoffe, ich würde nicht abreisen, ohne ihn gesehen zu haben. Die Herzogin, seine Gemahlin, lebte damals mit ihm zusammen. Als ich Ihren königlichen Hoheiten meine Aufwartung machte, verlangten sie, daß ich ihnen meine Frau vorstelle. Vergeblich führte ich zur Entschuldigung an, daß meine Frau keine Hof-Toilette mit habe. „Aber mag sie doch kommen, wie es ihr beliebt," sagte die Herzogin. „Ich werde sie um 6 Uhr mit einem guten Kaffee à la Polonaise erwarten." Wir wurden von dem Herzoge und seiner Gemahlin während unseres Aufenthaltes in Dresden, der sich wegen der Ueberschwemmungen zwischen Dresden und Meißen auf 14 Tage ausdehnte, mit Güte überhäuft. Das italienische Theater in Dresden war damals unter der Mittelmäßigkeit und die Musik von Schuster in seiner Oper „Il marito indolente" entsprach seinem Titel. In Hanau, wo meine Schwiegermutter einst längere Zeit gelebt hatte, wurden wir von ihren alten Freunden, die dort noch lebten, sehr freundlich empfangen. Wir besuchten das berühmte Wilhelmsbad und gingen dann nach Frankfurt, wo uns die Herren d'Orville viel Liebenswürdigkeit erwiesen.

Wir kamen durch Metz gerade zur Zeit der Mai-Messe. Die Stadt war sehr belebt und das Theater recht gut. Wir blieben dort indessen nicht lange, um nur bald Paris zu erreichen, diese Weltstadt, die auf allen Gebieten hervorragend ist, die man bewundert und mit Vergnügen bewohnt, die man nur mit Bedauern verläßt und niemals vergißt!

Ich beeilte mich, meinen alten Freund Rochon de Chabannes aufzusuchen. Er war verheiratet, wohnte in einem netten Hause im Fauborg St. Antoine und führte das Leben eines Philosophen.

Der Graf Stackelberg hatte mir Briefe an den russischen Ge-

ſandten, v. Simolin, den ich in Petersburg häufig geſehen hatte, mitgegeben. Er empfing mich mit der üblichen Höflichkeit, lud mich aber unter dem Vorwande, daß er ſein Haus noch nicht eingerichtet habe, nur einmal zu einem ganz kleinen Diner ein. Er genoß in Verſailles und Paris wenig Anſehen und ſtach von ſeinem Vorgänger, dem Fürſten Barjätinsky, dem der Ton und die Manieren eines vornehmen Mannes und Repräſentanten einer Großmacht eigen geweſen waren, bedeutend ab. Seine knauſerige und wüſte* Lebensweiſe mißfiel allgemein. Er war auf allen Auktionen zu ſehen und hatte es ſtets mit den Börſenmaklern zu thun. Sein Vermögen, das er auf dieſe Weiſe zu vergrößern ſtrebte, war nicht unbedeutend, und ſein Einkommen mit Einſchluß ſeines Gehalts mehr als ausreichend, um mit Würde leben zu können. Wir hatten gehofft, den M. de Corberon und deſſen Frau, die meine Frau in Petersburg gekannt hatte, in Paris anzutreffen. Er war aber leider auf ſeinem Landgute de Froiſſereux in der Nähe von Beauvais, von wo er mir regelmäßig ſchrieb. Er riet mir, Mesmer aufzuſuchen, damit ich mir ſelbſt eine Meinung über ſein Syſtem bilden könne, unabhängig von den Uebertreibungen, mit denen man es aufgenommen hatte. Denſelben Rat und noch dringender gab mir M. de Marſollier de Vivetière, der durch Familien-Angelegenheiten in Lyon zurückgehalten war. So ging ich denn zu dieſem berühmten Manne, der damals (im Mai 1785) die Aufmerkſamkeit von ganz Paris auf ſich zog. Ich fand in ihm einen deutſchen Arzt, einen ſehr gebildeten und gut ausſehenden Mann, der keineswegs die Redeweiſe oder die Manieren eines Charlatans hatte. Er ſprach recht gut franzöſiſch, wenngleich mit einem Akzente, war in ſeinen Gedanken klar, drückte ſich, wenn er von ſeinen Syſtemen ſprach, gut aus und entwickelte ſeine Meinungen mit der Genauigkeit des Logikers. Wir hatten eine Geſpräch von einer Stunde. „Sie ſind nun," ſagte er darauf, „in meine Theorie eingeweiht

*) Er lebte ganz öffentlich mit der Witwe eines Weinhändlers und trug dies Verhältnis mit einer Ungeniertheit zur Schau, die das Publikum laut mißbilligte.

und es handelt sich nun darum, Ihnen mein System in seinem ganzen Umfange zu entwickeln. Für meine Vorlesungen verlange ich von Ihnen, Herr Baron, kein Honorar; die Subskription ist bereits geschlossen. Belieben Sie aber dem Kursus beizuwohnen, den der P. Hervier unter meinen Augen für diejenigen veranstalten zu lassen die Güte hat, die zu meiner Lehre zugelassen werden wollen. Ich würde mich glücklich schätzen, vor Ihren Augen die Reinheit meiner Absichten und die Zuverlässigkeit meiner Prinzipien nachzuweisen."

Ich nahm an diesem Kursus teil. Nachdem eine genügende theoretische Uebersicht über den Magnetismus gegeben worden war, lud mich Mesmer in einen Saal, wo eine Anzahl Kranker magnetisiert wurde. Hier forderte er mich auf, Mad. R., die Frau eines Pariser Architekten, nach seinen Weisungen zu magnetisieren. Das war eine junge Frau, die an Nervenzufällen litt, die sich bis zu Krämpfen steigerten. Nachdem ich mich mit der Kranken in Rapport gesetzt hatte, vernahm man, genau nach der Richtung, die meine Hand nahm, ein eigentümliches Geräusch. Konnte hier ein Betrug obwalten? War eine Täuschung überhaupt möglich? Ich enthalte mich jedes Urteils und bezeuge nur die Thatsache. Während ich dem Mesmerschen Kursus folgte, verabsäumte ich nicht, die Koryphäen der französischen Freimaurerei aufzusuchen. Ich hatte einen Brief an einen M. de la Savalette de Langes, einen Beamten des königlichen Schatzamtes, der mir die letzten Einrichtungen der „Philalethen" mitteilen und die Bekanntschaft mit dem berühmten Toussay de Chanteau von der Sekte der Martinisten vermitteln sollte. Dieser Mann sollte 9 Tage gefastet haben, um sich, wie er gesagt hatte, über uns niedrige und schwache Sterbliche zu erheben. Ich wollte mich mit allen diesen Narrheiten amüsieren, die die Franzosen, gerade weil es Ueberspanntheiten waren, mit tiefem Ernste behandelten. Um zu allen diesen Taschenspielereien zugelassen zu werden, mußte man die Miene annehmen, an die Möglichkeit aller dieser Dinge zu glauben.

Als ich meinen Brief Savalette übergab, sagte er mir: „Sie sind mir bereits seit 8 bis 10 Tagen angemeldet, aber," fügte er

lächelnd hinzu, „als ein zweifelnder Freimaurer.“ „Das ist ganz wahr,“ antwortete ich, „aber ich suche die Wahrheit und hoffe Sie in Paris, diesem Mittelpunkte aller Erleuchtung und Kenntnis, zu finden.“

Savalette, durch diese Schmeichelei gewonnen, fuhr darauf fort: „Ja, Sie werden nur bei uns das Strahlenbündel aller freimaurerischen Erleuchtung finden, wovon man in andern Ländern nur einzelne zerstreute Licht-Strahlen antrifft. Nur mit großen Ausgaben und nach unbegrenzten Nachforschungen sind wir dazu gelangt, das Wesen aller Logen und mystischen Gesellschaften Europas und Amerikas zu konzentrieren. Um Sie zu überzeugen, will ich Ihnen das Bild Ihres „Orients“ zeigen.“ Er ging in sein Kabinet und kam in der That mit einer sehr getreuen Darlegung Alles dessen, was uns betraf, unserer Debatten, unserer Veränderungen ꝛc. zurück. „Wir erhalten,“ fügte er hinzu, „monatlich einen Bericht über alle Radien des Umkreises, dessen Mittelpunkt Paris ist.“

Ich sprach ihm meine Anerkennung über diese glückliche Idee und den Erfolg aus. „Ich gestehe Ihnen, daß ich sehr erfreut wäre, Mitglied der Philalethen zu werden, wenn man von mir nur nicht verlangen sollte, einen ausländischen Chef anzuerkennen. Das könnte ich nicht versprechen, da ich einen Eid geleistet habe, niemals weder Obere, die für mich unsichtbar sind, noch einen unserm Systeme fremden Chef anzuerkennen.“ De Langes antwortete darauf nach einigem Nachdenken: „Ich kann mich darüber noch nicht äußern, aber ich rechne auf die Ehre, Sie häufiger zu sehen und ich werde Ihnen von den Absichten meiner Mitbrüder Kenntnis geben.“

Ehe ich ihn verließ, bat ich ihn, mir eine Unterhaltung mit dem berühmten Toussay du Chateau zu verschaffen. „Nichts leichter als das. Er kommt alle Donnerstage um 10 Uhr morgens zu mir, und wenn Sie sich die Mühe geben wollen, übermorgen bei mir anzukommen, so werden Sie die Bekanntschaft dieses in mehr als einer Beziehung Staunen erregenden Mannes machen.“

Ich sah nun endlich diesen Besessenen und will hier seine Unterhaltung mit mir wiedergeben.

Nach einigen einleitenden Worten über die Freimaurerei, das geistige Wesen der Seele und die Kabbala*) fragte er mich in hochtrabendem Tone:

Er: Glauben Sie an die heilige Schrift?

Ich (um meinen Mann auszuforschen): Mit Einschränkungen und oft mit Zweifeln.

Er: Man muß buchstäblich glauben, oder ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.

Ich: Ich würde zuviel verlieren, wenn Sie schweigen wollen. Nehmen Sie also an, daß ich die Bedeutung des Buchstabens zulasse.

Er: Kennen Sie die Vision des heiligen Paulus, wo er in den siebenten Himmel erhoben wurde? Glauben Sie daran?

Ich: Ich glaube an die Vision.

Er: Wohlan, die Gottheit hat mir dieselbe Gnade erwiesen. Nachdem ich 9 Tage gefastet hatte, wurde ich bis in den Busen der Gottheit erhoben und die ganze Natur wurde mir enthüllt.

Ich: In diesem Falle wissen Sie Alles und ich weiß nichts. Wollen Sie mir nur eine neue Wahrheit auf geistigem oder physischem Gebiete verkünden und ich werde einer Ihrer eifrigsten Schüler.

Chateau erging sich nun in unglaublicher Weise in einem Schwalle von Unsinn. Ich hörte ihn ruhig an und bat ihn darauf, den kurzen Inhalt des Gesagten zusammenzufassen, wobei ich ihm sagte: „Das ist Alles für mich ganz unverständlich. Es ist so, als wenn ich deutsch zu Ihnen geredet hätte. Sie hätten mich nicht verstanden und das wäre doch nicht Ihre Schuld gewesen."

Er (ein wenig geärgert): Ich verstehe nicht, über abstrakte Dinge denen gegenüber klar zu sein, die den Schlüssel dazu nicht haben.

Ich: Wollen Sie mir gütigst diesen Schlüssel geben oder nicht in Geheim-Worten mit mir sprechen. Denn wenn es nur darauf ankäme, so könnte ich Ihnen meinerseits eine halbe Stunde fort-

*) Ich erfuhr, daß er Jude geworden sei, um in die Kabbala eingeweiht zu werden. Ich finde diese Thatsache in dem sehr interessanten Werke unter dem Titel: St. Nicaise, pag. 333, bestätigt.

geſetzt vorreden und Sie würden nichts davon verſtehen, freilich ich auch nicht.

Er: Um mich zu verſtehen, muß man eine gewiſſe Faſſungskraft haben.

Ich: Die ich nicht beſitze und zu beſitzen mich auch nicht rühme. Aber Logik, geehrter Herr, Logik.

Er: Ach, wie das nach der Schule ſchmeckt!

Ich: Allerdings, nach der Schule von Loke, von Bacon ...

Hier erhitzte ſich unſere Unterhaltung, ſo daß de Langes, der im Nebenzimmer war, erſchien, um uns zu unterbrechen. „Es ſcheint, daß Sie in einen Streit geraten ſind.“ „Es iſt ſchon lange her, daß ich nicht mehr ſtreite,“ ſagte du Chateau mit einem bitteren und verächtlichen Lächeln. „Geſtatten Sie, daß ich Ihnen meine Verbeugung mache,“ und damit entfernte er ſich.

Ich habe dieſen Narren niemals wiedergeſehen, der wahrſcheinlich im Tollhauſe geſtorben iſt. Das Weſen, daß gewiſſe Leute mit ihm, trotz ſeines maßloſen Hochmuts, trieben, beweiſt nur wieder, daß in der Geſellſchaft glänzende Phraſen ohne ein Körnchen geſunden Urteils ſo oft imponieren.

Dieſe Wahrheit trat mir in Paris wieder entgegen, wo man damals Caglioſtro nachlief. Dieſer Menſch beſchäftigte ſich eben damit, eine Loge unter dem Titel: „Die triumphierende Weisheit,“ nach egyptiſchem Ritus zu gründen, d. h. nach Ueberſpanntheiten, die er ſelbſt erfunden und in myſtiſche Formen gebracht hatte. Mitglieder dieſer Loge waren Leute mit lebhafter Einbildungskraft, aber auch ſolche, deren käufliche Feder zu jeder Lüge und Verführung zu haben war.

Und alle dieſe Charlatans traf man damals zu gleicher Zeit in Paris an. Alles Glaubliche überſtieg aber, daß Caglioſtro Perſonen, wie den Kardinal de Rohan, M. de St. James, den Herzog de G... und mehrere Andere, die man in der Geſellſchaft Leute von Geiſt nannte, geradezu despotiſch beherrſchte. Einer dieſer Herren, der Marquis de L..., äußerte mir gegenüber bei Savalette, Caglioſtro ſei ein außergewöhnlicher Menſch. Als ich ihm verſicherte, Caglioſtro

ſei ein ganz gewöhnlicher, dazu noch auffallend unwiſſender Charlatan und ihm von den Streichen erzählte, die er in Petersburg und Warſchau ausgeführt hatte, fragte mich der Marquis, ob ich das auch ſchriftlich geben wolle. „Gewiß," erwiderte ich, ſchrieb das ſofort nieder, was ich geſagt hatte, unterſchrieb und beſiegelte das Blatt. Nachdem der Marquis weggegangen war, ſagte mir Savalette in erſchrecktem Tone: „Nehmen Sie ſich vor Caglioſtro's und ſeiner Anhänger Rache in Acht." „Ich fürchte mich nicht," erwiderte ich. „Uebrigens handelte es ſich um die Wahrheit und um den Verſuch, der Verführung einige Opfer zu entreißen." Meine Handlungsweiſe wurde von denjenigen, die darin einen beſonderen Mut zu ſehen die Güte hatten, ſehr belobt, namentlich von den Philalethen, die vielleicht mit Unwillen erfahren mußten, daß der Charlatan einige hervorragende Mitglieder ihrer Loge abwendig machte. Meine Erklärung warf einen Anſtrich der Lächerlichkeit auf das „Syſtem" Caglioſtro's und ich überzeugte mich, daß ein Franzoſe, der den beſten Gründen einen Scherz oder ſarkaſtiſchen Witz entgegenzuſtellen weiß, plötzlich den Gegenſtand ſeiner Huldigungen verläßt und das Götzenbild ſeiner Verehrung oder ſeiner Phantaſie ohne Erbarmen zertrümmert, ſobald er nur das Schreckbild der Lächerlichkeit erblickt. In dieſer Beziehung hatte meine Deklaration vielfach auf mehrere Perſonen nützlich gewirkt und mir von Savalette die Mitteilung der höheren freimaureriſchen Gnade eingebracht.

Ich beſichtigte die Sehenswürdigkeiten von Paris nach der Methode, daß ich die einzelnen Stadtteile nach der Karte und dem Almanach für Reiſende durchging. Auf dieſe Weiſe ſah ich in 3 Monaten mehr, als ich ſonſt kaum in einem Jahre geſehen hätte. Nur damit beſchäftigt, verkehrte ich nicht mit Landsleuten; es hätte nicht der Mühe verlohnt, die weite Reiſe zu machen, um hier mit Kurländern und Polen zu leben.

Paris, ſeine Kunſtſchätze und Theater ſind ſchon ſo oft beſchrieben und beſprochen worden, daß ich mich enthalte, dasſelbe zu thun. Ich werde nicht weiter über die erhabene Muſik der Armida und Iphigenia von Gluck, die Meiſterwerke Piccinis und der franzöſiſchen

Komponisten sprechen. Nur erwähnen will ich, daß die Oper: „Richard Löwenherz“ mit Leidenschaft beklatscht wurde und bei der Arie: „Oh! Richard mein König!“ alle Herzen der Franzosen nur von dem einen Gefühle beseelt schienen, das im Grunde niemals aufgehört hatte, das Gefühl der Nation zu sein.

Aber wenn dieses tiefe Gefühl sich noch in der Oper zeigte, so trat der böse Geist der Scheinweisheit in der Akademie bereits zutage. Wir wohnten der Aufnahme des Abbés Morellet bei, und hörten in derselben Sitzung ein von ihm verfaßtes, an und für sich sehr mittelmäßiges, Trauerspiel meisterhaft deklamieren. Morellet las darauf mit einer gebrochenen Stimme, aber mit großer Anmaßung, eine Abhandlung über die Sprachen, wobei ihm lebhafter Beifall für einige starke Ausfälle gegen die Regierung und für seinen philosophischen Mut, wie man das zu bezeichnen beliebte, zuteil wurde. Nachdem wir mit der Besichtigung des Inneren von Paris zu Ende waren, gingen wir nach Chantilly, wo man sich noch des „Comte du Nord“ (des Großfürsten Paul) erinnerte und sogar von Mademoiselle Nelidow sprach. Wir dehnten unsere Exkursionen auf 12 Meilen rund um Paris aus und ließen uns nichts Interessantes entgehen.

Gewiß findet man in anderen Ländern Aehnliches wie in Paris, schöne Bauten, Gärten, Statuen ꝛc., aber nirgends findet man eine solche Vereinigung von Allem wie in Chantilly. Da findet man den Glanz der Pracht und zugleich den ganzen Zauber der Einsamkeit und Melancholie. Wer kann dies herrliche Gehölz, wer diese reizende Insel der Liebe jemals vergessen. Wir sahen die Lustschlösser Klein-Trianon der Königin, Bagatelle des Grafen d'Artois, St. Cloud, das Institut von St. Cyr, Marly, dessen Park an den von Versailles mit seinen weltberühmten Wasserkünsten grenzt ꝛc.

Wir gingen nach Versailles auf mehrere Tage, und ich gestehe, daß der so sehr gerühmte Aufenthalt daselbst nicht unsern Erwartungen entsprach. Wenn Paris freilich Petersburg übertrifft, so überragt der Glanz des russischen Hofes gewiß den des französischen.

Wir wohnten der Messe des Königs bei. Das Anziehendste, was ich dort sah, war die reizende Herzogin de Guiche, geborene de Polignac. Sie war auf den Knieen und ihr Gesicht hatte einen himmlischen Ausdruck, so daß ich nicht aufhören konnte, sie anzuschauen. Wir sahen darauf dem Diner des Königs und der Königin zu. Ich konnte diese öffentlichen Mahlzeiten mit denen der Kaiserin vergleichen; ich hatte auch den Einzug der Königin in Paris bei Gelegenheit ihres Kirchgangs nach der Niederkunft gesehen. Man entwickelte dabei alle Pracht und benutzte die schönsten Hof-Equipagen. Aber selbst in dieser Beziehung erreichte Versailles Petersburg nicht. Außerdem stand Katharina durch ihre Stimme, ihre Haltung und vor allem durch ihr Genie hoch über ihrer Nation und wohl auch über allen Souveränen ihrer Zeit,*) während Louis XVI. weder Furcht noch Liebe einzuflößen schien. Die Königin zeigte zu sehr den Wunsch, als Frau zu gefallen, und verlor dadurch als Königin in den Augen der denkenden Menschen. Am Hofe herrschte ein steter Gegensatz zwischen einer bis zur Unanständigkeit gehenden Frivolität der Jugend und dem kalten und verächtlichen Tone der älteren höher gestellten Personen. Und dieselben jungen Leute affektierten, wenn sie in Paris waren, einen frechen, spöttischen Ton, eine Manier, die damals Mode und englischer Ton genannt wurde. Der Herzog von Chartres,*) den ich im Palais Royal mehrmals zu sehen Gelegenheit hatte, befleißigte sich der Manieren eines Stallknechtes von St. James, wofür ihm freilich nur die allgemeine Verachtung zu teil wurde, die niemand vor ihm verbarg.

Damals begann die Leidenschaft aufzutreten, gegen die Regierung zu perorieren. Zu meinem Erstaunen pries Deprémenil, mit dem ich bei Mesmer zusammentraf, mir gegenüber das Glück der Polen und Kurländer, Republikaner zu sein. „Ach, geehrter Herr," warf ich ein, „die republikanische sogenannte Freiheit sieht aus der Ferne viel schöner aus, als in der Nähe." „Das kommt

*) Friedrich der Große war der Einzige, der dem Genie nach mit ihr verglichen werden konnte.

**) Später Herzog von Orleans und dann Egalité.

nur daher," antwortete er, „daß Sie diese Freiheit noch nicht vollständig haben, daß bei Ihnen noch Sklaven existieren, daß Sie ..." Und nun brachte er mit großem Feuer alle die Gemeinplätze zu Markte, die mir zur Genüge bekannt waren. Ich hatte die Höflichkeit, ihn ruhig anzuhören und er glaubte gewiß, mich in Erstaunen und Bewunderung versetzt zu haben.*)

Deprémenil hatte viel Geist, aber wenig gesundes Urteil. Seine Beredsamkeit war glänzend, aber nicht gediegen. Ich hörte ihn gern reden, weil er seine Sprache vorzüglich beherrschte; aus demselben Grunde sah ich den P. Hervier, der im Augustiner-Kloster wohnte, häufig.

Ich zeigte dem P. Hervier einige Kapitel meiner Schrift über die Mysteriomanie. Er riet mir, die kleine Schrift nicht zu veröffentlichen, weil ich mir dadurch allzu mächtige Feinde zuziehen könnte. Ich blieb aber bei meinem Plane und bat einen gewissen R ... mein Brouillon abzuschreiben. R ... war einige Zeit darauf verschwunden und ich habe weder den Abschreiber noch mein Manuskript je wiedergesehen.

Bei Mesmer hatte ich die Bekanntschaft eines Chevalier de la ..., eines Kapitäns der Infanterie, gemacht, dessen gründliche und vielseitige Kenntnisse mir imponierten. Dr. Mesmer beklagte sich uns Beiden gegenüber über die Narrheiten und Ueberspanntheiten, die man ihm zur Last schreibe, und äußerte, wie sehr er wünsche, sein System in seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten. Ich schlug ihm vor, sich dem Freimaurer-Orden anzuschließen und aus seiner Lehre den wissenschaftlichen Teil des Ordens zu machen.

Mesmer gefiel dieses Projekt und so entwarfen wir mit dem Kapitän de la ... alles Nähere für eine neue Loge unter dem Titel: „Allgemeine Einigkeit." Mehrere Freimaurer und Schüler

*) Es war damals in Paris geradezu auffällig, wie sehr man immer Staunen erregen wollte. Alles war entweder albern oder erstaunlich; ein Drittes gab es nicht. Daher die Manie, dem Außergewöhnlichen nachzulaufen, daher der Schwindel mit dem Magnetismus, daher vergaß man so oft die Würde einzuhalten, wozu sich auch Deprémenil hinreißen ließ.

Mesmers traten ihr bei und Mesmer wurde zum Vorsteher der wissenschaftlichen Abteilung ernannt. Man darf diese Loge, in der die Lehre Mesmers in wissenschaftlicher Weise behandelt wurde, nicht mit dem Vereine der Magnetiseure, der denselben Titel angenommen hatte, verwechseln, in der durchaus andere Richtungen verfolgt wurden.

Mesmer hat das Schicksal aller derjenigen erfahren, die eine neue Wahrheit entdeckt und ihrer Entdeckung eine zu große Wichtigkeit beigelegt haben. Er verdient durchaus nicht, mit jenen unwissenden Charlatans verglichen zu werden, die das Publikum täuschen, nur um Geld zu machen.

Mesmer hatte die Tochter eines Wiener Apothekers geheiratet, die ihm eine Mitgift von mehr als 100 Tausend Gulden mitgebracht hatte. Er war bereits ein geschickter und geschätzter Arzt, als er seine Entdeckung machte. Er glaubte die animalische Elektrizität konstatiert zu haben und brachte seine Erfahrungen nun in ein System. Er ging nach Paris, um hier die aktive Existenz eines allgemeinen Fluidums, von der er fest überzeugt war, nachzuweisen. Hier bildete er einen Verein von 100 Personen, um magnetische Experimente öffentlich zu machen, wo er alle Kranken unter den Augen der Aerzte und der Polizei behandelte. Zur Bestreitung der Kosten dieser Experimente gab jedes Mitglied freiwillig 100 Louisdor her, und da er eine Kommission von 4 Mitgliedern niedersetzte, um die nötigen Ausgaben zu bestreiten und dem Verein alle 3 Monate hierüber Rechnung zu legen, so gab er damit einen Beweis seiner Uneigennützigkeit. Ein anderer hätte sein Geheimnis so teuer als ihm beliebte verkauft. Es trifft ihn somit keinerlei berechtigter Tadel für sein Verhalten.

Wenn man in der Folge der Lehre Mesmers allerlei Wunderbares hinzufügte, so war er darüber in Verzweiflung, hatte aber nicht den Mut, solchem Treiben energisch entgegenzuwirken. Hier ist ein Auszug aus seinen Briefen, deren Originale in meinen Händen sind:

„Sie werden kaum glauben, wie sehr der Somnambulismus dem Ehrgeize der Fanatiker und der Verirrung der Begriffe meiner eigenen Schüler Vorschub leistet. Ich habe stets die verhängnisvollen Folgen der Schwäche des menschlichen Geistes gefürchtet, die dazu führt, überall etwas Wunderbares erblicken zu wollen und das Zauberhafte zu bevorzugen. Ich habe meine Instruktionen nur mit großer Vorsicht erteilt, doch aber vielleicht zu viel Vertrauen geschenkt. Ich zittere bei dem Gedanken, daß man meine Lehre mit den alten Irrtümern vermengen und so Ungeheuerlichkeiten zu Tage fördern könnte, die Alles zerstören würden. Ich könnte ja mit dem Resultate meiner Reise recht zufrieden sein, wenn nur nicht derjenige Fanatismus, in dessen Halbdunkel man einfache und natürliche Erklärungen verschmäht, um zu einer abergläubischen Metaphysik Zuflucht zu nehmen, sich der Sache bemächtigt, wenn nur nicht eine solche Abweichung von der Wahrheit und meinen Prinzipien zur Herrschaft gelangt."

Bald traten zwei Systeme des Magnetismus hervor, die sehr verschieden waren von demjenigen Mesmer's. Der Begründer des einen war der Chevalier Barbarin. Das war der moralische, geistige Magnetismus, wobei von dem Einflusse einer Seele auf die andere, unabhängig von den Entfernungen und physischen Hindernissen die Rede war. Das andere System huldigte der Methode des Herrn de Puységur und war eine Verbindung des Mesmerschen und Barbarinschen Verfahrens, also ein physiko-moralischer Magnetismus, ein tierischer und geistiger zugleich.

Alle diese Tollheiten waren im Wachsen und ich fürchtete, daß Meßmer nur nicht von der Flut fortgerissen dazu gelangen würde, diesen Dingen, wenn auch nur stillschweigend, anzuhängen. Gegen das Jahr 1786 hörte ich auf mit ihm zu korrespondieren.

Jeder Tag knüpfte uns mehr an Paris und wir träumten oft davon, uns dereinst hier ganz niederzulassen. Man zeigte uns zu diesem Zwecke in Passy eine sehr nette, bescheiden aber sauber möblierte Wohnung, die uns nur 25 Louisd'or fürs Jahr gekostet hätte. Die

Entfernung von der Stadt hätte wenig zu bedeuten gehabt, da wir Equipage gehalten hätten. Das waren Zukunfts-Pläne, die niemals zur Verwirklichung kommen konnten.

In hatte meinen Tag in Paris so geregelt, daß der Morgen für mich war. Um 7 Uhr früh verließ ich meine Wohnung zu Fuße und kehrte erst um 1 Uhr zurück. Wir dinierten, machten darauf einige Exkursionen zu Wagen und gingen am Abend ins Theater. Wenn meine Frau vormittags ausfuhr, so nahm sie gewöhnlich in ihren Wagen die Nichte des Admirals d'Estaing, mit der sie sehr befreundet war, ein liebenswürdiges, sehr gebildetes und sanftes, nicht mehr ganz junges Fräulein.

Wir sahen nur sehr wenige kurländische Landsleute, einige Polen und Russen und beschränkten uns darauf, diejenigen Gegenstände besonders zu besichtigen, die uns abweichend erschienen von denjenigen, die man überall findet.

Die öffentlichen Einrichtungen*) verschiedener Art und die Denkmäler sind besonders dazu geeignet, nicht so sehr die Nation, als die Regierung zu beurteilen. Ihnen widmete ich meine ganze Aufmerksamkeit.

Ich war mit einem sehr interessanten Prozesse in Warschau betraut, der vor dem Relations-Gerichte zur Verhandlung kommen sollte. Da die beiden Kanzler mir versichert hatten, daß die Oktober-Juridik**) bis zum März verschoben werden würde, so rechneten wir darauf, noch die südlichen Provinzen Frankreichs besuchen zu können, die meine Frau um so mehr interessierten, als ihre Familie aus dem Vivarais abstammte.

Wie war ich betrübt, als ich die geheime Nachricht erhielt, daß der König seine Absicht geändert habe und die Sitzungen des Relations-Gerichts nun doch stattfinden würden. So mußten wir

*) Die Sorbonne, die Taubstummen-Anstalt, die Porzellan-Fabriken von Sevres, der Königin und Monsieur's, die Gobelins, die Erziehungs-Anstalten, Bicêtre u. s. w.

**) Das Relations-Gericht hatte im März und im Oktober je 6 Wochen hindurch Sitzungen. Man nannte diese Sitzungen in Polen Gerichts-Kadenzen.

denn auf ein Projekt verzichten, das uns so lockend erschienen war, und abreisen, um formellen Verpflichtungen nachzukommen, bei denen ich persönlich insofern interessiert war, als mir im Falle des Gewinnens des Prozesses 1000 Dukaten versprochen worden waren.

Wir machten unsere Rückreise über Straßburg, wo ich das Grabmal des Marschalls Grafen von Sachsen sah. Die Erinnerung daran, daß dieser bedeutende Mann einst zum Herzoge von Kurland erwählt worden war, erhöhte mein Interesse. Wir passierten darauf München, wo meine alten Freunde mir viel Güte erwiesen. Wir begegneten hier dem Herrn Wrougthon, ehemaligem englischen Gesandten in Warschau. Er hatte meine Frau und Schwiegermutter in Petersburg gekannt. Wir fanden ihn anfänglich melancholisch und träumerisch; nur allmählich heiterte er sich auf. Ein Jahr darauf erfuhren wir, daß er sich erschossen habe.

Von München gelangten wir nach Wien. Am Tage unserer Ankunft war eine entsetzliche Ueberschwemmnng eingetreten, die in der Vorstadt einige hölzerne Häuser fortgetragen hatte. Drei Tage darauf gingen wir, dieses traurige Schauspiel anzusehen. Sei es, daß der Schlamm böse Dünste aushauchte, sei es aus anderer Ursache, bei meiner Rückkehr fühlte ich mich von einem heftigen Kopfschmerze ergriffen, so daß ich verhindert war, zu unserm Botschafter, dem Fürsten Golitzyn, zum Diner zu gehen. Ich ließ ihm meine Entschuldigungen machen und ihn bitten, mir seinen Arzt zu schicken. Nach ein paar Tagen riet mir der Arzt, die Luft zu verändern und abzureisen.

Während unseres Aufenthalts in Wien besuchte uns der famose polnische Gesandte Corticelli. Er erzählte uns in triumphierender Weise von seiner Audienz, aber er erwähnte nicht die Bemerkung des Kaisers Joseph, von der ich oben erzählt habe. Der Abbé Os . . . hatte sie mir anvertraut. Corticelli mißfiel sowohl dem Kaiser als dem Wiener Publikum, das darüber entrüstet war, daß der Sohn eines Weinhändlers eine Nation repräsentierte, die einen so zahlreichen und gebildeten Adel hat.

Wir hielten uns in Krakau nicht auf und beeilten uns, soviel wir konnten, Warschau zu erreichen.

Wer von Paris zum Norden zurückkehrte, machte damals Sensation, als ob er übernatürliche Kräfte erworben hätte. Der König und Madame de Cracovie*) verdoppelten ihre Güte und Höflichkeit gegen uns. Man überhäufte uns mit Einladungen und da der Magnetismus damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich lenkte, so sprach auch der König, der als gebildeter Mann auch das System kennen zu lernen wünschte, mit mir darüber. Ich setzte ihm die Grundgedanken einfach auseinander und vermied den entschiedenen Ton, der den Sektirern eigentümlich ist. Seine Majestät wünschte die Aphorismen zu lesen. Ich hatte die Ehre, ihm das Manuskript Mesmers mitzuteilen.

Eines Abends, als ich mit dem Könige über meine Reise plauderte, erzählte ich ihm einige Anekdoten über den Hof von Versailles und ließ dabei einige politische Betrachtungen einfließen. Diese erregten seine besondere Aufmerksamkeit und er sagte mir einige schmeichelhafte Worte. Ich benutzte die Gelegenheit, ihm zu sagen, wie glücklich ich mich schätzen würde, wenn Se. Majestät geruhen wollte, mich in der diplomatischen Karrière, wenn auch nur anfänglich als Geschäftsträger, zu verwenden. Der König antwortete, er sei davon überzeugt, daß ich in dieser Branche gute Dienste leisten würde, „aber," fügte er hinzu, „Sie kennen die Beziehungen Polens zu Rußland, und wenn Sie dieselben mit Aufmerksamkeit verfolgen, so werden Sie die Verhältnisse erraten, die mich bei der Ernennung der Personen und auch bei der Sendung an die verschiedenen Höfe bewegen."

Ich teilte diese Bemerkung des Königs dem Botschafter mit und bat ihn, der polnischen Majestät zu versichern, daß meine Ernennung dem Petersburger Hofe nicht mißfallen würde. Graf Stackelberg erwiederte darauf: „Sie haben nur die Hälfte der Ideen des Königs erfaßt. Er murrt im Geheimen über Rußland, wird sich aber hüten, in diesem Sinne Instruktionen einem Manne

*) Pani Krakowska, Schwester des Königs, Witwe des frühern Hetmanns und Kastellans von Krakau, Branicki. (Anmerkung des Herausgebers.)

von Bedeutung, zumal wenn dieser von meinem Hofe empfohlen worden ist, zu geben. So hat er unbedeutende Leute nötig, solche wie Z . . . in Berlin und Corticelli in Wien, die nur in den Vorzimmern mit Subalternen verhandeln. Wenn er Deboli in Petersburg untergebracht hat, so ist das geschehen, weil er ihn hat erziehen lassen und als seine Kreatur betrachtet. Mein Hof findet den armen Deboli*) so lächerlich, daß er froh ist, ihn zu seinen kleinen Erheiterungen zu haben („pour ses menus plaisirs"). Nach Allem dem rate ich Ihnen als Freund, die Idee, vom König in der Diplomatie verwandt zu werden, ganz aufzugeben."

Eines Morgens fand ich beim Botschafter den Marschall Gurowski, der mir im Lachen sagte: „Wir sind im Begriffe, den Minister-Residenten Ihres Herzogs in den Turm (das Gefängnis für Edelleute) zu sperren. Ich hoffe, daß Sie darüber nicht böse sein werden."

Obgleich ich mir aus Herrn Zugehör nichts machte, schien mir das Vorgehen gegen ihn unzulässig. Ich antwortete also: „Die Person des Herrn Zugehör ist mir gleichgiltig, aber ich bitte Sie, Herr Marschall, seinen diplomatischen Charakter zu achten." „Der Resident eines Vasallen-Fürsten," meinte Gurowski, „kann nicht mehr Rechte haben, als sein Herr und wenn der Herzog von Kurland hier Schulden machen oder irgend ein Vergehen begehen wollte, so würde ich ihn ebenfalls in den Turm setzen." „Sie scherzen, Herr Marschall. Man kann Vasall sein, ohne die Rechte eines regierenden Fürsten zu verlieren. Die Kürfürsten Deutschlands sind Vasallen des Kaisers und haben nichts destoweniger des Gesandtschafts-Recht, sogar am Hofe von Wien. Ihre Gesandten, sind sie einmal zugelassen, stehen unter dem Schutze des Völkerrechts ebenso wie die Gesandten anderer Höfe."

*) Ich kann mich nicht enthalten, ein Witzwort des Grafen Stackelberg hier anzuführen. Madame Deboli war zwei Mal mit toten Kindern niedergekommen Mit Beziehung darauf sagte Stackelberg: „Die Kinder der Madame Deboli sind wie die Depeschen des Herrn Deboli; sie sterben, sobald sie das Licht der Welt erblicken."

Der Botschafter, den dieser Streit amüsierte, machte ihn noch lebhafter, indem er ihn gewandt anschürte. Der Marschall Gurowski wurde heftig und sagte: „Nun wohlan! Wir werden sehen, ob Ihr Resident nicht am nächsten Sonnabende im Turm sitzen wird.“ „Ich bin des Gegenteils sicher. Denn die herzoglichen Vorrechte sind von den Höfen Rußlands, Oesterreichs und Preußens garantiert und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß man einen solchen Rechtsbruch nicht dulden wird.“

Als ich zu Hause war, schrieb ich dem Herrn Zugehör, den ich kaum kannte, daß ich ihn bitte, sich zu mir zu bemühen, da ich ihm in einer ihn betreffenden wichtigen Angelegenheit Mitteilung zu machen habe.

Er kam sofort und ich erzählte ihm von dem Streite, den ich soeben gehabt habe. Er beschwor mich, ihn zu unterstützen und gestand mir, daß er mit seiner zahlreichen Familie verloren wäre, wenn man ihm die Schmach anthäte, da der Herzog ihn dann nicht behalten würde.

Ich warf ihm vor, daß er Unrecht gehabt habe, die Jurisdiktion des Marschalls überhaupt anzuerkennen, indem er sich auf die Klage des Grafen Tomatis eingelassen habe. Ich versprach ihm aber, alle meine Kräfte anzustrengen, um ihn aus der unangenehmen Lage zu befreien.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, schrieb ich eine Denkschrift:

Sur le droit de legation du Duc de Courlande et sur l'inviolabilité de son ministre-resident.

Ich hatte meine Gründe auf 8 Seiten in 4° zusammengedrängt*) und mit Hilfe einer dreifachen Zahlung wurde diese Abhandlung in einem Tage und zwei Nächten gedruckt, so daß ich Mittwoch früh ein Exemplar dem russischen Botschafter übergeben konnte.

*) Die Publizisten Deutschlands thaten in ihren Journalen meiner Schrift ehrenvolle Erwähnung, z. B. Schlötzer, Büsching 2c. Wer sich näher über diese Schrift informieren will, beliebe in Schwartz: Vollständige Bibliothek kurländischer und piltenscher Staatsschriften von pag. 293 bis 299 nachzulesen.

Zugehör hatte von seiner Seite die Abhandlung allen Gesandten übergeben und um deren Schutz gebeten.

Der Graf Tomatis*) lief zum Könige und gab sich Mühe, die Schrift anzuschwärzen, indem er mich beschuldigte, keine andere Absicht dabei gehabt zu haben, als die königliche Würde herunterzuziehen und die herzogliche zu erheben.

Madame de Cracovie hatte uns zum Souper eingeladen, bei dem auch der König erschien. Kaum wurde er mich gewahr, als er auf mich zutrat und mir in ärgerlichem Tone sagte: „Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen. Wer hat Ihnen das Recht gegeben, die Würde des Herzogs von Kurland auf Kosten der königlichen Autorität zu erheben?“ „Wie, Sire, dadurch, daß ich Ihrer Majestät die Autorität des deutschen Kaisers zuschreibe? Ich glaube den Glanz Ihres Thrones nicht vermindert zu haben und wenn Ihre Vasallen gekrönte Häupter wären, so müßten Ew. Majestät um so größer erscheinen.“ „Es handelt sich hier nicht darum, was wäre, sondern was ist. Wenn der Herzog selbst dem Relations-Gerichte unterstellt ist, so muß sein Resident es dem Marschalle der Krone sein.“ „Ew. Majestät wollen mir gestatten zu bemerken, daß hier eine Rechts-Unterscheidung zu machen ist. Der Herzog“ ... „Ach! da sind Sie mit Ihren Unterscheidungen. Ich habe daran genug und ich rate Ihnen, sich ruhig zu verhalten.“ Er wandte sich damit der Gesellschaft zu.

Man las, man plauderte und der König schlummerte. Endlich wurde zum Souper gebeten. Der König entfernte sich und die Heiterkeit kehrte wieder ein.

Der Fürst Bischof, Bruder des Königs, sagte mir darauf: „Der König hatte die Miene, Ihnen Vorwürfe zu machen.“ Ich erzählte ihm das Faktum und da ich einige Exemplare in der Tasche

*) Tomatis war eine Art Abenteurer. Seine Frau, früher Tänzerin an einem Warschauer Theater, war Mätresse des Königs gewesen und hatte den Grund zu dem Vermögen gelegt, das Tomatis durch Spiel vergrößerte. Bei dem Prozesse mit Zugehör hatte es sich um die Summe von 30 Tausend Gulden polnisch gehandelt.

hatte, gab ich ihm eines mit den Worten: „Ich konstatiere vor Ihnen, Monseigneur, daß es nicht die Person des Herrn Zugehör ist, für die ich mich interessiere. Es ist seine Stellung, die ich verteidige, und die ich nicht, im Widerspruche mit dem öffentlichen Rechte und den von allen zivilisierten Nationen angenommenen Grundsätzen, erniedrigt sehen möchte."

Der Fürst Bischof begnügte sich, ohne auf die Sache einzugehen, zu bemerken, daß der Herzog eine bessere Wahl hätte treffen sollen, um nicht durch das Verhalten seines Residenten bloßgestellt zu werden.

Gurowski, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, veranlaßte einen Aufschub des Urteils des Marschallats auf 10 Tage, damit der Groß-Marschall, Graf Mniszek, der bei seiner Rückkehr seine Amts-Funktionen wieder aufgenommen hatte, die ihm geeignet erscheinenden Maßregeln in dieser Sache ergreifen konnte.

Der Graf Mniszeck, wenngleich sehr eifersüchtig auf die Vorrechte seiner Stellung, fühlte doch, daß es klüger wäre, die Sache ohne Aufsehen zu erledigen, und ließ beiden Parteien durch den Botschafter ein Schiedsgericht vorschlagen. So wurde denn die Angelegenheit aus dem Register der anhängigen Sachen gestrichen.

Einige Tage darauf erschien eine in Warschau 1785 gedruckte Abhandlung unter dem Titel:

> Eclaircissement de la question, si M. de Zugehör peut jouir à la Cour de Pologne du droit des gens appartenant aux ministres étrangers.

Der König hatte dem Bischof Naruszewicz aufgetragen, diese Schrift zu verfassen, um mich zu widerlegen. Seine Majestät fand natürlich, daß die Widerlegung siegreich sei und sandte sie dem Grafen Stackelberg. Dieser sagte mir am Tage darauf: „Ich beklage Sie; da ist eine Abhandlung, die Sie, wie man mir sagt, zu Boden wirft und Ihre Anführungen widerlegt. Ich habe, wie Sie sich wohl denken können, die Schrift selbst nicht gelesen; ich wiederhole nur, was mir der König, die Marschälle und andere unterrichtete Personen gesagt haben."

Ich bat den Botschafter um die Schrift, die 98 gedruckte Seiten enthielt. Als ich sie durchgesehen hatte, bemerkte ich lachend: „Wenn Ew. Exzellenz die Zeit dazu haben, mich anzuhören, so könnte ich dieses Pamphlet auf der Stelle widerlegen. Das Haupt-Argument desselben beruht auf einem empörenden Trugschlusse. Der Verfasser behauptet, das Gesandtschafts-Recht könne nur de summa potestate ad similem gedacht werden, der Herzog von Kurland sei als Vasall einer mit königlicher Würde bekleideten Macht nicht gleich zu achten, könne also das Recht der Legation nicht besitzen. Der Verfasser zitiert dabei Grotius als seinen Gewährsmann, und weiß nicht oder nimmt die Miene an, nicht zu wissen, daß gerade Grotius weiter unten im selben Kapitel bei der zitierten Stelle hinzufügt, die Fürsten, die in der Macht nicht gleichstehen, genießen auch das Gesandtschafts-Recht, „immo," wie er sagt, „et ii qui ex parte subditi sunt."

„Wollen Sie, Herr Botschafter," fügte ich hinzu, „mir die umfangreiche Abhandlung geben, so hoffe ich, Ihnen in kurzer Zeit eine Antwort liefern zu können, die sie widerlegen wird."

Der Graf Stackelberg gab mir die Schrift und wünschte, ohne es ausdrücklich zu sagen, daß ich den Hochmut des Bischofs Naruszewicz,*) oder eigentlich des Königs und seines Hofes, demütigen möge. Ich war erregt und verließ meine Wohnung nicht eher, als bis ich meine Replik vollendet hatte. Als Verfasser nahm ich den Namen meines alten Professors Grummert an. Das war eine Huldigung, die ich dem Andenken dessen widmete, der einst mein Lehrer auf dem Gebiete des öffentlichen und Lehnrechts gewesen war. Diese durchsichtige Verhüllung machte meine Schrift noch keineswegs zu einer anonymen.

Ich hatte mit meiner Arbeit guten Erfolg. Der König aber hat mir das nie vergeben und die Menge, die auf das Wort ihres Herrn und Meisters schwört, war in ihrer Eitelkeit um so mehr verletzt, als ich die Sophismen und die Anmaßung eines

*) Naruszewicz war ein Mann von reinen Sitten, aber ungehobelten Manieren.

Mannes, der als Autorität galt, vernichtet und lächerlich gemacht hatte. Nachdem ich alle Argumente des Herrn Naruszewicz widerlegt hatte, faßte ich meine Deduktion auf einer einzigen Seite zusammen, indem ich durch die Vernunft, das öffentliche Recht und die Thatsachen nachwies, daß die Herzöge von Kurland, ebenso wie die Kurfürsten und Fürsten des Reichs das Gesandtschafts-Recht immer besessen haben und unverletzlich zu besitzen befugt seien.

Der Herzog war damals auf Reisen; die Regentschaft Kurlands aber sandte mir ein Danksagungs-Schreiben und einige Monate später erhielt ich vom Herzog eine schöne goldene Tabatière mit einem sehr höflichen Briefe.

Das unpassende Verhalten des Herrn Zugehör, der die Rechte und die Würde des Herzogs aufrecht zu erhalten beauftragt war, hatte mittlerweile das Mißfallen der Regentschaft Kurlands hervorgerufen. Der Landhofmeister Klopmann, der damals ganz das Vertrauen des Herzogs besaß, hatte mit mir über den Zwischenfall Zugehör korrespondiert und sowohl er als der Graf Medem, der Schwiegervater des Herzogs, mir mitgeteilt, man wünsche, daß ich nach Mitau käme, um mehrere die kurländischen Angelegenheiten betreffende Fragen zu erörtern, und mit mir Verabredungen zu treffen, die mir etwa zusagen könnten.

Ich reiste demnach Anfangs April 1786 nach Mitau. Nach zwei oder drei Gesprächen schloß die Regentschaft mit mir einen Vertrag, dessen Abmachungen folgende waren:

Ich sollte: 1. die öffentlichen Angelegenheiten des Herzogs, insofern sie nicht den Interessen und alten Vorrechten der Ritterschaft widersprechen, überwachen,

2. mit der Regentschaft eine regelmäßige Korrespondenz führen,
3. die verschiedenen Schriftsätze, die die Regentschaft in Warschau zu veröffentlichen für notwendig halten würde, französisch redigieren,
4. die polnischen Advokaten, die für den Herzog vor Gericht zu plädieren haben würden, überwachen.

Für diese Mühewaltung versprach mir die Regentschaft 300 Dukaten jährlich und das erste vakante Domänen-Gut zur Arrende.

Als der Landesbevollmächtigte von dieser Verabredung erfahren hatte, machte er mir Vorwürfe und meinte, der nächste Landtag hätte mir die Würde des ständigen Delegierten zuerkannt. Ich erwiderte, daß ich, nachdem man meinen uneigennützigen und wohlbegründeten Vorschlag beim vorigen Landtage abgelehnt, mich nunmehr entschieden hätte, wobei ich aber nichtsdestoweniger die Klausel gestellt, daß ich keinerlei Angelegenheit und Vertretung gegen die Ritterschaft übernehme, deren Mitglied ich durch meine Geburt und deren natürlicher Verteidiger ich durch meine Gesinnungen sei.

Von Mitau gingen wir nach Petersburg, wo meine Frau ihre Mutter wiederzusehen wünschte. Die Regentschaft trug mir bei dieser Gelegenheit auf, das russische Ministerium über den unerhörten Anspruch des Herrn D.... aufzuklären und ich hatte das Glück, zum Ziele zu gelangen.

Niemals ist mir der Aufenthalt in Petersburg angenehmer erschienen. Die Freundschaft, die man meiner Schwiegermutter erwies, kam natürlich auch uns zu gut und täglich bot sich uns ein neues Vergnügen.

Der Fürst Dawidow, Onkel der Oberstin Heyking, deren Tochter im Smolnaschen Institute erzogen worden war und zwar mit ihrer Kusine, der Fürstin Dawidow, wollte durchaus, daß wir bei ihm wohnten. Wir waren dort auf die angenehmste Weise untergebracht.

Wir blieben 4 Monate in Petersburg und die Zeit verstrich wie ein Tag. Das Herannahen der Juridik des Relations-Gerichts und des Reichstags rief mich nach Warschau zurück.

Bei meiner Durchreise durch Mitau gab ich der Regentschaft zu verstehen, wie es schön wäre, einmal dem polnischen Reichstage den Beweis zu liefern, daß die Interessen des Herzogs und der Ritterschaft keineswegs immer gegensätzlich seien und bat infolgedessen, mir zu gestatten, daß ich für diesen Reichstag die Instruktionen zugleich des Delegierten von Kurland und Pilten übernehme. Es

wurde mir zugestanden und das Resultat dieses Reichstages war für beide Teile angenehm und erfreulich.

Meine Lage war damals in Warschau im Allgemeinen sehr glücklich. Ich hatte ein Einkommen, das genügte, an einem Orte, wo nichts teuer war, angenehm leben zu können. Wenn wir uns auch nichts versagten, was zur wirklichen Behaglichkeit beitrug, so waren wir doch wirtschaftlich und trieben keinen unnützen Luxus. Die mir so teuere Familie d'A . . . und einige andere Freunde bildeten für gewöhnlich unsern Kreis. Wir besuchten häufig das liebenswürdige Haus der Fürstin Sanguszko, das der Kanzlerin Fürstin Czartoryska und von Zeit zu Zeit auch Madame de Cracovie und den Hof, wenn dort bei der Kastellanin Madame Alexandrowicz, deren Mann als Hofmarschall die Einladungen machte, Gesellschaft war.

Ich lebte viel mit dem diplomatischen Korps, und der Wunsch, in diese Laufbahn einzutreten, wurde in mir immer lebhafter. Wenn ich mich mit der Mehrzahl der in dieser Laufbahn befindlichen Herren verglich, so sagte ich mir ohne Ueberhebung, daß ich mit ihnen auf derselben Stufe stand.

Der Herzog kehrte endlich von seiner Reise nach Kurland zurück und bald darauf gebar die Herzogin einen Sohn.

Meine Freunde rieten mir, mich mit der Herzogin zu besprechen, die damals den größten Einfluß auf Ihren Gemahl hatte. Ich machte infolge dessen allein eine Reise nach Mitau und hatte durchaus Grund, mit dieser Reise zufrieden zu sein, besonders mit der Herzogin, die damals sehr liebenswürdig gegen mich war.

Ich bemerkte, daß der Herzog und die Herzogin für den Berliner Hof sehr eingenommen waren, und man flüsterte sich damals zu, daß Preußen auch in Mitau einen Residenten halten werde, ebenso wie Rußland einen bereits dort hatte. Ich war zu nahe bei Petersburg, um nicht meiner Schwiegermutter einen Besuch zu machen. Ich blieb drei Wochen in der Hauptstadt, und als ich nach Warschau zurückkehrte, kam der König von Kaniew dort an.

Die Kaiserin von Rußland hatte, als sie auf ihrer Reise in die Krim Kiew berührte, dem König von Polen in Kaniew eine Zusammenkunft gewährt. Diese Reise Katharinas versetzte fast ganz Europa in Erregung und hatte im Grunde keine andere Veranlassung, als daß der Fürst Potemkin die sichtbar schwindende Gunst seiner Herrin wieder zu beleben wünschte. Seine Feinde hatten der Kaiserin versichert, daß alle die neuerworbenen Provinzen, deren General-Gouverneur Potemkin war, nichts als Wüsten seien und daß die dem Reichsschatze entnommenen, für Kolonisten, Bauten und Befestigungen bestimmten immensen Summen in die Privat-Kasse des Fürsten Potemkin geflossen seien. Er hatte geglaubt, diese, wenn nicht ganz falschen, so doch sehr übertriebenen Behauptungen am besten dadurch zu vernichten, daß er die Kaiserin anflehte, diese Reise zu machen. Es ist selbst von einer Krönung als Königin von Taurien die Rede gewesen, aber da der Kaiser Joseph ein viel weiter gehendes Projekt in Betreff Konstantinopels angeregt hatte, so wurde die Idee der Krönung aufgegeben.

Diese Zusammenkunft des Königs mit der Kaiserin in Kaniew hat den Untergang Polens vielleicht beschleunigt. Der König ist dort bei all seinem Verstande ungeschickt gewesen. Branicki hetzte dort den Fürsten Potemkin gegen den Grafen Ignaz Potocki auf, den man durch besondere Auszeichnung hätte zu gewinnen versuchen sollen. Statt dessen verletzte man ihn ungerechter Weise und er verließ Kaniew tief gekränkt und empört gegen den Hof von Petersburg.

Als ich im Auftrage der Ritterschaft den König zu seiner glücklichen Heimkehr beglückwünschte, fand ich, daß der König düster und von einer Laune war, die er während der Audienz von einer Viertelstunde Mühe hatte, zu verbergen.

Um diese Zeit reklamierte der Palatin Syberg vom Herzoge das Gut Grendsen unter dem Vorwande, daß dieses Gut ihm auf Grund eines Diploms von Gotthard Kettler gehöre.

Der Herzog, nicht zufrieden damit, daß er in Warschau seinen Residenten Zugehör und mich zur Ueberwachung der Advokaten

hatte, ſchickte noch den Fiskal Pantenius, den Advokaten André und Herrn v. Manteuffel, einen Sohn deſſen, von dem ich früher geſprochen habe, nach Warſchau.

Durch dieſes Mißtrauen, das der Herzog entweder in meine Aufrichtigkeit oder meine Einſicht ſetzte, verletzt, ſchrieb ich einen ſehr erregten Brief und verlangte meine Entlaſſung.

Der Kanzler Baron Taube beſchwor mich, zu bleiben, da es ſich um ein Lehnsgut (nicht um ein Allodialgut des Herzogs) handle und fügte hinzu, ich müſſe meinen Eifer in dieſer Sache verdoppeln, um durch die That die unwürdige Verleumdung derjenigen zu entkräften, die mich vom Herzoge entfernen möchten und das Gerücht verbreitet hätten, daß Syberg mir 6000 Dukaten verſprochen habe, wenn ich ihm im Geheimen behilflich ſein wolle.

Ich hatte den Syberg'ſchen Prozeß bereits der Truppe von Machern, die der Herzog entſandt, übergeben und ſei es, daß die polniſchen Advokaten verſtohlen den Palatin begünſtigt hatten, faſt alle Richter erwieſen ſich als gegen den Herzog eingenommen. Da erhielt ich den Brief vom Kanzler Taube. Sehr erregt und von dem brennenden Wunſche beſeelt, die nichtswürdige Verleumdung zu zertreten, eilte ich zu Pantenius und ließ mir die letzte Replik, die für die Sache entſcheidend ſein mußte, zeigen. Ich fand den Schriftſatz im Stil und in der Deduktion ſchwach und äußerte ihm meine Befürchtungen. Er geſtand mir, daß er ſie teilte, trotz der Prahlereien des Herrn v. Manteuffel. „Wohlan!" ſagte ich ihm, „laſſen Sie mich handeln. Ich rechne auf Ihre Redlichkeit, und bin davon überzeugt, daß Sie mir im Falle des glücklichen Ausganges beim Herzoge Gerechtigkeit widerfahren laſſen werden."

Ich ſchloß mich zu Hauſe ein und in zwei Tagen hatte ich ein gedrängtes Expoſé der Sache vollendet. Ich ließ es eiligſt drucken, aber erſt am Tage vor der entſcheidenden Sitzung verteilen. Der Erfolg überſtieg meine Erwartung; der Herzog gewann den Prozeß trotz aller Intriguen.

Sobald die Entſcheidung getroffen war, ſandte Manteuffel einen Eilboten an den Herzog, um ihm den Sieg, den er, Manteuffel,

errungen habe, mitzuteilen, wobei er hinzufügte, er sei gezwungen gewesen, fast 20 Tausend Dukaten dabei zu verausgaben. Man hatte mir aus der Beförderung der Staffette ein Geheimnis gemacht und ich konnte so meinen Bericht, der, was meine Person und Wirksamkeit betraf, bescheiden abgefaßt war, dem Herzoge nur per Post zustellen. Wie groß war meine Ueberraschung, ich möchte fast sagen, meine Entrüstung, als der Herzog nicht einmal eine Antwort für mich nötig hielt! Von der Regierung (den Oberräten) erhielt ich freilich ein Schreiben, in dem meines „Exposé's" in schmeichelhafter Weise gedacht und mir für den Eifer, den ich in dieser Angelegenheit an den Tag gelegt, gedankt wurde.

Ueber das Betragen des Herzogs aufgebracht, verlangte ich wenigstens den Ersatz der 12 Dukaten, die ich für den Druck und die Verteilung meines Exposés verausgabt hatte. Es war leicht verständlich, daß ich wegen dieser unbedeutenden Summe allein mir wohl nicht die Mühe gemacht hätte, noch zu schreiben, daß ich vielmehr damit nur zu verstehen geben wollte, wie Manteuffel, der 20 Tausend Dukaten für diesen Prozeß verschleudert hatte, für überflüssig gefunden habe, für das Aktenstück, das für den günstigen Ausgang der Sache entscheidend gewesen war, auch nur einen Heller zu verausgaben. Und was that nun der Herzog? Offenbar in einem Momente der Geistes-Abwesenheit ließ er mir antworten, er könne bei dem Geldmangel, in dem er sich nach seiner Reise befinde, momentan nicht Zahlung leisten, werde aber zu Weihnachten den geforderten Betrag mir zustellen lassen. Empört verlangte ich nun die Aufhebung unserer Konvention. Aber die Regierung mischte sich in die Sache und der Kanzler Taube bat mich, nichts zu überstürzen, wobei er mir die Versicherung gab, daß sich Alles zu meiner Genugthuung gestalten werde.

Um diese Zeit traf mich ein schwerer Kummer. Mein zweiter Vater, der alte Oberst A . . ., starb an den Folgen einer langwierigen Krankheit. Meine Verehrung und meine Thränen folgten ihm ins Grab.

Eingeengt in einer Sphäre, die meiner Thätigkeit keinen Raum

gewährte, sann ich über Mittel, mir einen weiteren Wirkungskreis zu eröffnen. Da ich erkannt hatte, daß Stanislaus nur seine Kreaturen zu verwenden entschlossen war, hatte ich die Idee, von ihm zum Gesandten an irgend einem fremden Hofe ernannt zu werden, längst aufgegeben und da ich auch am Petersburger Hofe nur auf Hindernisse gestoßen war, entschloß ich mich zu einer Reise nach Berlin, wo eine neue Regierung und gewisse besondere Umstände meine Wünsche begünstigen konnten. Dazu war aber eine vollständige Geheimhaltung notwendig. Ich beschloß daher, mein Projekt Niemand mitzuteilen und den Zweck meiner Reise durch irgend welche wahrscheinlich erscheinende Beweggründe zu verhüllen.

Ich gab infolge dessen einen besonderen Eifer für die höheren Grade der Freimaurerei vor und ließ annehmen, ich hätte Briefe aus Paris erhalten, die mir gemeldet hätten, daß in Berlin eine Delegation der Freimaurer von Paris und Stockholm eintreffen würde, um mit Bischoffswerder und Wöllner zu beraten 2c.

Der König, wie auch der Graf Stackelberg hatten davon erfahren und als ich ihnen mitteilte, ich wolle nach Berlin gehen, um die Aerzte zu konsultieren, gaben sie mir zu verstehen, daß sie sich über den wahren Zweck meiner Reise nicht täuschen ließen. Um sie in ihrer Meinung zu verstärken, verteidigte ich mich absichtlich schwach.

Einige Tage vor meiner Abreise sprach der Graf Stackelberg mit mir über die in Berlin jetzt herrschende Leidenschaft für die Freimaurerei. Ich verteidigte den Orden mit Feuer, sprach von der Ehrenhaftigkeit Bischoffswerder's und dem Genie Wöllners und breitete so über den Zweck meiner Reise einen undurchdringlichen Schleier. Ich machte meine Reise allein. Die Erwägungen, auf die ich meine Hoffnungen und Pläne stützte, waren etwa folgende: Mehrere Personen meines Namens hatten mit Auszeichnung in der preußischen Armee gedient; der Fürst Sacken ferner war mittlerweile Groß-Kammerherr und Staats- und Konferenz-Minister des Berliner Hofes geworden und wenn ich auch wußte, daß sein Einfluß dort unbedeutend war, so konnte der Umstand, daß er mein

Landsmann und Pate war, vielleicht ins Gewicht fallen; Biſchoffswerder war der Günſtling des neuen Königs geworden und endlich: ich war entſchloſſen, ein Jahr ohne Gehalt zu dienen.

Da ich meine Beziehungen zum Herzoge noch nicht abgebrochen hatte, bat ich ihn, um der Form willen, um die Erlaubnis, auf 6 Wochen nach Berlin gehen zu dürfen und da ich wußte, daß die Herzogin mit der Prinzeſſin Ferdinand intim befreundet war, ſo bat ich ſie um einen Brief an die Prinzeſſin und ihre etwaigen Aufträge an ihre Brüder, die damals in preußiſchen Dienſten waren. Ich hatte der Herzogin geſchrieben, daß der Wunſch, den Hof von Berlin unter der neuen Regierung wiederzuſehen, und die Notwendigkeit, die Aerzte dort für mich zu Rate zu ziehen, mich zu dieſer Reiſe veranlaßten ꝛc.

Die Herzogin antwortete mir eigenhändig in höchſt gütiger Weiſe. Sie ſchickte mir alle die Briefe, um die ich ſie gebeten hatte und ſchrieb mir unter Anderem: „Ich warte mit Ungeduld, daß Sie mir Ihr Urteil über die Prinzeſſin Louiſe Ferdinand, die mich ſehr intereſſiert, mitteilen. Ich bin neugierig über allerlei Dinge, auf die Sie gewiß mit beobachtenden Augen blicken werden, zu erfahren.“ Auf dieſe Weiſe hatte ſie mich aufgefordert, ihr weiter zu ſchreiben, was ich denn auch mit Vergnügen that.

Ich unterdrücke die Erzählung der Details meiner Vorſtellung beim Könige, der Königin und dem ganzen Hofe. Biſchoffswerder war wenig ſichtbar. Man beklagte ſich damals laut darüber, daß mehrere Sachſen für den preußiſchen Dienſt ernannt worden waren und, da man zu ſolchen Klagen ganz berechtigt erſchien, ſo mußte ich mir ſagen, daß die Umſtände zu keiner Zeit meinen Wünſchen ungünſtiger wären, als jetzt. Es wäre eine Ungeſchicklichkeit geweſen, wenigſtens für den Moment, einen Plan nicht fallen zu laſſen, der unausführbar erſchien.

Ich hatte mit dem ſchwediſchen Geſandten Carréſien ein vertrauliches Geſpräch über die polniſchen Angelegenheiten, wobei ich bemerkte, ich ſei erſtaunt, daß ſein Hof Niemand in Warſchau habe. Er meinte, daß der ſo unbegrenzte Einfluß Rußlands die Geſandten

der anderen Höfe ein gar zu untergeordnete Rolle spielen lassen würde. „Dieser Einfluß," warf ich ein, „wird durch den Preußens vermindert werden. Wenn ich mich nicht irre, wird dieser Hof sich mehr in polnische Dingen mischen und dort die Partei der Unzufriedenen unterstützen. Ihr Hof könnte als Garant des Friedens von Oliva und der Konstitution von 1768 immerhin sich leicht einen gewissen Einfluß auf diese Republik verschaffen. Es würde genügen, dort anfänglich nur einen Geschäftsträger zu ernennen, der später den Charakter eines Gesandten entfalten könnte.

Carrésien schien meine Meinung für begründet zu halten und so sprach ich denn deutlicher. „Wenn der König von Schweden," fügte sie hinzu, „mir diese Stellung anvertrauen wollte, so würde ich das erste Jahr ohne Gehalt zu dienen bereit sein, unter der Bedingung, daß Seine Majestät, wenn Sie mit meinen Leistungen zufrieden wäre, mich darauf zum Gesandten mit einem Gehalte von 3000 Thaler ernennen würde."

„Geben Sie mir," sagte Carrésien, „hierüber ein Memoire und da Sie den General Toll*) kennen, der das Vertrauen des Königs besitzt, so schreiben Sie ihm zu gleicher Zeit. Ich würde Alles durch einen Kurier befördern, den ich ungesäumt an meinen auf Befehl der königlichen Prinzessin, Schwester des Königs von Schweden, Aebtissin von Quedlinburg, die gestern hier angekommen ist, abfertigen werde. Am nächsten Sonntag werde ich Sie, wie alle anderen Fremden, der Prinzessin vorstellen."

So schrieb ich denn das Nötige, sowohl an den König, als vertraulich an den General Toll, an diesen unter dem Freimaurer-Siegel. Ich reiste darauf nach Warschau zurück, nachdem ich Carrésien versprochen hatte, ihm über die polnischen Angelegenheiten zu schreiben. Dieser hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß, um im schwedischen Dienste angestellt zu werden, man Unterthan des Königs sein müsse; er glaubte indessen, daß, wenn dem

*) Der General Toll war auf seiner Durchreise durch Warschau zum Repräsentanten des polnischen Freimaurer-Ordens für Stockholm ernannt worden und ich hatte mich mit ihm damals besonders befreundet.

König meine Korreſpondenz gefallen würde, ich mich im ſchwediſchen Pommern naturaliſieren laſſen könnte, wodurch alle Schwierigkeiten beſeitigt wären.

Endlich, am 12. März, erhielt ich von dem König Guſtav III. folgenden Brief:

Monsieur . . . . .

J'ai vu avec satisfaction par la lettre, que Vous m'avez écrite du 28 Decembre de l'année passée, les sentiments, que Vous y exprimez pour ma personne et pour un Royaume, par la garantie duquel la constitution de Votre pays natal a été confirmée. Etant déja très favorablement prévenu sur Votre compte par les informations que j'ai recues de Votre caractère et de Votre habilété, je n'aurais pas hesité d'accepter l'offre de Vos services, en Vous conferant le caractère diplomatique que Vous désirez d'autant plus que Vous Vous trouvez dans une position fort avantageuse pour me donner des informations très nécessaires dans un moment ou la situation critique des affaires en Europe éxige de s'en procurer de toutes parts; mais Vous sentirez aisément la force des considerations qui m'empêchent de Vous accorder tout de suite un caractère public parmi lesquelles est l'ancien usage de ne donner les places de cette catégorie qu'à des personnes nées mes sujets; cependant je ne ferai aucune difficulté de Vous mûnir en attendant d'une autorisation particulière de veiller à mes interêts à l'endroit ou Vous demeurez et je recevrai avec plaisir les relations que Vous me ferez parvenir. Vous pouvez être assuré que je trouverai toujours moyen de Vous tenir compte des services que Vous me rendrez. Sur ce je prie Dieu qu'il Vous aiet dans sa sainte garde

Gustave.

Dieſes Reſkript des Königs befand ſich in einem Privatbriefe des Generals Toll, in dem er Folgendes ſagte:

„J'ai appuyé vivement Votre mémoire, dont notre ministre à la Cour de Berlin a si bien développé les avantages dans sa depêche. Mais le Roi voudrait que Vous Vous chargeassiez, Monsieur, d'abord d'une simple correspondance directe avec Sa Majesté sous mon adresse avec le chiffre ci-joint et sans aucun titre. Le temps fera le reste et l'on pourra Vous accorder alors un titre convenable à Votre naissance et à Votre rang. La qualité de correspondant du Roi doit Vous être d'autant moins désagréable, qu'elle Vous prouve la confiance de Sa Majesté sans Vous compromettre. Pour cet effet le Roi Vous permet de donner une forme maçonnique aux lettres, que Vous m'ecrirez, et dont celles au Roi n'auront l'air que d'être de simples annexes.“

Nachdem ich dieſe Vorſchläge reiflich überlegt hatte, nahm ich ſie an, erklärte aber dem General Toll, daß das nur unter der Bedingung geſchehe, daß, wenn nach einem halben Jahre Seine Majeſtät dann noch Gründe haben ſollte, mir einen öffentlichen Charakter zu verſagen, ich berechtigt ſei, die Korreſpondenz aufzugeben, um eine andere Stellung anzunehmen, die mich nicht einer Bedingung unterwirft, deren Fortdauer meinem Gefühle widerwärtig ſein könnte.

Ich begannn nun meine Korreſpondenz, die genau und ich wage zu ſagen, nicht unintereſſant war. Da ich mit allen Parteien bekannt war, ſo konnte ich Alles aus der Quelle und aus der erſten Hand ſchöpfen. Sie hatte kaum 3 Monate gedauert, als ein Herr von Engeſtrom in Warſchau unter dem Titel eines einfachen Reiſenden anlangte. Lucheſini, der zum preußiſchen Geſandten beim Petersburger Hof ernannt worden war, blieb, ſtatt durch Warſchau durchzureiſen, daſelbſt und wurde bald darauf hier zum Geſandten ernannt.

Mir fiel auf, daß Herr v. Engeſtrom ſich ſoviel Mühe gab,

über Alles unterrichtet zu werden, und daß er sich so intim mit Lucchesini und der antirussischen Partei verband. Es erschien mir damals nicht wahrscheinlich, daß der König von Schweden sich jemals förmlich gegen Rußland erheben würde, zumal nach dem, was seit seiner Zusammenkunft mit Katharina geschehen war.

Nichtsdestoweniger fühlte ich, daß nun der Moment gekommen war, entweder eine formelle Ernennung zu verlangen oder um die Erlaubnis zu bitten, meine Korrespondenz abzubrechen. Ich schrieb darüber dem General Toll, wies auf den fortdauernden Aufenthalt des Herrn v. Engeström in Warschau hin und bemerkte, daß eine Subaltern-Rolle zu spielen mir nicht zusage und ich viel lieber auf alle zukünftigen Vorteile verzichten, als mich in einer verletzenden, gar zu unbestimmten Lage befinden wolle.

Der General Toll antwortete mir, daß der König meine Gefühle vollständig billige und daß die Dinge sich vielleicht in einer meiner Stellung so wenig entsprechenden Weise entwickeln können, daß Seine Majestät mich von der Fortsetzung der Korrespondenz, durch die er übrigens sehr befriedigt gewesen sei, entbinden wolle. Er wies mir eine Gratifikation von 1000 Thalern an, was einem Viertel des Gehalts eines Gesandten gleichkam, und versicherte, daß ich auf die vollständige Geheimhaltung der Korrespondenz, die nur 3 Personen bekannt sei, rechnen könne.

So löste sich zu meinem Glücke eine Beziehung, die für mein Lebens-Schicksal hätte verhängnisvoll werden können. Hätte ich einen diplomatischen Charakter erlangt, so wäre unzweifelhaft diese Stellung mit dem Tode Gustav's zu Ende, Rußland aber mir dann gänzlich verschlossen gewesen. Ich hätte mich mit Allem dem belastet gesehen, was während des Krieges zwischen Schweden und Rußland und des die Revolution in Polen vorbereitenden Reichstages Engeström zufiel.

Ich folgte nun mit Aufmerksamkeit den politischen Ereignissen, die von Tage zu Tage stürmischer wurden und für Polen eine gewaltsame Krisis ankündigten.

Meine Verbindung mit dem Herzoge bestand noch immer und

fesselte mich an Warschbu, so daß ich meine Frau auf ihrer nach Petersburg wegen der gefährlichen Erkrankung ihrer Mutter unternommenen Reise nicht begleiten konnte. Nach einigen Monaten war Madame de la Font wieder hergestellt und meine Frau kehrte zurück, wobei sie auf ihrer Reise allerlei Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hatte. Der König von Schweden hatte sich gegen Rußland erklärt und alle Pferde zwischen Petersburg und Riga waren für den Dienst der Krone in Anspruch genommen.

Um diese Zeit bot Rußland Polen eine Offensiv- und Defensiv-Allianz an und Preußen ließ eine Note übergeben, in der der König den Vorschlag mißbilligte und sich anheischig machte, Polen gegen jeden feindlichen Angriff, von wo er auch käme, zu verteidigen. Diese Erklärung brachte die Gährung, die bereits in den Gemütern vorhanden war, zum Aeußersten und da der Reichstag, der ein sogenannter freier sein sollte, zu einem konföderierten geworden war, so begann die Majorität, deren der russische Botschafter sicher zu sein glaubte, zweifelhaft zu werden, namentlich durch die Doppelzüngigkeit des Königs.

Ich erlaubte mir, dem Grafen Stackelberg vorauszusagen, daß sein Hof die Majorität verlieren werde. Er hielt meine Besorgnis für eine Illusion. Die Kossakowski's, Ozarowski's 2c. bestärkten ihn in dieser Ueberzeugung und suchten ihm beizubringen, daß ich ihn nur deshalb beunruhige, weil ich mit den Potocki's, deren Gefühle und Meinungen ich im Geheimen teile, in Verbindung stehe.

Eines Tages war ich zum Diner beim Botschafter. In Gegenwart des Bischofs Kossakowski und des Herrn Ozarowski fragte er mich, von wo ich käme. Als ich erwiderte: „Vom Grafen Ignaz Potocki," lächelten diese beiden Herren und sahen den Botschafter bedeutungsvoll an. Ich bemerkte das und fuhr fort: „Ich habe dort zwei Stunden sehr angenehm verbracht. Der Abbé Pyramowicz hat uns eine Rede vorgelesen, die er in der Erziehungs-Kommission vorzutragen gedenkt und diese Rede war ausgezeichnet." Der Bischof Kossakowski wandte sich darauf zu mir mit den Worten: „Sie sind noch immer sehr befreundet mit Ignaz Potocki." „Ja, Monseigneur,"

erwiderte ich, „ich rechne mir das zur Ehre. Denn er hat viel Geist, ist sehr liebenswürdig und ist in seinen Gefühlen für mich stets gleich geblieben.“ „Nehmen Sie sich in Acht,“ fuhr der Bischof fort, „er wird Sie bekehren und Sie zum Preußen machen.“ „Jemand bekehren heißt ihn von einer Verirrung oder einem falschen Systeme zur Wahrheit zurückführen und da ich meinen jetzigen Standpunkt für einen richtigen halte, so ist es schwer, mich zu „bekehren.“ Der Botschafter, als er sah, daß ich mich erhitzte, unterbrach uns durch eine gleichgiltige Bemerkung. Der Zweck des Bischofs war offenbar, mich zu verdächtigen; man wird in der Folge sehen, aus welchem Beweggrunde. —

Von Neuem mit Zustimmung des Herzogs zum Delegierten von Pilten ernannt, hatte ich am 15. Oktober 1788 meine Audienz beim Könige. Darauf legitimierte ich mich bei den Herren Marschällen des Reichstages. Mit Aufmerksamkeit und Unruhe folgte ich den stürmischen Verhandlungen dieses Reichstages, den man als den unmittelbaren Anlaß des Untergangs Polens anzusehen hat.

In der That, der russische Botschafter hatte in einer Note vom 6. November 1788 erklärt, „daß seine Herrin, die das lebhafteste Interesse für den König und die Republik Polen beständig an den Tag gelegt habe, jede Veränderung der Konstitution von 1775, die sie feierlich garantiert gehabt, als eine Verletzung der Verträge ansehen werde“ 2c. Diese Erklärung war ein Schritt, der die Gemüter bis zum größten Aufbrausen zu bringen geeignet war.

Wawszecki hatte bereits den Antrag gestellt, die Armee der Republik auf 100 Tausend Mann zu bringen und dieser Antrag war per Akklamation angenommen worden. Der Botschafter opponierte laut gegen diese Maßregel, statt sich die vergebliche Mühe zu geben, mit Leuten noch zu verhandeln, die von Begeisterung erfüllt, nicht mehr fähig waren, ruhig zu überlegen.

Meine persönliche Lage wurde alle Tage peinlicher. Fast alle meine Freunde gehörten der sogenannten preußischen Partei an, während meine innere Ueberzeugung und die natürlichen Beziehungen

Kurlands und Piltens mich dem Systeme derjenigen zuführte, die für Polen eine Allianz mit Rußland vorzogen.

Infolge dessen ging ich wenig aus und besuchte nur regelmäßig den russischen Botschafter und den Marschall Grafen Potocki, obgleich der letztere als das Haupt der Oppositions-Partei angesehen wurde. Ich wiederholte dem Grafen Stackelberg ganz aufrichtig, daß ich den Marschall Potocki immer sehe, um den Schein der Veränderung meines Verhaltens gegen meine alten Beziehungen zu vermeiden.

Um diese Zeit begann Luccheſini gegen Rußland zu deklamieren und offen die übertriebensten Ideen über die angebliche republikanische Freiheit zu verkünden. Dieser Luccheſini, dessen unheimliches und falsches Aeußere das Bild seines Herzens wiedergab, war im Uebrigen ein sehr unterrichteter Mann, namentlich auf dem Gebiete der griechischen und römischen Literatur. Er bediente sich geschickt einiger historischen Thatsachen, um die Polen noch mehr zu entzücken. Seine sonderbare und gezierte Aussprache im Französischen gab ihm in den Augen seiner Anhänger das Ansehen eines erhabenen Philosophen, in den Augen kühl denkender Personen das Wesen eines Charlatans. Diese letzteren waren der Meinung, daß der Gesandte eines großen Hofes Maß zu halten, den Anstand zu bewahren und selbst gegen eine feindliche Macht Rücksichten zu üben habe.

Indessen, er entflammte alle Köpfe. Man machte Subskriptionen für die Armee ꝛc. Da kühlte die Nachricht über die Einnahmen Otschakows für den Augenblick ein wenig die Glut der Leidenschaftlichsten für die Wiedergeburt der Republik. (Dies war ein Wort, das Luccheſini mit Vorliebe brauchte.)

Der König fing an, von der geraden Richtung abzuweichen. Von der ganzen königlichen Familie blieb nur der Primas*) allein fast bei seinen Prinzipien und seiner Meinung,**) „daß man Rußland

*) Sein Neffe, der Fürst Stanislaus Poniatowski war kürzlich abgereist, um sich in nichts zu mischen.

**) Er wurde das Opfer seiner Ueberzeugung. Man hat ihn während der Revolution, die in Warschau herrschte, vergiftet. Allgemein wird dieses Verbrechen dem K . . . y, den der Primas immer begünstigt hatte, zugeschrieben.

anhänglich bleiben müsse aus Furcht vor seiner Rache, die früh oder spät Polen vernichten würde."

Luccheſini verstand alle persönlichen Leidenschaften gegen Rußland und seinen Botschafter aufzureizen. Er schalt über den Hochmut des Grafen Stackelberg und um möglichst populär zu werden, besuchte er in den Dachzimmern die jungen Landboten, die oft nur durch die Wohlthaten des Königs und einiger Magnaten, deren Kreaturen sie waren, existierten.

Der Stolz dieser Schwachköpfe war dadurch so exaltiert, daß man nur davon sprach, sich in Masse gegen Rußland zu erheben und um den Ausbruch zu beschleunigen, wollte man seine Botschafter beleidigen.

Der Graf Stackelberg hielt lange Zeit seine Würde aufrecht und setzte den Anfeindungen und Deklamationen Luccheſini's den Sarkasmus und die Waffe des Spottes entgegen. Er nannte ihn nur den Marcheſe Tulipano. Das war der Name einer komischen Figur in einer Opera buffa, die man damals in Warschau gab.

Dieſes und einiges Andere, das man Luccheſini hinterbracht hatte, brachte ihn zu der Ungeschicklichkeit, beim Botschafter zu erscheinen und ihn um eine Erklärung anzugehen. Stackelberg antwortete ihm: „Wenn ich dergleichen Aeußerungen gethan haben sollte, so könnten nur meine Lakaien sie weitererzählt haben. Sie werden nun wohl, Herr Graf, fühlen, daß wir, weder Sie noch ich, uns mit Lakaien-Geschwätz abzugeben für passend halten können." Dabei erhob sich Stackelberg, um dem Italiener zu verstehen zu geben, daß er sich zurückziehen könne. Luccheſini that das denn auch mit den Worten: „Da der Herr Botschafter diese Aeußerungen in Abrede stellt, habe ich nichts weiter zu sagen," worauf Stackelberg erwiderte: „Lakaien-Geschwätz, Herr Graf."

Dieſe Anekdote wurde, natürlich noch ausgeschmückt, in der ganzen Stadt verbreitet. Luccheſini wurde in seinem Hasse nur noch giftiger und hatte das Talent, seine Wut auf den größeren Teil der brandig gewordenen Warschauer Gesellschaft zu übertragen.

Meine Frau hatte mir bei ihrer Rückkehr aus Petersburg einige interessante Briefe, die man der Post nicht gut anvertrauen

konnte, mitgebracht und mich auch über gewisse nur dem Hofe attachierten Personen bekannte, der Stadt aber verborgen gebliebene Thatsachen belehrt. Diese sicheren Nachrichten bestimmten mein ferneres Verhalten. Die gütigen Gesinnungen, die der Großfürst zu Gunsten meiner Schwiegermutter sehr deutlich an den Tag legte, veranlaßten mich, nichts zu überstürzen und Alles von der Gunst der Zeit zu erwarten. Der Herzog erschöpfte endlich meine Geduld und zwang mich, mit ihm zu brechen.

Nach der Verfassung Kurlands standen während der Minorennität oder der Abwesenheit des Herzogs der Regentschaft alle herzoglichen Rechte zu. Der Herzog wollte indessen die von der Regentschaft während seiner Abwesenheit getroffenen verschiedenen Verfügungen nach seiner Rückkehr widerrechtlich umstoßen. Er behauptete, die Oberräte hätten ihre Autorität mißbraucht, ihre Machtvollkommenheit überschritten und die Staats-Einnahmen verschleudert. Er wollte daher alle diese Anordnungen als null und nichtig durch ein königliches Reskript kassieren lassen und verlangte von mir, ich möge mich bemühen, ein solches Reskript zu erlangen. Dabei fügte er hinzu, er werde zur Erreichung dieses Zieles weder Kosten noch Belohnungen schonen.

Ich antwortete ihm, daß mein Gewissen mir nicht gestatte, gegen meine Ueberzeugung zu handeln und zwar weil:

1. das Gesetz von 1717 in Betreff des Rechts klar sei und man das Recht mit dem Mißbrauche des Rechts nicht verwechseln dürfe,
2. ein aus der königlichen Kanzlei ergangenes Reskript nicht ein gesetzliches Dekret des kompetenten Tribunals sei,
3. ich Se. Durchlaucht täuschen würde, wenn ich sie nicht auf die Ungesetzlichkeit ihres Verlangens bei Zeiten aufmerksam machte und
4. ich dem Herzoge nur raten könne, den vom Gesetze vorgeschriebenen Weg zu betreten, d. h. die Regierung, wenn er glaube, daß sie ihr Recht mißbraucht habe, vor dem Relationsgerichte zu belangen. Sonst setze er sich dem

aus, daß die Ritterschaft, ganz abgesehen von der Beurteilung der einzelnen Verfügungen der Regentschaft, sich die Verteidigung der Verfassung gegen ihn, den Herzog, angelegen sein lassen werde.

So überzeugend diese meine Ausführungen auch waren, der Herzog blieb, sei es aus Eigensinn, sei es infolge böswilliger Einflüsterungen, bei seinem Plane nnd antwortete mir: „Er sehe wohl, daß ich mehr der Freund der Oberräte und besonders des Herrn v. d. Howen, als seinen, des Herzogs, Interessen ergeben sei. Sonst würde ich mich wohl nicht einem Schritte widersetzen, der Alles sofort beenden und die Regierung verhindern würde, ihre ungetreue Verwaltung gegen ein Reskript des Königs, das eine motivierte Verurteilung aller ungesetzlichen Verfügungen der Regentschaft enthalten müßte, aufrecht zu erhalten" 2c.

Konnte ich nach einem so maßlosen Vorwurfe der Parteilichkeit noch weiter fortfahren, dem Herzoge zu dienen, ohne mich zu entehren? Ich sandte ihm also meinen Vertrag zurück.*)

*) Uns liegt der Wortlaut des Absage-Briefes des Verfassers an den Herzog vor. Er ist folgender:

Quoiquo la pension que l'Illustre Regence m'a accordée en 1786 ait été en récompense des services déja rendus à Votre Altesse Sérénissime, j'ose la deposer entre ses mains, afin de reprendre conformément à l'article de nos conventions l'exercice entier sans gêne de ma liberté en me desistant de ma pension.

La manière peu flatteuse avec laquelle V. A. S. a repondue à mes dernières lettres, le peu d'égard qu'Elle a temoignée à mes représentations, enfin les circonstances malheureuses, ou se trouve reduite ma patrie, tout me préscrit le devoir de remettre à V. A. S. une pension, que ma délicatesse m'empêche d'accepter depuis cet instant.

Fidéle an 6me article de ma convention, j'ai l'honneur de Vous en avertir, Monseigneur, avant le St. Jean suppliant V. A. S. de Se persuader qu'au reste je ne cesserai jamais d'être avec le respect le plus profond

Varsovie — Monseigneur
12 Avril 1789 — de Votre Altesse Sérénissime
(Anmerkung des Herausgebers.) — le trés obéissant et tres soumis
Ch. Baron de Heyking.

So hatte ich meine Freiheit vollständig wiedererlangt, der Herzog aber sich alle die unangenehmen Folgen, die sich für ihn aus seinem Vorgehen ergaben, nur selbst zuzuschreiben. Die geheime Triebfeder des Herzogs, mich von seinen Geschäften zu entfernen, war wohl kaum eine andere, als die Hoffnung auf die Unterstützung des Berliner Hofes, dessen Einfluß in Polen damals täglich wuchs und die Annahme, daß ich dem russischen Systeme zu sehr ergeben sei. Die Frau Herzogin, geborene Medem, hatte wahrscheinlich schon damals die Absicht, unter dem Schutze des Königs von Preußen nach Warschau zu kommen. Da schien es zweckmäßig, Jeden, der ihre Ideen dort durchkreuzen konnte, zu beseitigen.

Zum besseren Verständnisse des nun folgenden zweiten Kapitels der Memoiren, in dem die Beteiligung des Verfassers an dem langjährigen Kampfe zwischen der kurländischen Ritterschaft und dem Herzoge Peter behandelt wird, erlaubt sich der Herausgeber hier eine kurze Abhandlung hineinzuschieben, die die staatliche Finanzwirtschaft der Herzogtümer Kurland und Semgallen, leider nur in skizzenhafter Weise, zu beleuchten den Versuch machen will.

Ohne genaue Kenntnis der staatlichen Finanzwirtschaft dieser Herzogtümer kann von einer richtigen und gerechten Würdigung des langjährigen und für alle Beteiligten unheilvollen Verfassungs-Konflikts zwischen dem Herzog Peter einerseits und den Oberräten und der Ritter- und Landschaft andererseits nicht die Rede sein. Leider stehen zur Zeit noch nicht genügende historische Hilfsmittel zur Erlangung solcher Kenntnis zur Disposition. Fehlt es schon in Beziehung auf die betreffenden Fragen des öffentlichen Rechts an einer organischen Gesetzgebung und ist man auf das Gewohnheitsrecht und die einzelnen Bestimmungen der zwischen den Herzögen und der Ritterschaft geschlossenen Pakten und die die gelegentlichen oberlehnsherrlichen, sich oft direkt widersprechenden, Dekrete und Erlasse angewiesen, so liegen über die faktische Finanz-Gebahrung nur einzelne wenige, nicht einmal gehörig beglaubigte, Daten vor. Die Archive der herzoglichen Regierung sind leider noch immer unzugänglich und man hat allen Grund anzunehmen, daß selbst diese Archive, so wichtige Aufschlüsse sie auch enthalten mögen, doch wahrscheinlich an manchen bedauerlichen Lücken leiden dürften. Ob man in ihnen Staats-Budgete und Abrechnungen über „realisierte Budgete" finden wird, wie man sie in moderner Zeit für unerläßlich hält, ist mehr als zweifelhaft. Bei solcher Lage der Dinge wird man sich auf einige Andeutungen zu beschränken haben und zufrieden sein müssen, wenn es gelingt, den Rahmen zu liefern, in den spätere Forschungen ein zutreffendes Bild der Zustände jener Zeit einfügen mögen.

Die stattlichen Einnahmen der Herzogtümer (es ist hier von Kurland und Semgallen die Rede; Pilten wird vollständig bei Seite

gelaſſen) beſtanden im Weſentlichen aus den Revenuen der Domänen (der Lehnsgüter, des Feudums) und demnächſt aus den jedenfalls nicht bedeutenden Erträgen der Zölle,*) der Poſt und einiger ſonſtiger fürſtlichen Regalien. Steuern für die Staatskaſſe wurden faktiſch nicht erhoben. Theoretiſch ſchien allerdings feſtzuſtehen, daß, wenn die erwähnten Einnahmen zur Beſtreitung aller unerläßlichen Ausgaben des Staats nicht ausgereicht hätten, das Land das Fehlende aufzubringen gezwungen geweſen wäre. Zur Erlangung ſolcher „Kontributionen" bedurfte die Regierung (der Herzog) indeſſen der Bewilligung der Stände (Conf. Ziegenhorns Staatsrecht, § 642). Allerdings exiſtierte eine Grundſteuer nach der Hakenzahl, die die Ritter- und Landſchaft ſich ſelbſt durch Majoritätsbeſchluß freiwillig auferlegte (die ſog. Landeswilligungen), eine Steuer, die für die damalige Zeit bisweilen recht drückend und bedeutend war. Sie wurde aber nur dazu verwandt, die oft namhaften Koſten der Erhaltung der Stellung der Ritterſchaft als Landſtand zu beſtreiten. Sie floß nicht in die Staatskaſſe. —

Cruſe und nach ihm Richter erzählen, der Herzog Ernſt Johann habe das Branntwein-Verkaufs-Monopol eingeführt, Kornvorratshäuſer angelegt und ſogar die Getreideausfuhr verboten, um ſich den ganzen Kornhandel anzueignen, wodurch er ſich bedeutende Einnahmen verſchafft habe. Infolge der Errichtung der Vorratshäuſer ſeien Aufſtände ausgebrochen, bei denen die Verwalter in Lebensgefahr geraten, Aufſtände, die nur durch ruſſiſche Truppen unterdrückt wurden. Beide Hiſtoriker geben aber gar keine Quelle für ihre Erzählung an; auch Ziegenhorn ſchweigt über dieſe Maßregel vollſtändig. So wird wohl geſtattet ſein, zumal da die Landtags-Akten auch nicht eine Andeutung über dieſe angebliche Gewaltthat des Herzogs enthalten, an der Wahrheit der Erzählung ſo lange

*) Der Adel, die Paſtoren und die Profeſſoren des Gymnaſiums hatten das Recht, das, was ſie zu ihrer Konſumtion bedurften, für ſich ohne Land- oder See-Zoll kommen zu laſſen. Seit der Grenz- und Handels-Koerulion von 1783 hatten die Tranſit-Zölle für die aus Litthauen durch Kurland nach Rußland (Riga) gehenden Waren aufgehört.

zu zweifeln, bis sie nicht urkundlich belegt wird. Wir vermuten, daß hier ein Mißverständnis obwaltet, das aufzuklären wir zur Zeit nicht in der Lage sind.

Was nun speziell die Domänen betrifft, so dürfen sie mit den sogenannten Allodialgütern des Herzogs nicht verwechselt werden. Diese waren Privatgüter, die die Herzöge namentlich aus dem Kettler'schen Hause gekauft und die als sogenannte adelige oder zur Adelsfahne zählende Güter ebenso wie die sonstigen Privatgüter an den zur Kasse der Ritter- und Landschaft zu zahlenden Landeswilligungen teilzunehmen hatten. Es wurde behauptet, ob mit Recht, können wir nicht entscheiden, daß die Herzöge diese Allodialgüter mit den Revenuen des Feudums gekauft und dazu sogar das Feudum mit Schulden belastet und somit das Staats-Einkommen geschmälert hätten. Nicht unerwähnt darf die Thatsache bleiben, daß von den Domänen, eine der schönsten und größten, nämlich die Güter Groß-Würzau, Alt- und Neu-Platon und Jacobshof schon im Jahre 1736 dem damaligen Grafen Biron „in casum aperturae feudi" allodifiziert und im Jahre 1781 dem Herzoge Peter definitiv vom Könige von Polen als Allod zuerkannt worden war. Infolgedessen erwirkte die Ritter- und Landschaft, daß die Güter Grendsen und Irmlau, sobald sie frei geworden sein werden, als Eigentum der Ritterschafts-Korporation versprochen wurden. (Beiläufig bemerkt, sind diese Güter erst zur Zeit der russischen Herrschaft der Ritterschaft zu ihrem Eigentum doniert worden.) Ebenso ist hier zu erwähnen, daß der Herzog Peter infolge eines auswärtigen Verlangens das große Gut Neu-Bergfried mit allem Walde und einem unbegrenzten Holzungs-Servitut in den andern Wäldern des Lehns, noch dazu ohne Wissen, geschweige denn Mitwirkung der Oberräte dem Herrn Otto Herrmann v. d. Howen zum Eigentume verliehen hatte. Durch solche „Allodifikationen" war das Staats-Vermögen sehr erheblich geschmälert worden. Andererseits ist als sehr bezeichnend nicht zu verschweigen, daß eine polnische Kommission von 1771 anerkannt hatte, daß 32 Güter, darunter einige sehr große, wie z. B. daß heutige Paulsgnade, Groß-Autz, Brandenburg, Kasimirshof,

Pfalzgrafen, Schwehthof ꝛc. keineswegs Allodial-, sondern Lehnsgüter, also Staats-Domänen seien. Der Herzog wurde dadurch von einem beträchtlichen Betrage zur landschaftlichen Kasse befreit.

Nach allen diesen erwähnten Veränderungen nahmen die Staats-Domänen ungefähr $^2/_5$ des gesamten ländlichen Grundbesitzes ein. Schlägt man dazu noch die Widmen der Pastoren, der Oberhaupt- und Hauptleute, so wird man kaum fehlgreifen, wenn man den ländlichen Privat-Grundbesitz auf nicht mehr als die Hälfte des Landes veranschlagt.

Aus den Staatseinkünften, also hauptsächlich aus den Revenuen der Domänen, mußten die staatlichen Bedürfnisse und der Unterhalt des fürstlichen Hauses bestritten werden. Suchen wir uns nun zu vergegenwärtigen, welche Ausgaben für die Staats-Bedürfnisse damals geleistet wurden. Dabei wird man nicht vergessen dürfen, daß zu jener Zeit noch das System der Naturalwirtschaft vorherrschte und das Geld einen durchaus andern Wert hatte, als gegenwärtig.

Die Kosten für den Unterhalt des Militärs, die in den modernen Staats-Budgeten einen so großen Platz einnehmen, waren für Kurland verschwindend klein. Die paar hundert Mann Soldaten unter dem Kommando des Oberstleutnants Driesen können wohl nur wenig zu stehen gekommen sein. Die Besoldung der Oberhaupt- und Hauptleute belastete das Budget auch nur wenig, da diese Beamten ihre Haupteinnahmen aus ihren Widmen bezogen. Dasselbe gilt von der Unterhaltung der Geistlichkeit, so daß in diesem Ressort nur der General-Superintendent und der Kirchen-Notar zu besolden waren.

So bleiben nur noch die Gagen der Oberräte, des Ober-Sekretärs, der beiden Regierungsräte, der sonstigen Offizianten (Kammer- und Kanzlei-Beamten), die Kosten des Unterhalts eines ständigen Delegierten in Warschau und der Unterhalt des Gymnasiums (mit 8700 Rthlr. Alb.) nach. Sowohl die Oberräte als das Gymnasium erhielten außerdem noch einige Natural-Prästationen, Brennholz und den Genuß einiger Wiesen.

Was die Justiz und Administration betrifft, so sind folgende Thatsachen sehr bezeichnend. Auf beständiges Andringen der Ritter-

schaft hatte erst der Herzog Karl bei seinem Regierungs-Antritte versprochen, Assessoren bei den Oberhauptmannsgerichten anzustellen und war diesem Versprechen in der Weise nachgekommen, daß er jedem Assessor ein Jahresgehalt von 100 Rthlr. auswarf. Als die Oberräte, während der langen Abwesenheit des Herzogs als Regentschaft, jedem der 3 Instanzgerichts-Assessoren ein Jahresgehalt von 333 Rthlr. bewilligt, außerdem zwei neue Kanzlei-Posten in der Regierung geschaffen und den bisherigen Beamten der Kanzlei und Kammer eine Gehaltserhöhung von 100 und 117 Rthlr. bewilligt hatten, erklärte der Herzog bei seiner Rückkehr die Anordnungen der Regentschaft für einen unerhörten Eingriff in seine Interessen, kassierte sie und entfernte gewaltsam die zwei neu angestellten Beamten.

Es ist einleuchtend, daß die Nicht-Trennung der Ausgaben für die herzogliche Hofhaltung und den Herzog von den eigentlichen Staats-Ausgaben den Keim zu steten Verfassungs-Konflikten abgeben mußte. War durch die Entwickelung des Staatswesens eine neue staatliche Ausgabe oder die Erhöhung eines bisherigen Ausgabe-Postens nötig geworden, so erschien jedes Verlangen nach der Bewilligung einer solchen Ausgabe dem Herzoge als ein böswilliger Versuch, ihn in seinem persönlichen Einkommen zu schmälern und zu schädigen. So stellte der Herzog Peter in den Streitschriften der Konflikts-Zeit wiederholt den Satz als einen selbstverständlichen hin, daß Alles, was von Staats-Einkommen nach Bestreitung der „gesetzlich" bestehenden Staats-Ausgaben übrig bleibe, ihm gehöre und daß, was ihm mit diesem Ueberschusse zu thun beliebe, Niemand was angehe. Wohl verstanden, es handelte sich nicht um die Revenuen seiner Allodialgüter und seines sonstigen Vermögens, sondern um die Einkünfte von den Domänen. Selbst Ziegenhorn, dieser eifrige Vertreter der herzoglichen Rechte und Interessen, kann nicht umhin, im § 620 seines Staatsrechts anzuerkennen:

> Es kann auf die kurländischen Domänen nicht schlechterdings angewendet werden, daß, was aus solchen erübrigt würde, wie ein Patrimonialgut anzusehen sei. Dahero die

Einkünfte der Aemter mit den Einkünften der eigentümlichen fürstlichen Allodialgüter nicht in einer Klasse stehen können."

Freilich fährt er in der Besorgnis, durch diesen Satz den Rechten des Herzogs was vergeben zu haben, unmittelbar darauf fort: „obgleich auch über jene (d. h. die Einkünfte der Aemter) dem „Herzog vermöge seiner Landeshoheit das Recht, darüber nach „seinem Gutdünken zu disponieren, unstreitig gehört."

Wir erlauben uns nun, einige wenige Zahlen-Daten anzuführen, ohne aber für ihre Richtigkeit einstehen zu können. Wir entnehmen sie der Deduktion der Oberräte, die jedenfalls einen genaueren Einblick in die Rechnungen der fürstlichen Kammer haben konnten. Sie führen an, daß die Lehns-Einkünfte auch noch nach den erwähnten das Staatsvermögen stark vermindernden „Allodifikationen" beim Beginn des Verfassungs-Konflikts immer noch 300 Tausend Rthlr. Alb. und die Jahres-Ausgaben des Lehns, d. s. die Staatsausgaben im Ganzen nicht mehr als 166 Tausend Rthlr. Alb. betragen haben, so daß der Ueberschuß aus dem Lehne für den Herzog sich auf 134 Tausend Rthlr. jährlich belaufen habe. Erwähnt mag hier werden, daß bei der Berechnung der Abfindungs-Summe, die die russische Regierung nach der Abdikation des Herzog Peter für ihn veranstaltete, der Jahres-Ueberschuß des Herzogs aus den Lehns-Einkünften mit 100 Tausend Rthlr. Alb. veranschlagt wurde.

Es ist hier nicht der Ort, das Detail der erbitterten Streitigkeiten zwischen dem Herzoge Peter und der Ritter- und Landschaft zu besprechen. Nur um die damaligen Anschauungen zu beleuchten, wollen wir hier anführen, worüber sich die Ritter- und Landschaft unter Anderm beklagte.

In der Vorstellung, die der Landtag von 1789 dem Herzoge machte, betonte er, der Herzog habe während seiner Regierung auch nicht das Geringste zur Besserung der Justiz und Polizei, zur Beförderung des Ackerbaus, der Industrie und des Handels, zum Gedeihen der Städte 2c. gethan. Die Oberhauptleute und Hauptleute seien ohne Wohnung, Gefängnisse nicht vorhanden, die Instanzgerichts-Assessoren und Notare bezögen völlig unzureichende Gehälter, bei den

Hauptleuten seien keine Assessoren und keine Notare angestellt ꝛc. Es mangele an Anstalten zur Erziehung der Jugend aller Stände und das Gymnasium sei von geringem Nutzen, da es an den nötigen Vorbereitungs-Schulen fehle u. s. w. Die Revenuen des Staats behandle der Herzog wie sein Privat-Eigentum, plaziere die Ueberschüsse im Auslande und kaufe sich dort Güter. Sich und das Vaterland erachte der Herzog als „zwei ganz separierte Gegenstände."

Wir sind davon überzeugt, daß bei dem erbitterten Kampfe die Schuld auf beiden Seiten gelegen hat. Aber es will uns scheinen, daß der Verfassungs-Konflikt der Jahre 1788—93 eine gewisse Aehnlichkeit mit den Kämpfen in so manchen deutschen Fürstentümern hat, wo es sich auch um die Auseinandersetzung mit dem Fürsten über die Staatsgüter handelte. Daß bei der gefährdeten Lage des Herzogtums Kurland ein derartiger Konflikt von den bedenklichsten Folgen sein mußte, scheint damals leider nicht erkannt worden zu sein.

Eine der Streitfragen betraf die Art und Weise der Exploitierung der Domänengüter. Während der Herzog diese Güter zu größeren Oekonomieen zu verschmelzen sich angelegen sein ließ, so daß er in gewissen Fällen 20, in anderen 10 Güter, die bisher an einzelne Edelleute verpachtet gewesen waren, zu je einer Oekonomie vereinigte, die er nun von einem Disponenten verwalten ließ, verlangte die Ritter- und Landschaft, daß das seit Altersher übliche System der Vergebung der einzelnen Güter zur Pacht, Disposition oder Verpfändung beibehalten werde. Das, was bisher gewohnheitsrechtlich gegolten hatte, war 1737 urkundlich fixiert worden. In der Konvention, die Ernst Johann Biron am 14. Juni 1737 mit dem Adel errichtet hatte, ist wörtlich stipuliert worden:

> „Der Herr Reichsgraf verpflichtet sich, alle hochfürstlichen Aemter und Güter keinem andern, als einländischen, kurschen von Adel, nach den ihnen zustehenden Prärogativen Pfands-, Arrende- oder Dispositionsweise zu erteilen."

Im Punkte 6 der Reversalien des Herzogs Karl vom 25. Oktober 1759 heißt es ferner:

„Wir versprechen auch gnädiglich, daß wir Unsere fürstliche Aemter und Güter, wie es Unsere Hochseelige Vorfahren am Herzogthum zugesaget, Arrends- oder Amtsweise, vorzüglich an Einheimische von Adel, Unserem gnädigen Gefallen nach vergeben wollen."

Aehnliche Versicherungen waren 1763 und 1776 gegeben worden. Ganz ebenso war der König von Polen in seiner Benutzung der polnischen Staatsgüter beschränkt. Auch er hatte sie dem einheimischen Adel zur Pacht oder Verwaltung zu übergeben.

Ob die Domänengüter auch Personen bürgerlichen Standes vergeben werden konnten, ist in Kurland niemals zu einer Frage von aktueller Bedeutung geworden, vielmehr stets eine Nebenfrage gewesen, die man nur aufgeworfen hat, um die Entscheidung über die Hauptfrage zu verdunkeln und zu erschweren. Dem Adel bei der Verpachtung 2c. der Domänengüter „einen Vorzug angedeihen zu lassen" findet selbst Ziegenborn § 622 in fine „nicht unbillig." Aber dem sei wie ihm wolle, es kommt hier nur darauf an, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob der Herzog berechtigt war, mit den Domänengütern ohne Weiteres so zu verfahren, wie er es that. Und da wird man vielleicht zugeben müssen, daß die Verschmelzung von je 10, sogar 20 Domänengütern zu großen Oekonomieen und die Verpachtung derjenigen einzelnen Güter, die sich ihrer Lage nach zu einer Verschmelzung nicht eigneten, an den Meistbietenden auf 3 Jahre die von Alters her ausgeübten und später ausdrücklich versprochenen Rechte des Adels illusorisch machte.

Ab der Anschlag, nach dem die Güter bisher verpachtet worden waren, entsprechend oder zu niedrig bemessen war, ferner, ob die Behauptung der Ritter- und Landschaft, daß bei dem vom Herzoge Peter beliebten Systeme die Revenuen der Domänengüter nicht einmal vermehrt,*) vielmehr verringert würden und die Bauerschaft durch die schweren Frohnleistungen überbürdet werde, begründet war oder

*) Man behauptete damals mit Entschiedenheit, daß der Herzog oder richtiger die Staatskasse bei der Administration einiger dieser großen Oekonomieen, wie z. B. Grünhof, arg geschädigt wurde.

nicht, das sind Fragen, die wir zu beantworten zur Zeit nicht in der Lage sind.

Als endlich der Herzog Peter unter dem Drucke äußerer Umstände sich im Jahre 1793 zum Friedensschlusse mit der Ritter- und Landschaft verstand, und versprach, von nun ab wieder die fürstlichen Aemter getrennt und nicht nach Meistbot zu verpachten, gestand ihm die Ritter- und Landschaft zu, daß ausnahmsweise die Grünhofsche Oekonomie und die Aemter Mesothen, Hofzumberge, Fockenhof, Grenzhof und die Poenauschen Güter zu herzoglicher Disposition gestellt werden sollten. Wer Kurland kennt, weiß, daß diese Güter zu den einträglichsten des Landes gehörten. Wenn auch in der Kompositions-Akte von 1793 stipuliert wurde, daß das Lehn mit keinen weitern Apanagen belastet werden und der jedesmalige Landhofmeister Direktor des Kammer-Departements verbleiben solle, kann die Komposition von 1793 wenigstens in materieller Hinsicht keineswegs als eine den Herzog schädigende Niederlage erachtet werden.

Was aber den einheimischen zahlreichen und nicht reichen Adel betrifft, so darf denn doch nicht ganz unberücksichtigt bleiben, daß er, wenn ihm die Pacht der Domänengüter allmählich ganz entzogen worden wäre, bei der äußerst geringen Zahl von Zivil- und Militär-Chargen in Kurland, in seinem Heimatlande kein Unterkommen mehr gefunden hätte und zur Auswanderung gezwungen gewesen wäre. Es diente damals bereits eine nicht kleine Zahl kurländischer Edelleute, meist als Offiziere, in aller Herren Länder, in Frankreich, Preußen (im Jahre 1786 waren 52 in der Armee Friedrichs des Großen), Sachsen, Polen, Rußland 2c.

Der Herausgeber.

Zweites Kapitel.

Delegierter der kurländiſchen Ritterſchaft. — Kampf der **Ritterſchaft** mit dem Herzog. — Targowiezer Kon**föderation.** — Kompoſition mit dem Herzog.

Das sogenannte preußische System befestigte sich in Warschau mehr und mehr und man begann offen die Anhänger Rußlands für die Vorgänge des Reichstages von 1775 verantwortlich zu machen. Man verlangte eine Allianz mit dem Berliner Hofe und ernannte Gesandten in Berlin, Wien, Stockholm und Kopenhagen. Man erließ ein Gesetz, nach dem Bischöfe „salvis tamen modernis possessoribus“ nicht mehr als 100 Tausend Gulden polnisch für's Jahr beziehen sollten; der dadurch ersparte Betrag sollte der Armee zugewandt werden.

Sobald der Herzog sich von mir befreit wußte, kannten seine Agenten keine Schranken mehr. Herr v. Manteuffel übernahm zu Gunsten des Herzogs nicht nur ein alle Verfügungen und Anordnungen der Regentschaft kassierendes Reskript, sondern auch einen Beschluß des Reichstages (eine sogenannte Konstitution) zu exportieren, der:

1. das königliche Reskript bestätigen,
2. der Herzogin für den Todesfall des Herzogs die Mitvormundschaft gewähren,
3. dem Herzog das unbeschränkte Recht, nach seinem Belieben über die Einkünfte des Lehns verfügen zu dürfen, zugestehen,
4. die Befugnisse der Regentschaft für den Fall des Todes oder der Abwesenheit des Herzogs beschränken, und endlich
5. Alles, was der Landtag im Einklange mit der Regentschaft seit 1786 beschlossen und verfügt hat, für null und nichtig erklären sollte.

Wenn Alles das gewiß der Begehrlichkeit des Herzogs und den Interessen der Herzogin sehr zusagte, so hätte es unsere Grund-

gesetze über den Haufen geworfen und jedes öffentliche Vertrauen und jede Sicherheit aufgehoben. Wenn die während der Abwesenheit des Herzogs von der Regentschaft mit Zustimmung der Ritterschaft geschlossenen Verträge bei der Rückkehr des Herzogs annulliert werden konnten, so wäre unmöglich gewesen, in der Abwesenheit des Herzogs irgend eine Abmachung zu treffen.

So geheim der Herzog seine Aktion in Warschau auch halten wollte, so war sie doch zur Kenntnis des kurländischen Landesbevollmächtigten gedrungen. Herr v. d. Brüggen hatte aber unterlassen, damals bei Zeiten entscheidende Maßregeln in Warschau zu ergreifen. Als nun der König wirklich am 15. Januar 1788 das vom Herzoge erbetene Reskript erlassen hatte, da erhob man in Kurland ein allgemeines Geschrei und erkannte nun die Notwendigkeit, in Warschau einen Delegierten zu haben. Aber der politische Horizont Polens war so trüb und bedrohlich, daß jetzt Niemand Lust hatte, eine so gefährliche Geschäftsführung zu übernehmen. Da entschloß man sich nun, mir die Funktion des ritterschaftlichen Delegierten zu übertragen und mir einen Titel zu verleihen, den die Ritterschaft vor zwei Jahren mir zu gewähren soviel Bedenken gehabt hatte.*)

Ich täuschte mich keineswegs über die großen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die mir bevorstanden. War der Herzog einmal engagiert, so war vorauszusehen, daß er alle Rücksichten außer Acht lassen, ja sogar seinen Geiz überwinden würde, um sein Ziel zu erreichen. Davon waren seine Ratgeber ausgegangen. Man hatte ihm mit der Hoffnung geschmeichelt, er werde in politischer und ökonomischer Hinsicht die absolute Herrschaft erringen und damit konnte man ihm enorme Summen entreißen. Ich entschloß mich, die mir gewordene ehrenvolle Aufgabe zu übernehmen, vielleicht gerade, weil die vorauszusehenden Schwierigkeiten meine Eigenliebe reizten.

*) Vor zwei Jahren hatte man gehofft, sich die Kosten des Unterhaltes eines ständigen Delegierten ersparen zu können. Aus einer Korrespondenz, die uns vorliegt, ersehen wir, daß die Unbesitzlichkeit des Verfassers der Memoiren auch als Vorwand zur Ablehnung seiner Anstellung benutzt worden ist. (Anmerkung des Herausgebers.)

Wer mit einiger Aufmerksamkeit dem Geiste und Gange des Warschauer Reichstages gefolgt ist, wird den steten Widerspruch zwischen den in hochtrabenden Worten verkündeten Grundsätzen und dem Thun und Verhalten der Landboten erkennen. Man sprach immer wieder von der Notwendigkeit, die königliche Macht zu beschränken, um die Freiheit herzustellen, aber gleichzeitig gefiel sich ein großer Teil der allerfanatischsten Republikaner, die Macht des Herzogs von Kurland zur Willkür gestalten zu wollen. So ist von jeher die Inkonsequenz und Unvernunft dieser Republikaner gewesen. Auf der einen Seite Unterdrückung, auf der andern Lockerung aller Bande der Unterordnung. Ungescheut plündert man alle Welt, indem man von der Gerechtigkeit gegen Alle spricht. Das war das Schauspiel, das jede Sitzung des Reichstages darbot, dessen Wahnsinn im Wachsen war und mit der französischen Revolution, mit der man die umständlichsten Beziehungen unterhielt, gleichen Schritt halten zu wollen schien.

Im Juni 1789 sandte mir der kurländische Landtag meine Instruktionen und Beglaubigungs-Schreiben.

Bei der Audienz, zu der mich der Groß-Marschall Graf Mniszek geleitete, beschränkte sich der König, der von meiner Aufgabe wahrscheinlich schon unterrichtet war, auf eine Antwort, wie sie die Etiquette erheischte, die dabei aber kalt und zurückhaltend war.

Der Agent des Herzogs, Herr v. Manteuffel, hatte sich auf seinen Visitenkarten „Délégué de Courlande“ genannt. Da durch diese allgemeine Bezeichnung die Meinung erweckt werden konnte, daß er Delegierter nicht nur des Herzogs, sondern auch der Ritterschaft wäre, erklärte der Landesbevollmächtigte offiziell dem polnischen Ministerium, daß die von Herrn v. Manteuffel für sich erwählte Bezeichnung mißbräuchlich sei, da der Herr von der Ritterschaft nicht nur mit keinem öffentlichen Geschäfte betraut worden, sondern selbst seine Ernennung zum Delegierten des Herzogs der Ritterschaft unbekannt geblieben sei. Nach dem Kompositions-Akte von 1776 habe sich der Herzog feierlich verpflichtet, niemals einseitig und ohne Wissen der Ritterschaft einen Delegierten nach Polen zu

entsenden. Ich verlor keinen Augenblick, an die Erfüllung meiner Aufgabe zu gehen. Es galt, beim Könige um Aufhebung des Reskripts einzukommen und Seiner Majestät dazu nachzuweisen, daß das Reskript als ein den Grundgesetzen Kurlands widersprechendes nur unter Vorspiegelung falscher Thatsachen erschlichen worden sei.

Ich wandte mich zuerst an die Herren Kanzler und machte ihnen, um ihre Eigenliebe zu schonen, den Vorschlag, ein einfaches Mittel anzuwenden, das Alles gut zu machen und die Befürchtungen der Ritterschaft zu beruhigen geeignet wäre. Dieser mein Vorschlag ging dahin, nicht daß gerade das Reskript ausdrücklich kassiert, sondern daß ein neues erklärendes Reskript erlassen würde, das den wahren Sinn des ersten Reskripts erläutern und den ausdrücklichen Willen des Königs außer Zweifel stellen müßte. Dieser Wille des Königs müßte so dargestellt werden, daß er mit dem ersten Reskripte den vorliegenden Streit nur bis zu einer den Gesetzen entsprechenden Beprüfung den strittigen Fragen habe unterbrechen wollen. Durch eine solche Wendung würde der Würde des Königs wie der Kanzler nichts vergeben, die Aufregung in Kurland aber gedämpft werden.

Aber Herr v. Manteuffel, der das Reskript nur mit Geldopfern errungen hatte, machte die größten Anstrengungen, wenn auch nur unter der Hand, die Annahme meines Vorschlages zu verhindern. Da ihm das gelang, so blieb mir nichts übrig, als mich in einer offiziellen Note an den König und die Kanzler zu wenden. Ich erhielt keine Antwort und auch eine zweite stärkere Note blieb unbeantwortet. Nun verabreichte ich dem Gesamt-Ministerium eine Denkschrift, in der ich um Verwendung bei Sr. Majestät bat und betonte, daß der König durch eine falsche Darstellung hintergangen worden sei. Zugleich verbreitete ich eine polnische Uebersetzung der Denkschrift im Publikum, wodurch ich die Aufmerksamkeit des Senats und der Landboten auf eine Frage zu lenken hoffte, die die Kreaturen des Königs und der Kanzler, wie die Agenten des Herzogs in ein falsches Licht zu stellen sich hatten angelegen sein lassen. Dieses Mittel wirkte; die Ungesetzlichkeit des Reskripts brachte alle Welt in Harnisch und ein allgemeiner Schrei erscholl gegen diesen Willkür-

Akt. „Man bringe die Sache an den Reichstag," riefen viele Landboten, „und wir werden diesen verfassungswidrigen Erlaß der königlichen Gewalt sofort aufheben."

Stanislaus, der von dieser ziemlich allgemeinen Meinung erfahren hatte, glaubte, es wäre das Kürzeste, mich einzuschüchtern, um mich zum Stillschweigen zu bringen oder wenigstens zu veranlassen, mich mit irgend einer unbestimmten Erklärung zu begnügen.

Er ließ mir durch einen seiner Pagen sagen, ich möge um 6 Uhr Abends bei Hofe erscheinen. Ich fand in der Garderobe*) sehr viele Personen. Obgleich es Sonntag war, bereitete man sich auf die Reichstags-Sitzung des folgenden Tages vor. Man ließ mich eine Stunde warten. Endlich wurden die Kanzler und gleich darauf ich in das Kabinet des Königs gerufen.

„Ich hätte niemals erwartet," sagte der König zu mir, „daß Sie beim Beginne Ihrer Delegation gleich eine so sonderbare Haltung einnehmen würden, wie Sie es jetzt thun. Sie greifen zu gleicher Zeit die königliche Autorität in Betreff der Reskripte und die Redlichkeit oder die Einsicht der Kanzler an, indem sie ihnen unterschieben, daß sie mich hätten täuschen wollen. Ihre Behauptungen entbehren der Begründung. Die Könige, meine Vorgänger, haben die Ordnung in Kurland häufig durch Reskripte wiederhergestellt und im vorliegenden Falle bin ich keineswegs getäuscht worden, habe vielmehr nicht nur das Exposé des Herzogs, sondern auch die Rechtfertigungs-Schrift der Regentschaft gelesen. Und das Reskript ist erst nach vorgängiger Beprüfung und genauer Kenntnisnahme der Sache legaler Weise ausgefertigt worden."

„Die Könige, Ew. Majestät Vorgänger," erwiderte ich, „haben allerdings oft Reskripte erlassen, aber auch deren mehre aufgehoben, indem sie erklärten, daß diese Erlasse „ad sinistram informationem Cancellariae" erfolgt gewesen seien. Aber sie haben noch mehr gethan. Sie haben durch ein vom Reichstage sanktioniertes Gesetz Kurland die Versicherung zu geben geruht, „daß der Mißbrauch

*) So nannte man das letzte Vorzimmer unmittelbar vor dem Kabinete des Königs.

der Kanzleien in Betreff der Reskripte beschränkt werden solle," und daß im Falle einer Klage die Kanzler, die auf ein dem Gesetze zuwiderlaufendes Reskript die Siegel gelegt haben würden, ad reponendum angewiesen werden sollen. „Wenn," fügte ich hinzu, „Ew. Majestät die Anschuldigung des Herzogs und das Rechtfertigungs-Schreiben der Regentschaft zu lesen geruht haben, so ist Ew. Majestät doch noch nicht die Reklamation der Ritterschaft, d. i. der an diesem Streite gleichmäßig interessierten Partei, vorgelegt worden. Im Namen dieser Ritterschaft habe ich den Herren Kanzlern wörtlich ein Versöhnungs-Mittel über diesen Gegenstand, der für die Erhaltung unserer Verfassung von der höchsten Bedeutung ist, vorgeschlagen." „Das ist immer das Schlagwort derer, die die öffentliche Ruhe stören wollen." „Ew. Majestät so eben gemachte Bemerkung ist nur zu sehr begründet und die Agenten des Herzogs, die sich erlaubt haben, dieses Reskript gegen den formellen Wortlaut unserer Gesetze nachzusuchen, müssen sich den Vorwurf machen...." „Nicht von ihnen habe ich gesprochen. Sie entfernten sich von der Frage, und ich verstehe nicht, was Sie wollen." „Sire, ich habe den Wunsch meiner Auftraggeber in drei aufeinander folgenden Noten ausgedrückt und um Ew. Majestät zu beweisen, wie sehr ich wünsche, daß jedes unangenehme Aufsehen vermieden werde, flehe ich Ew. Majestät an, zu gestatten, daß der Fürst-Primas, der Bischof Krasinski, der Fürst Stanislaus Poniatowski, Ew. Majestät Neffe, und der Marschall Graf Potocki sich zu einer Konferenz versammeln, um diese Angelegenheit zu beprüfen. Ich würde meine Beschwerden gegen das Reskript auseinandersetzen, die Herren Kanzler ihre Einwendungen vorbringen und ich lasse es auf die Entscheidung dieser Herren ankommen, deren Ergebenheit an die geheiligte Person Ew. Majestät und Ihre wahren Rechte über allen Zweifel erhaben dasteht."

Der König, über diesen Vorschlag betroffen, wandte sich an die Kanzler und sagte auf polnisch: „Was denken Sie davon?" Der Groß-Kanzler Malachowski begnügte sich zu antworten: „Wie es Ew. Majestät belieben wird." Aber der Kanzler von Litthauen erklärte, daß ihm dieser Vorschlag sehr gut zu sein scheine, um die

Angelegenheit auf friedlichem Wege beizulegen. „Wohlan!“ sagte der König, „ich genehmige diese Konferenz und erkläre, daß ich Alles annehmen werde, was meine Vermittelungs-Kommissare entscheiden werden.“

„Ew. Majestät wollen mir gestatten, für diese Güte Ihre Hand zu küssen und ich verlasse mich auf die Ehrenhaftigkeit der genannten Herren.“

Der König reichte mir die Hand und ich verließ das Kabinet zufriedener, als ich es betreten hatte.

Nachdem die Vermittelungs-Kommission vom König gebilligt und installiert worden war, konnte ich mich der Hoffnung hingeben, dem Ziele meiner Wünsche nahe zu sein. Die Kanzler hörten aber nicht auf, allerlei Ausflüchte zu ersinnen, um die Erörterung der Sache zu verhindern. Ueber diesen Vorschlag empört, erklärte ich ihnen, daß ich von meinen Auftraggebern die Instruktion erhalten hätte, bei den versammelten Ständen über diese doppelte Rechtsverweigerung Klage zu führen. Man kannte mich genug, als daß man hätte meinen können, ich würde es bei dieser Drohung bewenden lassen, und so entschloß man sich endlich, die Sitzung, die ich verlangte, zu berufen. Der Fürst Primas und der Fürst Stanislaus Poniatowski hatten sich durch Unwohlsein entschuldigen lassen und so blieben nur der Bischof Krasinski und der Marschall Potocki noch, die von der Gerechtigkeit meiner Sache überzeugt waren. Ich hatte bereits den Entwurf einer Erklärung verfaßt, wie ich sie für nötig hielt, um das erste Reskript zu vernichten.

Man versammelte sich beim Groß-Kanzler Malachowski. Nachdem ich alle Gründe zu Gunsten der Ritterschaft auseinandergesetzt hatte, legte ich mein Projekt der Erklärung vor. Der Groß-Kanzler opponierte mir, wie mir schien, nur um der Form zu genügen, da aber die Kommissarien sich gegen das erste Reskript, das nur ad male enarrata ergangen sei, erklärten, so schritt man sofort zur Frage über die Redaktion der zu erlassenden Erklärung. Ich hatte meinem Entwurf die Ueberschrift: „Kassatorisches Reskript“ gegeben, um etwas zu haben, worin ich, ohne der Sache zu schaden, nach-

geben konnte. So ließ ich mich denn auch bereit finden, mich mit der Ueberschrift: „Erklärung" zu begnügen. Als aber der Groß-Kanzler die wesentliche Phrase: „daß das erste Reskript keine richterliche Autorität habe," wegschaffen wollte, blieb ich fest und erlangte die Klausel: „Unbeschadet der Rechte jeder Partei." Da ich irgend welche Hinterlist bei der Ausfertigung befürchtete, so hatte ich gleich zwei Exemplare meines Projekts mitgebracht, auf denen nun die beliebten Veränderungen notiert wurden. Ich bat nun die Kommission, diese Exemplare zu unterschreiben, von denen ich eines an mich nahm. Wie notwendig diese Vorsicht gewesen war, zeigte sich bald. Im Momente der Unterschrift wollte der König die erwähnte Klausel weglassen. Ich erfuhr davon und erklärte, daß ich das Reskript dann nicht annehmen, auch die Kosten desselben nicht bezahlen würde. Nach vierwöchentlichen neuen Debatten erhielt ich endlich das Reskript am 5. Dezember.

Meinen Sieg verdankte ich dieses Mal den Parteigängern des preußischen Systems, während die beiden Kanzler, die von der russischen Partei waren, mir entgegengewirkt hatten. Hätte der Botschafter Stackelberg sich für mich ausgesprochen, so wäre der Groß-Kanzler Malachowski sofort auf meine Seite getreten. Aber Herr v. K . . ., Sekretär oder Rat der russischen Botschaft, hatte für das erste Reskript 2000 Dukaten erhalten und fürchtete nun, man würde sie von ihm zurück verlangen. So hatte er sich denn unter der Hand viel Mühe gegeben, die Erlangung des zweiten erklärenden Reskripts zu hintertreiben und dazu das Mittel angewandt, zu verbreiten, daß der Botschafter an dieser Sache gar kein Interesse habe.*) Der Bischof Krasinski und der Marschall Potocki wollten einfach nicht zulassen, daß die Kanzlei des Königs Ungerechtigkeiten gegen die kurländische Ritterschaft begehen dürfe. Sie wurden deshalb ihrem „Systeme" nicht untreu.

Erfreut, endlich das Reskript in Händen zu haben, sandte ich eine Staffette nach Mitau. Der Landesbevollmächtigte kam sofort

*) Man sagte diesem Herrn nach, daß er Warschau mit 60 Tausend Dukaten bar verlassen habe.

zur Stadt. Aber wie groß war sein Erstaunen, als der Herzog, der mit der einen Hand die „Erklärung" empfing, ihm mit der andern Hand ein Reskript überreichte, das den Titel: „Exhortatorium" trug und vom 12. November datiert war. In diesem Reskripte war bestimmt, „daß der Landtag, da er ohne Zustimmung des Herzogs prorogiert sei, alle seine Verhandlungen, als illegale, einzustellen habe." War das wie ein Blitzstrahl für den Landesbevollmächtigten und die ganze Ritterschaft, so urteilte man über mein Erstaunen, als ich aus Kurland eine beglaubigte Kopie dieses „Exhortatoriums" erhielt, das man in Warschau sorgfältig vor mir geheim gehalten hatte.

Ich war starr vor Entrüstung und konnte längere Zeit dieses Gewebe von Niedertracht nicht begreifen. Wie konnte der König seine Unterschrift so entehren, daß er in einem Zwischenraum von 7 Tagen das Für und das Gegen zugleich erklärte? Wie konnte er einerseits feierlich versichern, daß er das erste Reskript nur erlassen habe, um den Hader zwischen dem Herzoge und der Ritterschaft in sanftere Bahnen zu lenken („ad sopiendas lites") und andererseits fast zu gleicher Zeit Oel ins Feuer gießen, indem er das wichtigste Vorrecht der Ritterschaft, ihre Versammlungen nach ihrem Ermessen zu verlängern, in Frage stellte?

In meiner Entrüstung über das unbegreifliche Verfahren des Königs zog ich mich von aller Welt zurück und schrieb einen formellen Protest in scharfen Ausdrücken.

Damals erschien eine anonyme Schrift gegen die Regentschaft (heil. der Oberräte), die Ritterschaft und speziell gegen mich. Ich antwortete scharf mit einer Schrift, die die Unterschrift trug: „Propagnat nugis armatus" und die Lacher waren nicht mehr auf der Seite der Agenten des Herzogs.

Der König und die Kanzler sahen in meinem Proteste eine förmliche Kriegserklärung und der ganze Hof tobte gegen mich. Manteuffel, der aus dieser Stimmung gegen mich Nutzen ziehen wollte, ließ eine Note drucken, die von persönlichen Angriffen gegen mich erfüllt war und sich dabei in arge Sophismen verstrickte. Diese

Note war schon 4—5 Tage im Umlaufe, als ich von ihr zufällig beim Besuche des Theaters erfuhr. Ich schaffte mir rasch ein Exemplar und schrieb meine Antwort während der Nacht. Um 8 Uhr früh war sie bereits in der Druckerei und erschien bald darauf. Sie war allerdings ein wenig stark. Aber war ich nicht provoziert worden? Hatte man mir nicht den Fehdehandschuh hingeworfen? Wenn ich ihn aufhob und mich möglichst energisch verteidigte, so war ich nicht im Unrecht.

Eigentümlich war es, daß die Interessen der Ritterschaft von dem Herrn v. Manteuffel bekämpft wurden, dessen Vater sie in den 70er Jahren verteidigt hatte und daß der Sohn jetzt die Rolle des Herrn Vic spielte, dessen Bemühungen damals darauf gerichtet waren, auf den Trümmern der Privilegien und Rechte der Ritter- und Landschaft die Macht des Herzogs zu erhöhen.

Die Ritterschaft war über das Verhalten des Herzogs empört. Der Landtag hatte sich nur versammelt, um sich zu verteidigen und das wollte der Herzog ihr jetzt verbieten. Da war sie nun entschlossen, lieber Alles zu opfern als — — sich der illegaten Entscheidung des letzten Reskripts zu unterwerfen. Sie billigte meinen Protest und der Landesbevollmächtigte schrieb direkt und offiziell an den König und das Ministerium, um die irrigen Prinzipien zu widerlegen, auf denen das „Exhortatorium" beruhte.

Die kurländische Ritterschaft, erfüllt von Eifer und Patriotismus, nahm ihre öffentlichen Arbeiten im Januar 1790 wieder auf und der Landtag sandte mir ergänzende Instruktionen, die das Datum des 1. Februar trugen. Bald darauf wurde mir von Mitau ein 33 Bogen langes Exposé über das Recht der kurländischen Ritterschaft, ihre Landtage ohne Genehmigung des Herzogs zu limitieren, zugestellt. Es war von dem zum konsultierenden Advokaten der Ritterschaft ernannten Herrn Nerger*) verfaßt und ist in Mitau

*) Wir fühlen uns gedrungen, gleich bei der ersten Anführung dieses Namens Folgendes zu bemerken:

Uns liegt eine Korrespondenz zwischen Nerger und dem Verfasser vor, die namentlich zu Anfang in freundschaftlichem Tone geführt worden ist. Allmählich

als ein Meisterwerk bewundert worden. Meiner Auffassung nach hätte kein Landbote und kein Minister die Geduld gehabt, ein so unförmliches Opus überhaupt nur durchzulesen. Ich reduzierte das

scheint sich eine Differenz zwischen den Beiden entwickelt zu haben, die den Verfasser in seinen Memoiren zu manchem herben Urteile über die Pedanterie und Weitläufigkeit Nergers veranlaßt. Wir haben für angezeigt gehalten, die Auslassungen des Verfassers über Nerger um deswillen wegzulassen, weil sie gegenwärtig von keinem Interesse mehr sind. Von Wichtigkeit erschien uns aber, aus der Korrespondenz des Verfassers mit Nerger und dem Landesbevollmächtigten Mirbach Einiges anzuführen, was ein Streiflicht auf die politische Lage und gewisse Meinungsverschiedenheiten unter den genannten Personen wirft.

In einem Briefe vom 29. April 1789 meldet der Verfasser, daß der preußische extraordinäre Envoyé und bevollmächtigte Minister Lucchesini beim Könige Audienz gehabt habe und der Einfluß des Berliner Hofes sich hier täglich auf die auffälligste Manier vermehre. „Infolge dessen," schreibt der Verfasser, „scheint es mir unumgänglich, an den Envoyé im Namen der Landschaft zu schreiben, ich füge einen unmaßgeblichen Entwurf bei." Bald darau schreibt er wieder: „Sorgen Sie um Himmelswillen, daß man einen Brief an den preußischen Gesandten schickt. Manteuffel giebt uns hier als ganz russisch gesinnt an, welches uns in dem esprit public viel schaden kann, daher wir uns als vollkommen unparteiisch bezeugen müssen." In einem Briefe vom 2. Mai 1789 an den Landesbevollmächtigten sagt er: „Man müßte die größte Entfernung aller Abhängigkeit von einer oder der anderen Macht an den Tag legen, beide Höfe (sc. den Berliner und Petersburger) gehörig menagieren" 2c. In einem Briefe an Nerger vom Juli 89: „Es ist ein großer Fehler, daß ich nicht schon vor 3 Monaten, wie ich es verlangte, den Brief an den preußischen Gesandten erhalten habe. Durch diese Unterlassung hat man letztern piquiert und in der Meinung bestärkt, daß wir russisch gesinnt seien und alle unsere Unternehmungen eine vom russischen Hofe gemachte Kabale sei. Jetzt (also weil es zu spät sei) würde ein Schreiben an den preußischen Gesandten wenig Eindruck mehr machen. Was dächten Sie, wenn man zugleich an den preußischen, englischen und schwedischen Minister als Garanten der kurischen Konstitution schriebe?" In einem Briefe vom 18. November 89: „Die gemäßigten Vorstellungen des Ambassadeurs (Stackelberg) beim Könige sind übel aufgenommen worden. Der preußische Gesandte hat diese als einen neuen Beweis der Anhänglichkeit unserer Landschaft an den russischen Hof verschiedenen Personen mitgeteilt. Ich insistiere nochmals auf der Notwendigkeit, allen Schein einer Vorliebe und besonderen Attachements zu vermeiden. Jeder unvorsichtige Schritt kann uns in die größte Verlegenheit setzen. Ohne irgend eine fremde Mitwirkung können wir ebenfalls zu unserem Zwecke gelangen. Sapienti sat."

Schriftstück auf einen halben Druckbogen, verabreichte es dann und erreichte mein Ziel wenigstens insofern, als es wenigstens gelesen wurde.

In einem Briefe an den Landesbevollmächtigten Mirbach vom 14. Nov. 1789: „Kurlands geographische Lage rate zur strengsten Unparteilichkeit."

Der Landesbevollmächtigte scheint trotz allen diesen Vorstellungen auf den dringenden Vorschlag nicht haben eingehen zu wollen. Im Gegensatze dazu schreibt Mirbach im Juli 1789: „Man hat in Petersburg die Insinuation von Ihnen gemacht, daß Sie es geradezu mit der preußischen Partei halten und man hat uns zu verstehen gegeben, der Ambassadeur würde in Ansehung des Deklaratorii nicht ausbleiben, wenn Sie nur der wären, der Sie sein sollten."

Eine Meinungsverschiedenheit tritt ferner über die anzuwendenden Kampfmittel zu Tage. Der Verfasser wollte eventuell die Sache an den Reichstag bringen, weil er hoffte, hier die Kassation des Reskripts sicher zu erlangen. Mirbach, wie es scheint, unter dem Einflusse Nergers, ist trotz aller Vorstellungen beharrlich dagegen. In einem Briefe an Nerger vom 18. Juli 89 schreibt der Verfasser: „Es scheint mir, daß Sie in Kurland die hiesigen Operationen des Reichstages nicht aus dem wahren Gesichtspunkte betrachten und diesem zufolge ein sicheres System zu etablieren sich außer Stande zu sehen glauben. Diese Ungewißheit erschwert meinen Gang und macht alle meine Schritte unsicher," und in einem Briefe vom 11. Nov. 89: „Es ist sehr verdrießlich, am Gängelbande geführt zu werden und jeden Posttag andere Ideen zur Befolgung vorgeschrieben zu erhalten." Daß Mirbach unter dem Einflusse Nergers handelte, scheint aus einem späteren Briefe Mirbachs an Nerger hervorzugehen, indem er sagt: „Uebrigens gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich keinen Nachteil für uns absehe, wenn wir unsere Sachen an den Reichstag bringen. Das gehört doch eigentlich zu unseren angewiesenen rechtlichen Mitteln und dieses könnte von der Seite betrachtet, uns keinen Nachteil in Petersburg verursachen. Dahingegen, wenn wir die Garantie einer auswärtigen Macht requirieren, ohne unsere Beschwerde bei der Republik angebracht zu haben, uns diese demnach doch bei letzterer nachteilig sein könnte. Doch unterwerfe ich mich gern Ihrem Urteile, wenigstens wünsche ich doch wirklich, daß diese Aufforderung in einer eigenen Note geschehen, die man erforderlichenfalls unterdrücken könnte, und daß man auch in Petersburg anfragen würde, wie wir uns in Ansehung des Reichstages zu verhalten hätten, weil uns dieses doch in anderer Rücksicht nachteilig sein könnte." In einem Briefe vom 22. September 89 schreibt der Verfasser an Nerger über die piltenschen Angelegenheiten: „Da sie (d. h. die Piltener) aber vielleicht glauben, daß die Konstitution von 1768 sie gegen Alles sichert, und daß ich unnötiger Weise sie in Unruhe versetzen will, so werden sie wohl in ihrem tiefen Schlafe so lange bleiben, bis eine polnische Kommission sie erwecken wird." (Anmerkung des Herausgebers.)

In der Zeit hatte der auf dem Reichstage zum Marschall von Litthauen erwählte Fürst Sapieha, ein Neffe des Groß-Generals Grafen Branicki, sich so unumwunden der preußischen, sogenannten patriotischen Partei in die Arme geworfen, daß sein Onkel sich mit ihm überwarf und ihn veranlaßte, aus seinem, dem Branickischen Palais, auszuziehen. Sapieha wurde dadurch noch rasender und verfolgte Jeden, von dem er glaubte, daß er zur russischen Partei gehörte.

Vergeblich hielt ich in meinem Verhalten gegen beide Parteien die größte Unparteilichkeit ein, vergeblich erklärte ich, daß ich nur eine Partei, die der polnischen Nation, anerkenne und die gesetzlich erfolgten Voten des Reichtages in Betreff Kurlands als die der suzeränen Macht ansehe, der man, abgesehen von persönlichen Ueberzeugungen, Gehorsam schulde, trotz aller Mäßigung in meinem Thun und Reden erfuhr ich, daß der Fürst Sapieha sich erlaubt hätte, zu behaupten, ich sei von Rußland erkauft. Ich entschloß mich auf der Stelle, ihn trotz seiner Marschall-Würde zur Rede zu stellen und ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß er dergleichen geäußert habe und, wenn das der Fall sei, mit welchem Recht er gewagt habe, solches zu behaupten. Am selben Tage traf ich ihn auf einer Soirée beim Marschall Grafen Malachowski. Er unterhielt sich gerade mit dem Landboten von Livland, Weißenhof, als ich mich ihm näherte und sagte: „Man hat mir erzählt, daß Sie, Fürst, gestern auf dem Souper bei M . . . mich beschuldigt haben, von Rußland erkauft zu sein. Ich habe darauf bemerkt, daß diese Beschuldigung zu albern sei, als daß Sie sich eine solche über mich erlaubt haben könnten. Wenn mich Ihre Marschalls-Würde im Augenblicke verhindert, von Ihnen Genugthuung zu verlangen, so ist diese Würde doch nicht lebenslänglich. Meine Ehre verlangt eine unzweideutige Reparation, die Sie mir gewiß nicht versagen werden. Ich habe öffentlich erklärt, daß ich Sie zur Rede stellen würde und das thue ich gegenwärtig. Ich bitte Sie, Fürst, die Behauptung, die Ihrer wie meiner unwürdig ist, in Abrede zu stellen."

Der Fürſt fiel mir mit den Worten um den Hals: „Aber mein Gott, lieber Baron, wie hätte ich eine derartige Dummheit über einen alten Freund, den ich achte und liebe, ſagen können! Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich nur daran gedacht habe! Fragen Sie den Marſchall Potocki, was ich noch an dieſem Morgen über Sie zu ihm geſagt habe. Man will mich mit aller Welt veruneinigen. Aber zwiſchen uns beiden wird das nicht gelingen. Ich gebe ihnen mein Ehrenwort, daß ich niemals daran gedacht habe, die Aeußerung, die man mir unterſchiebt, zu thun.“

„Ich habe das angenommen, Fürſt,“ erwiderte ich; „es iſt mir ſehr lieb, daß Herr v. Weißenhof Zeuge dieſer ſo ausdrücklichen Erklärung geweſen iſt, der ich den vollen Glauben ſchenke, den ſie verdient.“

Einige Momente ſpäter ſagte Sapieha, der nicht bemerkte, daß ich nur einige Schritte von ihm entfernt war, zu Madame de M ...: Sie haben wohl geſehen, wie ich Heyking umarmt habe. Das iſt ein Mann, den ich nicht leiden kann. Er iſt ruſſiſch geſinnt und Sie wiſſen, wie ich dieſe Partei verabſcheue. Ich nehme ſelbſt meinen Onkel nicht aus.“

Dieſe Falſchheit konnte nur mein Mitleid erregen. Es war wirklich ſchade um dieſen jungen Mann. Mit viel natürlichem Verſtande, Liebenswürdigkeit, Sanftmut und der Gabe der Rede, die ihm eigen waren, hätte er ſich einen hervorragenden Namen machen können, wenn ſein patriotiſcher Wahnſinn während dieſes Reichstages ihn nicht zum Trunke und zu groben Ausſchweifungen verleitet hätte.

Lucheſini kam aus Berlin zurück, wohin ihn der König, ſein Herr, berufen hatte, um ihm entſcheidende, ſehr geheimgehaltene Inſtruktionen in Betreff Polens zu erteilen.

Joſeph II. lag im Sterben; die Anſchauungen ſeines Nachfolgers konnten ſehr verſchieden von denjenigen ſein, die den noch lebenden Suverän zu einem Bündniſſe mit der Kaiſerin von Rußland gebracht hatten. Die Ungewißheit und Unentſchiedenheit über dieſe große Frage machte ſich täglich in Polen fühlbar. Die Zwei-

züngigkeit des Königs wurde immer auffallender. Des Morgens ließ er dem Grafen Stackelberg durch Komarzewski Versicherungen der Anhänglichkeit an Rußland machen und des Abends sagte er dem Grafen Lucchesini, er habe keinen andern Wunsch, als sich von der schimpflichen Bevormundung zu befreien, unter den ihn der Petersburger Hof halte.

Dasselbe Schwanken herrschte in Kurland. Der Landesbevollmächtigte meinte, man müsse sich darauf beschränken, aufs Neue vom Könige und dem Ministerium eine einfache Erklärung des letzten Exhortatoriums zu verlangen.

Der König und das Ministerium lehnten dieses Verlangen ab. Im Hinblick auf das nahe Bevorstehen des Abschlusses des Allianz-Vertrages mit Preußen stimmte der König einen sehr hochfahrenden Ton gegen die kurländische Ritterschaft an und sprach sich vollständig für den Herzog, den Schützling des Berliner Hofes, aus. Der Graf Medem, der jüngere Bruder der Herzogin, überbrachte eine betreffende Ordre an Lucchesini und zugleich im Namen seiner Schwester eine prachtvolle mit Diamanten besetzte Bonbonnière für Madame de Lucchesini.

Trotz dieser für sie vorteilhaften Situation fürchteten die Agenten des Herzogs den Reichstag und wandten alle denkbaren Mittel an, um die Kurländer glauben zu machen, daß es für sie gefährlich wäre, die Entscheidung über ihre Interessen an eine Versammlung zu bringen, die, wie sie verbreiteten, ganz aus Kreaturen des Königs und Anhängern Preußens, die ja alle für den Herzog seien, bestände.

Selbst der Landesbevollmächtigte begann, durch diese Zuflüsterungen ins Schwanken gebracht, Winkelzüge zu machen. Aber ich stand ihm mit meinem Kopfe für den Erfolg, freilich nur unter der Voraussetzung, daß man nicht zögere und offen handle. Ich verfaßte demnach ein Projekt der an die versammelten Stände zu richtenden Reklamation. Das Projekt war nur einen Druckbogen stark und enthielt eine gedrängte Darlegung aller unserer Beschwerden. Ich zeigte den Entwurf dem Marschalle Grafen Potocki

und dem Bischofe Krasinski. Beide stellten mir den Erfolg in sichere Aussicht, wenn man nur nicht Zeit verlöre.

Schon in den ersten Tagen des März 1790 hatte ich den Entwurf nach Kurland gesandt. Aber man antwortete mir mit allerlei kleinlichen und ganz unrichtigen Bemerkungen, die nur ein Vorwand für die Verzögerung waren.

Mittlerweile war endlich am 25. März 1790 der Allianz-Vertrag mit Preußen zum Abschlusse gelangt und die politische Lage eine ganz veränderte geworden. Aber um die Agenten des Herzogs nicht gar zu viel Boden gewinnen zu lassen und um zu verhindern, daß ihre falschen Einflüsterungen gegen alle Handlungen des Landtages nicht zu sehr Eingang gewännen, ließ ich ein kurzes Exposé in französischer und polnischer Sprache drucken, dessen Wirkung denn auch meinen Erwartungen entsprach.

Ich hatte zur Uebersetzung aus dem Französischen ins Polnische einen jungen Advokaten Namens Bars engagiert, der mit einer gründlichen Kenntnis der alten und modernen Literatur einen Stil verband, der voll Energie, Klarheit und Präzision des Ausdrucks war. Ich erwähne ihn hier, weil er später in der polnischen Revolution eine Rolle gespielt hat. Von den Aufgeregtesten nach Paris geschickt, fuhr er fort, einige Unbesonnene fortzureißen, selbst nachdem sie schon preußische resp. russische Unterthanen geworden waren. Die neuen russischen Unterthanen waren dadurch einer fürchterlichen Bestrafung ausgesetzt, da man sie nun als Rebellen gegen ihren Suverän betrachtete. Die Gnade Pauls I. hat später die Strafe dieser Unglücklichen gemildert und Alexander I. sie ganz erlassen.

Ich erfuhr endlich, warum man in Kurland mit meiner Reklamation nicht einverstanden gewesen. Nerger hatte einem meiner Freunde, der in ihn gedrungen war, gesagt: „Wie konnte Herr v. Heyking verlangen, daß man dem Reichstage eine Reklamation übergebe, die die so interessanten Materien nur oberflächlich andeutete. Jeder einzelne Beschwerdepunkt hätte für sich gesondert eine Abhandlung von 10 bis 12 Bogen erfordert. So behandelt man nicht

Geschäfte dieser Art. Wenn man mich nur machen lassen wollte, so würde ich die Sache ganz anders führen.“ So schwer es mir auch wurde, ich mußte meiner Eigenliebe Zwang anthun und meine persönliche Meinung unterordnen. Ich forderte Nerger auf, nach Warschau zu kommen, damit wir zur Feststellung des Planes unseres weiteren Vorgehens eine Besprechung haben könnten. „Man muß,“ schrieb ich ihm, „eine stolze und energische Sprache hier führen, dabei aber zugleich eine loyale und freimütige Haltung einhalten. Die Zeit drängt; man wird uns zuvorkommen.“

In der That, acht Tage darauf wurde im Reichstage ein Brief des Herzogs verlesen, in dem er in unwürdigen Wendungen der Republik 1000 Flinten anbot. Trotz dem barbarischen Latein dieses Briefes, trotz der Geschmacklosigkeit des Herzogs, der mitteilte, er habe sein Silberzeug verkauft, um diese Darbringung machen zu können, wurde das Anerbieten des Herzogs mit Beifall aufgenommen und das Plebejer-Volk des Reichstages begann auf die Seite des Herzogs überzugehen.

Die Abberufung des Grafen Stackelberg bekümmerte mich außerdem. Ich hatte mich über diesen Staatsmann gewiß in mancher Beziehung zu beklagen. Aber persönlich liebte ich ihn. Er hatte einen fein gebildeten Geist, auf dem Gebiete der Politik sehr reiche Kenntnisse, und beherrschte die französische Sprache in einem Grade der Vollkommenheit, den ich bei Nicht-Franzosen kaum je angetroffen habe. Sein Stil hatte die elegante und präzise Wendung der guten Schriftsteller Frankreichs und in Versailles hatte man mir gesagt, daß seine Depeschen als Muster ihrer Art anzusehen seien. Er hatte in Leipzig sehr tüchtige Studien gemacht und erinnerte sich seines vortrefflichen Professors Gellert stets mit einer Rührung, die seinem Herzen Ehre machte. In der letzten Zeit seiner Amtsführung hatte er nur den Fehler begangen, seinen Untergebenen zu freies Feld zu lassen, die, um Geld zu gewinnen, oft seinen Namen und seine Würde bloßstellten. Er war verzweifelt, Polen verlassen zu müssen, an das ihn ein so langer Aufenthalt und andere Bande fesselten. Er wurde durch Bulgakow ersetzt, von dem man sagte, er habe in

Konstantinopel in den 7 Thürmen die Gewohnheit angenommen, stets zu Hause zu bleiben, und nach Erledigung der Arbeit Pharao zu spielen. Er war unter Repnin Gesandtschafts-Sekretär in Warschau gewesen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kaiserin ihn nur ernannt hatte, um den König zu demütigen. Sie wollte ihn wohl an den Hochmut Repnins erinnern, den dessen früherer Sekretär wieder aufleben zu lassen sich gewiß angelegen sein lassen werde.

Der Einfluß Rußlands war um diese Zeit vollständig geschwunden. Jeder, von dem man annahm, daß er zu der Partei, die es mit Rußland halten wollte, gehöre, war in den Bann gethan, und es bedurfte einer besonderen Lebensklugheit für Jeden, der dessen verdächtigt war, sich überhaupt noch zu erhalten.

Zu meinem Glücke gewährten mir der Reichstags-Marschall Graf Potocki, der Bischof Krasinski, der Marschall Malachowski und überhaupt alle die Potockis, die der preußischen Partei angehörten,*) in dieser peinlichen Lage ihre Unterstützung, wofür ich Ihnen ewige Dankbarkeit bewahren werde.

Der Parteigeist verbreitete sich in Polen über alle Klassen der Bevölkerung und nahm, wie in Frankreich, stetig zu. Emissäre aus Paris verbreiteten aufrührerische Schriften und die polnischen und litthauischen Bürger thaten sich zusammen, um dem Reichstage eine fast genau im Stile ihrer Vorbilder abgefaßte Petition zu verabreichen. Die Petition wurde mit dem größten Beifall aufgenommen. Von der anderen Seite traten Egoismus und Begehrlichkeit in schamloser Nacktheit hervor.

So war der Bischof Kossakowski, obgleich eine Kreatur Rußlands, auf den Einfall gekommen, von dem allgemeinen Hasse gegen diese Macht Nutzen zu ziehen, indem er den alberſten Anspruch auf das schon seit Jahrhunderten säkularisierte Bistum Pilten erhob. Die Titulär-Bischöfe von Livland hatten früher zu diesem Mittel Zuflucht genommen, wenn sie Geld nötig hatten. Es sollte denn

*) Die Potockis waren geteilt; Felix Potocki und einige andere dieses Namens hielten sich zur russischen Partei, während die meisten Potockis als preußische Anhänger angesehen wurden.

von der piltenschen Ritterschaft Geld erpreßt werden und leider hatte diese Ritterschaft, um den Frieden zu erhalten, früher einige Tausend Thaler geopfert. Kossakowski, der wahrscheinlich in den Archiven seiner Amtsvorgänger über diese Bewandtnis Kenntnis erlangt hatte und in Geldverlegenheit war, ließ diesen verjährten Anspruch wieder aufleben und bat den Reichstag, eine Kommission niederzusetzen, die seine Rechte auf mehrere Güter Piltens beprüfen sollte.

Dieser neue Angriff verdoppelte meine Unruhe. Der Graf Stackelberg war noch nicht abgereist und da er auf den Bischof Kassakowski den größten Einfluß hatte, so bat ich ihn dringend, in dieser rein chikanierenden Angelegenheit vermittelnd einzuschreiten. Der Graf lehnte seine Mitwirkung aber ab, weil er sich jetzt, nachdem er aufgehört hatte, Gesandter zu sein, nicht mehr für berechtigt halte, irgend welche Schritte zu thun.

So war ich denn wider Willen gezwungen, auch auf dieser Seite wieder Krieg zu führen. Ehre und Pflicht legten mir diese traurige Notwendigkeit auf.

Es dürfte schwierig sein, sich eine außergewöhnlichere Vereinigung der allerwidrigsten Umstände zu denken, als diejenige es war, die sich durch das Zusammentreffen der heterogensten Interessen auf dem Warschauer Reichstage gestaltete und dem Erfolge meiner Mission hinderlich in den Weg trat.

Der Bischof Kossakowski, sonst Rußland durchaus ergeben, griff offen die Konstitution von 1768 an, dieses Denkmal der Toleranz, das der Kaiserin Katharina soviel Lobpreisungen in Versen und Prosa von Enzyklopädisten eingebracht hatte und auf das sie mit besonderer Vorliebe blickte. Die Verwandten und Freunde des des Bischofs, dadurch von ihm getäuscht, sahen in dem Widerstande, den ich ihm leistete, nichts als persönliche Feindschaft gegen den Bischof.

Der König wieder, der den Bischof Kossakowski haßte und die Frivolität seiner Ansprüche sehr wohl erkannte, ließ ihm sagen, er sei bereit, diese Ansprüche zu unterstützen, aber nur unter der

Bedingung, daß der Biſchof mit ſeinem ganzen Anhange die Agenten des Herzogs verteidige.

So war ich gleichzeitig die Zielſcheibe der Feindſeligkeiten eines Teils der ruſſiſchen, der königlichen und eines großen Teils der preußiſchen Partei, die nicht aufhörte, mich als einen Rußland ganz ergebenen Mann zu ſchildern. Es blieb mir nur die Unparteilichkeit der Ehrenmänner, die Güte meiner Sache ſelbſt und mein Mut, der unter den Schwierigkeiten und gehäſſigen Kabalen nur wuchs und ſich belebte, und keineswegs erlahmte.

Aber es giebt für die phyſiſchen Kräfte eine Grenze, die nicht überſchritten werden kann. Angeſtrengte Arbeit, fortwährende Aufregung, Unannehmlichkeiten aller Art, bittere Verleumdungen, regelmäßig widerlegt und zurückgewieſen, aber immer wieder erneuert, machten den Kampf gar zu ungleich. Eine Augen-Entzündung und zugleich ein Gallenfieber zwangen mich, meine Entlaſſung oder die Gewährung einer Hilfskraft zu verlangen. Aber weder Kurland noch Pilten thaten etwas auf mein Verlangen und ſo war ich in die allerpeinlichſte Lage, die einen Mann von Ehre und Eifer nur treffen kann, gebracht.

Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß der Landesbevollmächtigte einige Tage vor der Abreiſe des Grafen Stackelberg mir ſeinen Konſulenten Nerger zugeſchickt hatte. Nerger wollte dem Botſchafter einen Brief des Landesbevollmächtigten durchaus perſönlich überreichen. So meldete ich ihn denn dem Grafen und bereitete dieſen vor, daß ihn dieſes Original erheitern werde. Am anderen Tage führte ich Nerger in das Kabinet, wo Stackelberg ſich gerade friſieren ließ. Nerger bevorzugte trotz ſeines nicht ſchönen Aeußeren die lebhaften Farben. Er hatte ein apfelgrünes Gewand und eine lilafarbige mit Seide brodierte Weſte angelegt, dabei einen großen Degen mit ſilbernem Griffe an der Seite und einen dreieckigen Hut unter dem Arme. Als er eintritt, hat er ſeinen Brief in den Hut gelegt. Der Brief fällt zu Boden; er bückt ſich, um ihn aufzuheben. Dabei gerät ihm ſein Degen zwiſchen die Beine; er glaubt ſich frei zu machen, wenn er den Degen wegnimmt; dabei entſchlüpft

ihm sein Hut. Der Botschafter und ich hatten alle Mühe, nicht auszuplatzen. Endlich gelingt es Nerger, seines Briefes wieder habhaft zu werden; aber er ist so aus der Fassung gebracht, daß er nicht mehr im Stande ist, die schöne Rede zu halten, die er vorbereitet hatte. So sprach ich denn für ihn und der Botschafter versicherte ihm sehr höflich, daß der Landesbevollmächtigte auf das Interesse rechnen könne, das er für die kurländischen Angelegenheiten immer hegen werde, und daß er sich auf das Zeugnis berufe, das ich ihm erteilt habe.

Indessen war meine Zusammenkunft mit Nerger denn doch der Sache nützlich. Nachdem er mit eigenen Augen eine Menge Dinge gesehen, die er bisher nur durch das Prisma seiner Voreingenommenheit angeschaut, berichtete er in Kurland in etwas gesunderer Weise über die Gesamtlage unserer Angelegenheiten. Seitdem gewährte mir Mirbach, durch die ihm von seinem Mentor gelieferte Uebersicht aufgeklärt und durch dessen Zeugnis vergewissert, mehr Vertrauen und bewegte sich weniger ängstlich auf der Bahn, die man mit Schritten, die der Schnelligkeit der sich abspielenden Ereignisse anzupassen waren, zu durcheilen hatte.

Unterdessen war der neue Gesandte Rußlands, Bulgakow, angelangt. Sein Sekretär der Gesandtschaft, Herr Altesti, war 14 Tage früher angekommen und ich hatte diesen Umstand benutzt, um ihn über die kurländischen und piltenschen Angelegenheiten in Kenntnis zu setzen. Ich fand in Altesti einen jungen Mann mit viel Verstand, der nur ein wenig exaltiert und durch den doppelten Vorteil eines angenehmen Aeußern und einer lebhaften und einer fruchtbaren Einbildungskraft verwöhnt war.

Man sagte ihm nach, daß Bulgakow ihn aus einem Kaufmanns-Laden hervorgezogen habe. Das konnte vielleicht sein; aber ich wüßte nicht, wie ich Altesti's Kenntnisse mit dem Laden zusammenreimen könnte. Er beherrschte die lateinische, französische und italienische Sprache, war im öffentlichen Rechte 2c. bewandert und hatte vortreffliche Studien in der Philosophie gemacht. Alles das konnte er doch nicht aus einem Laden haben. Vielleicht war sein

Vater Kaufmann gewesen und hatte ihn für einen anderen Beruf erziehen lassen.

War Bulgakow wirklich krank oder spielte er nur die Rolle des Kranken, genug, er verließ sein Hotel nicht, als ob er noch in den 7 Türmen wäre. Aber der König umgab ihn bald mit seinen Kreaturen, Personen, die der Gesandte früher in Warschau gekannt hatte, und jetzt mit Vergnügen wiedersah und die dadurch, daß sie hin und wieder ein wenig tadelnd über den König sprachen, dazu gelangten, ihre Instruktionen und geheimen Verbindungen geschickt zu verbergen.

Unterdessen veröffentlichte der Bischof Kossakowski gegen meine Note vom 26. Mai 1790 eine Antwort, die auf den unwissenden Haufen Eindruck machte. Ich sah mich gezwungen, darauf um so kräftiger zu replizieren, als niedrige Verläumder, die nicht aufhörten, mich zu verfolgen, mich zu beschuldigen gewagt hatten, daß ich unter der Hand mit dem Bischofe im Einverständnisse sei.

Um keinen Zweifel über meine Anschauungen zu lassen und um die Trugschlüsse des Bischofs auf entschiedene Weise zu vernichten, ließ ich seine Antwort und meine Replik auf zwei Kolumen drucken. Man wolle mir gestatten, hier einen getreuen Auszug davon zu geben, um besser klar zu legen, daß ich nichts weiter schonte, um eine Angelegenheit endlich zum Schlusse zu bringen, die mir so viel Kummer und Herzeleid bereitet hatte. Hier ist ein Stück dieser meiner Replik.

Antwort	Replik
des Bischofs von Livland, auf das vom Herrn piltenschen Delegierten veröffentlichte Schriftstück.	des piltenschen Delegierten auf diese Antwort.
Um so vorzugehen, wie der Herr Delegierte von Pilten es gethan hat, müßten seine Instruktionen ihm einen größeren Spielraum gewähren.	Um nachzuweisen, daß das Projekt des Bischofs von Livland, der sich über die Heiligkeit der Pakten, Verträge und wiederholten Konstitutionen des König-

reichs hinweggesetzt, nur darauf ausgeht, eine Provinz zu beunruhigen, die seit 200 Jahren säkularisiert ist, hat der piltensche Delegierte keine andere Instruktionen nötig, als diejenigen, die er besitzt und die ihm vorschreiben, „über die Aufrechterhaltung der gegenwärtig geltenden Ordnung der Dinge im Allgemeinen und die Bewahrung der Freiheiten und Besitzungen jedes Einzelnen im Besonderen zu machen."

Uebrigens handelt es sich in dem Projekte des Bischofs nur um eine Privat-Sache zwischen ihm und einzelnen besitzlichen Edelleuten des piltenschen Distrikts. Mit welchem Rechte will der Herr Delegierte verhindern, daß diese Angelegenheit den versammelten Ständen unterbreitet werde? Er muß als Kurländer wissen, daß die kurländische und piltensche Ritterschaft den polnischen Gerichtshöfen unterstellt ist.

Der Herr Delegierte wird kein Gesetz irgend eines Staates anführen können, daß das Vorschlagen eines gütlichen Vergleichs durch eine freiwillige Vereinbarung verbietet.

Wenn es sich nur um eine Privat-Sache handelt, so müßte der Herr Bischof, als polnischer Senator, der im Reichstage Sitz und Stimme hat, wissen, daß die versammelten Stände bei der Eröffnung des jetzigen Reichstages feierlich erklärt haben, daß keinerlei Privat-Sache auf demselben verhandelt werden solle. Es liegt somit ein Widerspruch zwischen dem Gesetze und dem Verhalten des Herrn Bischofs zu Tage.

Der Delegierte führt den allgemeinen juristischen Grundsatz, der in allen Staaten adoptiert ist, an: „De re certa nunquam potest fieri transactio." Da Pilten seit 200 Jahren säkularisiert ist, so kann man eben nicht verlangen, daß über diesen Gegen-

Es ist gewiß, daß die Konstitution von 1768 allein die Besitzer eines fremden Gutes ermutigen kann, einerseits jeden Vergleichs-Vorschlag zu verwerfen und andererseits jedem richterlichen Spruche auszuweichen. Aber man muß untersuchen, was diese Konstitution bedeutet und wirklich enthält, ohne durch sie die Pakten, Verträge und die Verfassung Kurlands und Piltens zu verletzen.

stand neue Verhandlungen eröffnet werden. Das bedeutet nichts weiter, als daß man den ruhigen Besitz zweier Jahrhunderte stören will.

Es ist gewiß, daß keineswegs die Konstitution von 1768 allein den piltenschen Besitzern das Recht giebt, jede weitere Diskussion über einen seit 200 Jahren entschiedenen Gegenstand zu verwerfen. Ist es nicht vielmehr die Konvention von Kroneburg von 1585, die die Säkularisation des Bistums Pilten anerkannt hat? Und hat der Frieden von Oliva von 1660 nicht diese Konvention bestätigt? Hat nicht die von den polnischen Kommissaren redigierte Regiments-Formel von 1617 anerkannt, daß dieser Distrikt für immer säkularisiert ist? Die Konstitution von 1768 hat also die ebenso alten als geheiligten Rechte nur bestätigen und garantieren, keineswegs verleihen können, wie der Herr Bischof behauptet. Will nicht dieser Prälat von der in diesem Momente gegen Rußland herrschenden Richtung Nutzen ziehen, indem er die Konstitution von 1768 ausschließlich dem Petersburger Hofe zuschreibt, obgleich doch die sich auf die Diffi-

denten und auf Pilten beziehenden Bestimmungen von den Höfen von Berlin, Stockholm, London und Kopenhagen garantiert sind? Es bedurfte also der Mitwirkung aller dieser Höfe, um an einem Gegenstande zu rütteln, der unter ihrem Schutze steht.

Ich unterdrücke den Rest dieser meiner Replik, von der ich eine Anzahl Exemplare in französischer, polnischer und deutscher Sprache drucken ließ.

Es war dadurch der allerkühnsten Verleumdung unmöglich, mich noch ferner des Einverständnisses mit dem Bischofe zu bezichtigen. Mein Schriftstück machte den größten Effekt auf die kurländische und piltensche Ritterschaft. Die piltensche votierte mir eine Gratifikation von 1000 Dukaten und ernannte den Landrat v. Korff zu meinem Nachfolger in der Funktion des piltenschen Delegierten.

Es war um diese Zeit, daß man die Herzogin von Kurland in Warschau ankommen sah. Sie hatte für sich: ein angenehmes Aeußere, einen einnehmenden Geist und das bedeutende Vermögen ihres Gemahls, der ihr, wie es schien, die Verfügung über dasselbe gewährt hatte, wenn es ihr gelänge, die Pläne gegen die Ritterschaft durchzusetzen.

Diese Ankunft machte meine Lage noch unangenehmer. Alle jungen Landboten liefen auf die Gesellschaften, die die Herzogin gab und der Fürst Sapieha, Marschall des Reichstages, erklärte sich offen für ihren Ritter.

Bald war der König rasend in sie verliebt und nachdem Madame Grabowska prachtvolle Perlen erhalten hatte, gab es im Schlosse nur einen Schrei der Entrüstung gegen diejenigen, die es wagten, dieser so interessanten Fürstin wehe zu thun, und die nicht die Interessen ihres Gemahls unterstützten, selbst wenn dabei sich auch vielleicht ein Formfehler finden sollte. Das Echo wiederholte die letztere Phrase, ohne daß man wußte, worum es sich eigentlich

handelte. Mehr bedarf es ja in einer Republik nicht, wo die Majorität viel häufiger entscheidet, als die Vernunft.

Lucchesini und der schwedische Gesandte Engeström zählten auch zu den Verehrern der Herzogin. Von dem ersteren habe ich schon früher gesprochen. Was den letzteren betrifft, so hatte er die Figur eines Lastträgers und ein ebenso falsches Urteil, wie seine Sinne stumpf waren. Er konnte die Farben nicht unterscheiden und die Musik war für ihn nichts als ein Lärm; Melodie und Harmonie waren ihm absolut fremd, ja sogar unerträglich.*) Durchdrungen von den neuen Ideen, verteidigte er mit mehr Feuer als Beredtsamkeit das revolutionäre Verhalten der Franzosen**) und entwickelte einen so maßlosen Haß gegen Rußland, daß er in den Augen aller Welt, mit Ausnahme der sogenannten patriotischen Polen, lächerlich wurde.

Engeström unterließ nicht, sich zu Gunsten des Herzogs von Kurland auszusprechen und bemühte sich, den Interessen der Ritterschaft zu schaden.

Manteuffel hatte im Geheimen um ein königliches Reskript gebeten, um eine Kommission niederzusetzen, die die Grenzen zwischen den Allodial- und Lehns-Gütern regeln sollte. Er hatte dazu seine Verwandten und die dem Herzoge am meisten ergebenen Kreaturen als Kommissäre designiert. Diese hätte nicht unterlassen, den Lehnsgütern die Hälfte der Grenz-Ländereien abzunehmen und dem Allode des Herzogs zuzusprechen. Das wäre auf eine Bereicherung der Herzogin und ihrer Kinder auf Kosten des Staats-Vermögens herausgekommen.

Als ich von dieser neuen Nichtswürdigkeit erfuhr, schrieb ich einen Brief an den Groß-Kanzler Malachowski, in dem ich die

*) Eines Tages behauptete Engeström, daß die englischen Autoren höher stehen als die französischen. „Ja," bemerkte ich, „besonders Shakespeare. Er sagt: „Eine Seele, die die Musik verwirft, ist voll Verrat und Hinterlist." Engeström blieb eine Zeitlang unentschieden, welche Antwort er geben sollte; endlich sagte er lachend: „Oh! das ist ein Dichter, der keinen gesunden Menschenverstand hatte."

**) Wir waren im Oktober 1790.

Ungerechtigkeit dieses einseitigen Verlangens so klar nachwies, daß das bereits unterschriebene, aber noch nicht mit dem Siegel versehenen Reskript nicht expediert wurde. Der Kanzler schlug mir indessen einige Veränderungen des Reskripts vor. Ich erklärte aber, daß ich sie ohne Zustimmung meiner Vollmachtsgeber nicht annehmen könne und Malachowski stimmte mir zu.

Als der Herzog von diesem Aufschube erfuhr, wurde er wütend und schrieb der Herzogin, daß die ungeheuren Ausgaben, die sie und seine Agenten in Warschau machten, zu nichts als zu vagen Versprechungen geführt hätten und er ihr daher befehle, nach Kurland heimzukehren. Dabei zog er zugleich den Kreditbrief zurück, den er Manteuffel gegeben, der allerdings bereits 30 Tausend Dukaten bei Tepper et Blanc gezogen hatte, um, wie er sagte, „die Verhandlungen zu erleichtern".

Die Herzogin, trostlos darüber, daß sie Warschau, wo sie sich nur zu sehr vergnügte, verlassen sollte, beschwor den König mit Thränen, wenigstens doch das Reskript in Betreff der Grenz-Regulierung abgehen zu lassen. Seine Majestät interessierte sich denn auch so lebhaft dafür, daß der Groß-Kanzler, nachdem er die kräftigsten Gegenvorstellungen gemacht hatte, doch endlich das Siegel der Krone auflegte. Der Kanzler von Litthauen that dasselbe und die Herzogin trug den Sieg davon. Obgleich die Diskussion über diesen Gegenstand doch schon eröffnet gewesen war, hatten die Kanzler mir über das, was im Werke war, nichts mitgeteilt.

Der Fieberwahn der neuen Anschauungen über die Freiheit, Gleichheit ꝛc. war von Frankreich nach Polen gedrungen und die Warschauer Bürger bemühten sich auf die lächerlichste Weise den französischen Sansculottes ähnlich zu werden. Die Mehrzahl der Landboten, statt diesen ersten Wahnsinns-Anfällen Einhalt zu thun, klatschte ihnen Beifall und bald vereinigten sich alle Städte Polens und Litthauens zu einer Petition an den Reichstag. Der Vize-Kanzler Garnitz war unterdessen gestorben und der König ernannte statt seiner den Domherrn von Krakau, Kolontay. Ignaz Potocki hatte diesen Herrn beständig beschützt und gefördert. Kolontay war

einer der besten Schriftsteller des Landes und sehr bewandert in der Literatur, der Geschichte und dem öffentlichen Rechte Polens. Ein düsteres Gesicht verriet die Gefühle seines Herzens und hinter der Maske einer tiefen Demut entdeckte der aufmerksame Beobachter alle Zeichen eines verzehrenden Ehrgeizes. Die Masse sah in ihm nur den achtbaren Gelehrten, der mit strengen Sitten dem Anschein nach ächt republikanische Prinzipien vereinigte. Ich hatte ihn häufig beim Grafen Potocki gesehen. Er hatte die Miene angenommen, mir seine Zuneigung zu gewähren, und ich hoffte bei ihm dasselbe Gerechtigkeits-Gefühl, aber mehr Einsicht, als sie sein Vorgänger besessen hatte, zu finden. Er machte mir die schönsten Versprechungen; welchen Wert sie hatten, wird man bald sehen.

Die Bürger Kurlands, durch das Beispiel der polnischen erregt, versammelten sich anfänglich im Geheimen, sandten aber bald, als sie sich kräftig genug fühlten, der herzoglichen Kanzlei eine übermütige Petition. Dieser Schritt hatte nichts Geringeres zum Zwecke, als sich aller Rechte der Ritterschaft zu bemächtigen und eine politische und repräsentative Körperschaft zu bilden. Der Herzog, statt sie in Gemeinschaft mit der Ritterschaft abzuweisen, unterstützte sie im Geheimen, einzig und allein in der Hoffnung, der Ritterschaft am Warschauer Reichstage einen neuen Feind zu bereiten.*)

Diese Vorgänge veranlaßten mich, meine Bitte, daß die Ritterschaft mir zwei Gehülfen senden möge, zu wiederholen. Man entschloß sich endlich, meine Bitte zu erfüllen, und ernannte den Baron Lüdinghausen-Wolff und den Herrn v. Grotthus. Diese Ernennung machte in doppelter Beziehung einen guten Eindruck. Sie bewies auf unzweideutige Weise, daß die gesamte Ritterschaft dieselbe Anschauung hatte, als ich und gab zugleich meiner Delegation in den Augen der Menge eine imposantere Gestalt. Da der Herr v. Grotthuß

*) Selbst der preußische Minister-Resident in Mitau, v. Hüttel, bemerkt in seiner Depesche v. 26. März 1791, der Herzog neige zu Gunsten des Bürgertums moins par conviction que par rancune (Balt. Monatsschrift, Sept. 1896, pag. 440). (Anmerkung des Herausgebers.)

erkrankt war, kam anfänglich nur der Baron Lüdinghausen-Wolff in Warschau an.

Ich stellte ihn den Ministern als meinen Kollegen vor und wir baten, nachdem er sich legitimiert hatte, um die übliche Audienz bei Sr. Majestät. Wie groß war mein Erstaunen, als uns der Groß-Kanzler sagte: „Man versichert, daß sich Ihr kurländischer Landtag in zwei Parteien geteilt habe und daß es zwei Delegationen geben werde. Unter solchen Umständen wird man die Entwickelung der Dinge abwarten müssen." „Dieses Gerücht ist unbegründet," erwiederte ich, „man hat wahrscheinlich zwei Deputierte mit zwei Delegationen verwechselt." Ich wies zugleich darauf hin, daß dergleichen Spaltungen bei uns überhaupt nicht vorkommen könnten, da immer die Majorität entscheidet. Der Reichstags-Marschall Graf Malachowski wiederholte uns dasselbe. Ich antwortete ihm dasselbe und zeigte ihm außerdem die Original-Instruktion, die von 22 Kirchspielen unterschrieben war. Derselben Vorsicht bediente ich mich beim Groß-Marschall Grafen Mniszek, der dann übernahm, den König zu fragen, an welchem Tage ihm belieben werde, uns die Audienz zu bewilligen.

Es waren die Agenten des Herzogs gewesen, die zu der groben Lüge über eine angebliche Spaltung des Landtages ihre Zuflucht genommen hatten. Aber alle ihre Anstrengungen waren vergeblich. Dem Baron Lüdinghausen-Wolff wurde die Audienz zum 12. Nov. angesetzt.

Statt nur einige übliche Worte zu sagen, schilderte mein Kollege in ebenso beredten wie energischen Worten die kritische Lage Kurlands.*) Der König, der darauf nicht vorbereitet war, schien überrascht und ein wenig verletzt, sammelte sich aber bald. Er war offenbar durch die Bedeutung dieser mit Feuer und Würde gesprochenen Rede ergriffen und antwortete in deutscher Sprache. Er sprach nicht nur mit Anmut und Gewandtheit, sondern zugleich mit solcher Reinheit der Sprache, daß ich erstaunt war. Mir war ganz

*) Die Rede findet sich in den Landtags-Akten von 1791.

unbekannt, daß der König, der gewöhnlich französisch sprach, auch die deutsche Sprache in diesem Maße beherrschte. Der Inhalt der durchaus unvorbereiteten Rede des Königs war etwa folgende:

> Die kurländische Ritterschaft ist stets der Gegenstand meines Wohlwollens und meiner Fürsorge gewesen. Ich habe ihr genug Beweise dafür gegeben, als daß ich nötig hätte, die Versicherung dieser meiner Gefühle hier zu wiederholen. Die Beschwerden, die Sie mir gegen den Herzog auseinandergesetzt haben, betrüben mich. Aber ich bin überzeugt, daß Personen, die wie Sie, meine Herren (zu uns beiden gewendet) einsichtsvoll und durch Ihre persönliche Eigenschaften ausgezeichnet sind, nichts behaupten werden, was sie nicht auch zu beweisen im Stande sind, und so lasse ich Ihnen den gewöhnlichen Weg offen und werde mich aufrichtig dafür interessieren, daß Ihnen Gerechtigkeit zu teil werde, (sich einen Augenblick besinnend) insoweit Ihre Beschwerden über den Herzog begründet sind. Im Uebrigen bin ich sehr erfreut (sich zum Baron Wolff wendend) einen Mann von Ihren Verdiensten kennen gelernt zu haben, einen Mann, der beauftragt ist, seinen patriotischen Eifer daran zu setzen, die Angelegenheiten seines Vaterlandes zum Abschlusse zu bringen.

Als wir das Kabinet des Königs verlassen hatten, machte mir der Groß-Marschall Graf Mniszek Vorwürfe darüber, daß mein Kollege eine Rede an den König gehalten habe, ohne davon vorher, wie es üblich sei, Mitteilung gemacht zu haben. „Ew. Exzellenz," antwortete ich, „haben gesehen, daß er frei gesprochen hat. Er kann sich nur auf dem Wege von mir bis zum Schlosse vorbereitet haben." Der Graf schien nicht überzeugt worden zu sein, beruhigte sich aber.

Ich war über die Antwort des Königs sehr erfreut. Denn indem er erklärte, daß wir zur Abstellung unserer Beschwerden den ordinären Justiz-Weg einzuschlagen hätten, wies er uns an die versammelten Stände und das war es ja, was ich immer trotz aller Schwierigkeiten lebhaft gewünscht hatte.

Was meine Hoffnungen vermehrte, war der Umstand, daß der

Reichstag seine Sitzungs-Periode auf 2 Jahre verlängert und die Zahl seiner Deputierten verdoppelt hatte. Es war zu der Zahl der sich bereits in Funktion befindenden Landboten, die üblicher Weise hätten ausscheiden müssen, eine gleiche Zahl neuer Landboten hinzugekommen.

Unsere Beschwerden waren zu einfach, in die Augen springend und ich wage zu sagen, zu populär, als daß sie nicht auf die Mehrzahl Eindruck hätten machen sollen. Wenn man nur das Mittel fand, die Menge aufzuklären und das öffentliche Wohlwollen zu gewinnen, so mußten wir Erfolg haben. Alle unsere einsichtigen Freunde aus dem Reichstage rieten uns, der Republik ein Geschenk zu machen, da der Herzog eines dargebracht hatte und da fast alle Mitbürger um die Wette irgend welches Opfer auf den „Altar des Vaterlandes"*) niederlegten. Wir hatten von unsern Auftraggebern zu diesem Zwecke 6000 Dukaten erhalten und überreichten nun den Reichstags-Marschällen am 12. Dezember 1790 eine Note, um eine öffentliche Audienz zu erlangen, bei der wir den versammelten Ständen die Huldigung der Treue der kurländischen Ritterschaft und zugleich das ehrfurchtsvolle Opfer von 12 Kanonen darbringen wollten.

Dieser Schritt machte den größten Eindruck auf die Landboten. Die Agenten des Herzogs schäumten vor Wut und nahmen wie gewöhnlich zur Lüge und Verleumdung ihre Zuflucht. Sie ließen anfänglich eine anonyme Schrift zirkulieren, in der sie behaupteten: 1. daß wir nur von der Minorität ernannt seien, 2. daß eine öffentliche Audienz bei den versammelten Ständen nur Botschaftern gewährt werde und endlich 3. wenn eine solche Audienz einer außergewöhnlichen Delegation von Kurland einmal gewährt worden, so sei das nur dann geschehen, wenn sie den doppelten Charakter einer Repräsentation des Herzogs und der Ritterschaft zugleich in sich vereinigt gehabt habe.

*) Man sieht, daß man sich der in Frankreich zur Mode gewordenen Ausdrücke bediente.

Wir antworteten auf diese Schrift voller Unrichtigkeiten auf der Stelle und machten die Verfasser so lächerlich, wie es ihre Unwissenheit verdiente. Unsere Antwort endigte mit den Worten Cicero's (aus der Rede pro Roscio Amerino): „Anseres sunt qui tantum modo clamant nocere non possunt."

Diese Schrift, die nach Kurland gesandt worden war, wurde dort vom Adel mit großem Beifall aufgenommen, vermehrte aber die üble Laune des Herzogs, der Manteuffel den Vorwurf machte, zu furchtsam gewesen zu sein und nur unter dem Schleier der Anonymität gehandelt zu haben, während er in seiner Eigenschaft des herzoglichen Delegierten uns offen hätte angreifen sollen. Manteuffel war so gezwungen, seine bisher anonym vorgebrachten Argumente zu wiederholen, ihnen einiges Unvernünftige, was man ihm von Mitau aus suppeditiert hatte, hinzuzufügen und das Ganze mit seiner Unterschrift zu versehen.

Von da ab schonten wir ihn nicht mehr und ließen ihm eine niederschmetternde Antwort zu teil werden. Wir hatten auf unserer Seite die Vernunft, die Gerechtigkeit und besonders die historischen Präzedenz-Fälle, die für die Menge immer das stärkste Beweismittel sind.

Während ich für Kurland kämpfte, hörte der Bischof von Livland nicht auf, den piltenschen Distrikt anzugreifen. Da ich mich dessen erinnerte, daß der Fürst Sacken schöne Besitzungen in diesem Distrikte hatte, schrieb ich ihm und bat ihn, herbeizuführen, daß der Berliner Hof seine Garantie von 1768 geltend mache. Mein Brief hatte einen glücklichen Erfolg. Der Fürst erlangte eine betreffende Ordre an den Graf Goltz, der während der Abwesenheit des Marquis Luccheſini die preußischen Geschäfte führte.

Damals erschien eine scheußliche Schmähschrift gegen mich in polnischen Versen und in der Sprache der Marktweiber. Ich ließ 10 Exemplare kaufen und verteilte sie selbst im Theater, wodurch diese Gemeinheit sofort durchfiel.

Ich kann indessen nicht leugnen, daß alle diese ohne Unterlaß gegen mich gerichteten Anschwärzungen mich ermüdeten und viel mehr

aufregten, als sie es hätten thun sollen. Brechmittel verhinderten ein Gallen-Fieber und retteten mich vor einer schweren Krankheit. Aber meine Gemüts-Stimmung war verbittert.

Die Ankunft des Landrats v. Korff ließ mich einen Augenblick aufatmen. Ich übergab ihm die piltenschen Geschäfte und fuhr nur fort, ihm bei seinen Arbeiten behilflich zu sein. Die persönlichen Angriffe, die man in Betreff dieser Angelegenheit gegen mich gerichtet hatte, waren so ein wenig abgelenkt. Der König sagte dem Herrn v. Korff allerlei freundliche Worte, so z. B.: „Ich bin sehr erfreut, als piltenschen Delegierten den Großsohn des Botschafters Keyserling, den ich niemals vergessen werde, zu empfangen."

Ich hatte, wie ich schon erzählt habe, die an die versammelten Stände zu richtende Reklamation Kurlands bereits redigiert. Der Landesbevollmächtigte aber antwortete mir auf meine dringende Vorstellung unter Nergers Einfluß, mein Projekt gebe die Beschwerdepunkte zu allgemein an; wir möchten auf die Zusendung einer gehörig entwickelten Darstellung der einzelnen Materien, wie sie schrittweise den Ständen vorzustellen seien, warten. Ich verlor die Geduld und hatte bereits die Antwort entworfen, daß wir ebenso wie der Landesbevollmächtigte unsere Instruktionen hätten, in denen alle Klagen gegen den Herzog aufgeführt ständen und daß, wenn man uns vorschreiben wolle, welcher Worte wir uns bedienen sollen, und uns die Rolle einfacher Abschreiber oder Uebersetzer zumute, man sich insofern täusche, als ich für solchen Fall meine Entlassung nehmen würde.

Lüdinghausen-Wolff, dem ich diesen Brief zeigte, gab sich Mühe, mich zu beruhigen und brachte mich denn auch dazu, den Brief an den Landesbevollmächtigten nicht abzusenden. Wohl aber schrieb ich an den Herrn Nerger in deutlicher Weise.*) Wir verdoppelten unsere Anstrengungen und trotz der herzoglichen Intriguen und des Mißwollens des Königs gelangte am 4. Februar unsere Note, in

*) In einem, ein paar Jahre später geschriebenen Briefe giebt der Verfasser seinem Unmute über Nerger mit den Worten Ausdruck: „Rien de si gauche, qu'un pédant, qui vise à la finesse." (Anmerkung des Herausgebers.)

der wir um die öffentliche Audienz gebeten hatten, zur Verlesung. Der Stolnick Fürst Czartoryski unterstützte laut unsere Bitte und eine große Majorität stimmte ihm zu. Aber der Konig hatte die Gewandtheit, sich das Recht übertragen zu lassen, den Tag der Audienz zu bestimmen und suchte nun nach tausend Vorwänden, um der Bestimmung auszuweichen. Wir machten die Landboten auf die böse Absicht des Konigs aufmerksam. Diese waren darüber so entrüstet, daß sie in der Sitzung vom 9. laut erklärten, sie würden keine andere Verhandlung zulassen, ehe nicht Seine Majestät den Tag unserer Audienz festgesetzt haben werde.

Der König bemerkte in hellem Zorn: „wir seien zuerst aufzufordern, schriftlich zu erklären, daß wir in der Rede, die wir auf dem Reichstage halten wollten, nichts Verletzendes gegen den Herzog sagen würden."

Der Marschall Graf Potocki antwortete dem König, er erkläre sich für unseren Gewährsmann, er sei dessen sicher, daß wir, wie es üblich sei, unsere Reden vorher dem Herrn Kanzler vorzeigen würden. Der König wollte noch Ausflüchte machen, aber die ganze Kammer begann zu zischen und so war er denn gezwungen, zu erklären, daß er am 10. Februar, am Donnerstag, den Tag unserer Audienz bestimmen werde.

Wir gaben mittlerweile dem Marschall Grafen Potocki in der Form eines Billets die Versicherung, daß wir unsere Rede vorher mitteilen würden, und der König bestimmte unsere Audienz auf den 17.

Durch diesen Sieg waren alle die kleinen Vorteile des Herzogs zerstört. Denn indem die Republik uns als legitime Repräsentanten der kurländischen Ritterschaft zuließ, erklärte sie durch dies Faktum, daß der Landtag, der uns ernannt hatte, sich auf gesetzlichem Boden befunden habe. Sie vernichtete damit alle die falschen Folgerungen, die der Herzog aus der behaupteten Illegalität der Verhandlungen unseres prorogierten Landtages zu ziehen beliebte.

Die Dankbarkeit zwingt mich, hier die würdigen Landboten, die sich für uns mit besonderer Wärme erklärt hatten, namhaft zu

machen: die beiden Fürsten Czartoryski, die Herren Zboinski, Zelinski, Weißenhoff, Trembecki, Matuszewicz, Leszczynski, Woyszynski, Witoslawski, Gorski aus Litthauen und einige Andere. Der Marschall des Reichstages, Malachowski, war auch für uns, im Gegensatze zu seinem Bruder, der für den Herzog war.

Im Ministerium war der Marschall Graf Ignaz Potocki der einzige, der sich zu unseren Gunsten ausgesprochen hatte, was zu einem eigentümlichen Gespräche zwischen diesem Minister und der Herzogin von Kurland, die nach Warschau zurückgekehrt war, Veranlassung gab.

Nachdem die Herzogin den Marschall mehrere Mal zu Soupers eingeladen hatte, die er abgelehnt, ließ sie ihn dringend bitten, zu ihr zu kommen, da sie mit ihm zu sprechen habe. Sie begann damit, ihm allerlei schöne Dinge über sein Genie, seine Beredtsamkeit, seinen Patriotismus und seinen Einfluß auf den Reichstag zu sagen. Darauf beklagte sie sich, daß ich ihn gegen sie und die Sache des Herzogs, ihres Gemahls, eingenommen habe. „Wenn Ew. Durchlaucht mir Geist zuzuschreiben geruhen, wie kann ich mich dann überhaupt beeinflussen und von dem Herrn v. Heyking leiten lassen?“ „Ach! Herr Graf, er ist sehr arglistig.“ „Mir scheint er zu lebhaft und leidenschaftlich, als daß ich ihn für arglistig halten könnte.“ „Ich entnehme daraus, daß er als wahrer Advokat den Schein der Wahrheit den handgreiflichsten Lügen zu geben versteht.“ „Aber Durchlaucht, es handelt sich zwischen dem Herzog und der Ritterschaft nur um öffentliche, auf Ihrem kurländischen Landtage schriftlich verhandelte Dinge. Es ist daher unmöglich, daß man Lügen vorbringen kann, ohne daß ein materieller Beweis sie alsbald zerstören würde.“ „Sie haben, Herr Marschall, wie es scheint, die letzte auf Befehl des Herzogs veröffentlichte Schrift nicht gelesen.“ „Ich habe Alles gelesen, Frau Herzogin; denn Herr v. Manteuffel theilt mir die Schriften der einen Partei mit, wie es Herr v. Heyking mit den Schriften der anderen Partei thut.“ „Es ist sehr schmerzlich,“ erwiederte die Herzogin mit einem weinerlichen Tone, „sich seines Vermögens beraubt zu sehen,

anfänglich*) durch die Regentschaft, während wir auf Reisen waren, später dadurch, daß man dem Herzoge das Recht bestreitet, die Grenzen regulieren zu lassen und mir mein Wittum zu bestimmen." „Aber Ew. Durchlaucht, nichts ist gegen Sie entschieden worden. Man verlangt eine Deputation des Reichstages, um zu beprüfen und zu urteilen und gewiß wird diese Deputation so gewählt werden, daß Ew. Durchlaucht beruhigt sein können." „Sie wissen nicht, Herr Graf, daß Heyking ganz allein die Seele aller Intriguen gegen uns ist. Wir sind zu sehr bedeutenden Ausgaben gezwungen und dieser böse und habsüchtige Mensch sollte doch gezwungen werden, daß er aufhöre, uns zu verfolgen." „Es scheint mir, Frau Herzogin, daß in solchem Falle nichts leichter sein müßte, Ihre Angelegenheiten zu beenden. Wenn Heyking wirklich Ihr so gefährlicher Feind und wirklich so habsüchtig ist, wie Sie zu behaupten belieben, wie kommt es, daß es Ihnen dann nicht gelungen ist, ihn zu erkaufen?"

Die Herzogin war auf dieses Dilemma nicht gefaßt, wurde sehr verlegen, wußte nicht, was sie weiter sagen sollte und begnügte sich damit, den Grafen Potocki zu bitten, nicht einer ihrer Feinde zu sein. Er war zu klug und zu galant, als daß er nicht sie darüber beruhigt hätte. Aber ich weiß aus sicherster Quelle, daß sie ihm lange Zeit dieses Gespräch nicht hat verzeihen können. Durch einen intimen Freund des Marschalls bin ich über diese Unterhaltung unterrichtet worden.

Ich habe den Petersburger Hof in seinem ganzen Glanze bei öffentlichen Audienzen gesehen; aber wie groß auch die Pracht dieses Hofes ist, sie gewährt nicht einen so impofanten Anblick, wie eine Audienz beim Könige von Polen inmitten der versammelten Stände.

Man stelle sich einen sehr langen Saal vor, an dessem Ende ein Thron steht, über dem ein sehr reich dekorierter Thronhimmel

*) Nach dem Herzoge und der Herzogin waren also die Oberräte Räuber, die das Vermögen des Herzogs während seiner Abwesenheit geplündert haben, und ich ein Lügner, weil ich nach meinen Instruktionen die Beschwerden der gesamten Ritterschaft vertrat; nach ihnen waren in Kurland nur sie und ihre Agenten, besonders Herr v. Manteuffel, ehrenwerte Leute.

von rotem Sammet angebracht ist. Auf dem Throne sitzt der König, umgeben von den mit blauem Ordensbande geschmückten Groß-Offizieren der Krone und reich dekorierten Offizieren der Garde.

Am Fuße des Thrones sind zwei Reihen großer Sessel, auf denen man die Bischöfe in ihrer pontifikalen Amtstracht, an ihrer Spitze den in Rot gekleideten Primas, darauf die Senatoren, d. s. die Palatine und Kastellane, sieht. Die Minister beschließen diese zwei Reihen. Eine Barrière trennt diese Reihen vom übrigen Saale. Vor der Barrière, gegenüber dem König, sind zwei Sessel für die Reichstags-Marschälle.

Hinter den Bischöfen und Senatoren, also jenseits der Barrière, sitzen amphitheatralisch die Landboten nach der Ordnung der Palatinate und hinter ihnen die Arbitri. Eine Säulen-Reihe, die rund um den Saal läuft, trägt eine Galerie für die Damen und Ausländer Die Säulen sind mit den Wappen der Provinzen geschmückt.

Am 16. Februar, am Tage vor der für uns so wichtigen Sitzung, ließ der König verbreiten, daß er unwohl sei. Als er aber erfuhr, daß die Landboten erklärt hätten, sie würden sich auch ohne ihn behelfen, erschien Seine Majestät endlich, nachdem er auf sich bis zur Unhöflichkeit hatte warten lassen.

Wir hatten unsere Rede durch den Groß-Kanzler vorher mitgeteilt. Der König hatte eine Reihe von Aenderungen verlangt, deren Haupt-Uebelstand darin lag, daß sie unseren Gedanken die Einheitlichkeit und Kraft nahmen, die sich aus ihrer Verbindung und Aufeinanderfolge ergab. Wir schwankten indessen nicht, unsere Eigenliebe dem Interesse für unsere Sache, für die es in diesem Momente auf die Audienz selbst ankam, zu opfern.

Wir wurden von zwei Edelleuten bis zur Thür des Saales geleitet. Hier empfing uns der Marschall von Litthauen, Graf Potocki, der in Abwesenheit des Grafen Mniszek fungierte. Als er sich uns näherte, öffnete sich die Barrière, wir traten in das Innere der Einzäumung und setzten uns zwischen die Marschälle. Darauf rief der Marschall mit lauter Stimme in polnischer Sprache:

„Herr v. Heyking, Delegierter der kurländischen Ritterschaft, hat das Wort.“

Ich sprach meine Rede in lateinischer Sprache, in der ich der Republik die 12 Kanonen zugleich mit dem Ausdrucke der Treue der kurländischen Ritterschaft und mit der Bitte um Abstellung der Beschwerden über den Herzog antrug. Ich blieb Angesichts der mehr als 1000 Personen, die mir zuhörten, ruhig und sicher. Nach meiner Anrede sprach der Baron Lüdinghausen-Wolff seine Rede mit derselben Kaltblütigkeit. Der König ließ uns durch den Groß-Kanzler lateinisch antworten, „daß die erlauchten versammelten Stände unser Anerbieten mit Wohlwollen empfangen und nicht verfehlen würden, die in Kurland herrschenden Uebelstände zu beseitigen. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Accedite nunc ad osculum Derterae Regis, quae ad procurandum subditorum felicitatem semper erecta et indefessa est.“

Wir wurden nun von den Marschällen zum Fuße des Thrones geführt und nachdem wir die Hand des Königs geküßt hatten, mit derselben Zeremonie wie beim Eintritte aus dem Saale geleitet.

Dieser unser Sieg wurde in Kurland lebhaft begrüßt und die Ritterschaft votierte mir eine Gratifikation von 1000 Dukaten, und dem Baron Lüdinghausen-Wolff eine von 500 Dukaten.

Dieses Zeichen der öffentlichen Befriedigung ließ mich die vielen vorangegangenen Unannehmlichkeiten vergessen oder schwächte sie wenigstens ab. Aber dieser Zustand der Zufriedenheit dauerte nicht lange. Der Herzog, mehr als je erbittert und durch die Herzogin, die sich in Warschau wohl gefiel, und durch seine Agenten, die im Trüben fischen wollten, wie nicht minder durch die geheimen Gönner der Gegner der kurländischen Ritterschaft gedrängt, entschloß sich, neue Summen zu opfern, um den Versuch zu machen, die Ritterschaft zu erniedrigen und zu vernichten.

Bei dieser Lage der Dinge kam Alles auf die Personen an, die die zur Beprüfung unserer Beschwerden niederzusetzende Kommission bilden würden. Manteuffel, der vom Könige unterstützt wurde, schmeichelte sich mit der Hoffnung, in dieser Kommission die

Majorität zu erlangen. Er präsentierte ein Projekt, nach dem 6 Senatoren und 6 Landboten die Kommission bilden sollten. Wir ermangelten nicht, in unserem Gegen-Projekte 6 Senatoren und 12 Landboten zu verlangen, wodurch wir die ganze Kammer für uns gewannen. Manteuffels Projekt wurde verworfen und unseres angenommen. Unter den Senatoren wurden 3 Kreaturen des Königs ernannt: der Bischof von Posen, Okencki, der Kastellan Plater und Ozarowski. Unter den ernannten Landboten waren die hervorragendsten der Fürst Adam Czartoryski, der Graf Xavier Dzialynski, Dominik Szymanowski, Zboinski, Weißenhoff, Dembinski, Niemcewicz, Olizar und Tyskiewicz. Der König wollte durchaus die drei Kanzler der Kommission hinzuthun. Dagegen wirkten wir mit aller Kraft, indem wir laut auf die Ungerechtigkeit hinwiesen, die darin läge, Richter in eigener Sache zu ernennen, da wir uns ja unter Anderem gerade über den Mißbrauch der Kanzlei bei dem Erlasse königlicher Reskripte beklagt hätten. Der Reichstag schloß die Kanzler formell von der Kommission aus.

Die Kommission war kaum ernannt, als der zweite Delegierte, Herr v. Grotthuß mit dem als Konsulent der Ritterschaft angestellten Herrn Nerger eintraf. Ich stellte Herrn v. Grotthus dem Großmarschall Grafen Miniszek und den andern Ministern vor und verschaffte ihm eine Audienz beim Könige. Bald darauf lief ein offizielles Schreiben des Landesbevollmächtigten ein, in dem er uns ausdrücklich auftrug, der Kommission jeden Beschwerdepunkt durchaus nur gesondert vorzubringen und dem Konsulenten Nerger die Sorge zu überlassen, die Eingaben und Repliken zu redigieren. Ich war gezwungen, nachzugeben, so sehr ich das Unzweckmäßige dieser unbeholfenen Art, öffentliche Geschäfte zu betreiben, auch erkannte.*)

*) Wir übergehen hier die Schilderung aller Diskussionen und Zwistigkeiten über die zu verabreichenden Noten, bei denen Herr v. Grotthuß stets die Partei Nerger's genommen, Baron Lüdinghausen-Wolff dagegen mit des Verfassers Anschauungen übereingestimmt, gelegentlich auch vermittelnd eingegriffen hat. Die herzogliche Partei verbreitete damals in Kurland frohlockend das Gerücht, der Verfasser habe sich mit Grotthus überworfen. (Anmerkung des Herausgebers.)

Mitten in diesen Quälereien bekam ich die traurige Nachricht, daß meine Schwiegermutter schwer erkrankt sei. Mein Freund Fromandière schrieb mir, daß sie sich darnach sehne, ihre Tochter wiederzusehen. Infolgedessen reiste meine Frau mit unserer lieben Henriette sofort ab und ich blieb in der unangenehmsten Zeit meines Lebens allein zurück.

Da ich bemerkt hatte, daß selbst gebildete und geistvolle Mitglieder der Kommission die eigentümliche Verfassung Kurlands, dieses unförmliche Gemisch feudaler und republikanischer Grundsätze,*) nicht recht verstanden, so entschloß ich mich, zur Aufklärung unserer Richter Abhandlungen in der Form von „Fragmenten" mit möglichst präziser und gedrängter Beweisführung zu veröffentlichen. Um nicht den Anschein zu geben, als seien diese Fragmente speziell für die Glieder der Kommission geschrieben, ließ ich sie nicht unter meinem Namen erscheinen. Als Verfasser wurde „Chevalier de S. S." genannt.

Das eine Fragment war in die Form eines Zwiegesprächs zwischen einem kurländischen Edelmanne und einem Bürger gekleidet und behandelte die Bürger-Union.

Diese kleinen Schriften wurdem mit Beifall aufgenommen.

Unterdessen hatten die französischen Gleichheits-Ideen in Warschau so sehr Eingang gefunden, daß unter dem Einflusse von Kolontay der Marschall Graf Malachowski und ungefähr 20 höher gestellte Männer Bürger der Stadt Warschau wurden und im Stadthause den Bürger-Eid leisteten. Diese widerwärtige Nachahmung der Szenen, die sich in Paris abgespielt hatten, regte unsere Bürger-

*) Uns scheint andererseits, daß man das in Kurland herrschende öffentliche Recht nicht recht verstehen und würdigen kann, wenn man sich nicht klar darüber wird, welchen gewaltigen Einfluß das polnische Recht und Wesen allmählich im Laufe der Zeiten auf die kurländische Verfassung und die kurländischen Zustände auszuüben nicht verfehlt hatte. Es wäre wohl wert, das nach sorgfältiger Untersuchung im Einzelnen nachzuweisen. Eine solche Darstellung fällt nicht in den Rahmen, den wir uns für unsere Arbeit haben stecken müssen. Das unheilvolle liberum veto der polnischen Verfassung hat de jure in Kurland niemals Eingang gefunden. (Anmerkung des Herausgebers.)

Delegation noch mehr auf. Sie verabreichten auf unsere Note eine übermütige Antwort, deren Verfasser der für einen Emissär der französischen Jakobiner geltende Abbé Piatoli gewesen war.

In diese Zeit fielen die Vorgänge des 3. Mai 1791.

Ungefähr 4000 Handwerker und Leute aus der Hefe des Volks rotteten sich um die Mittagszeit in den Straßen von Warschau zusammen und umringten das Schloß, in dem der Reichstag versammelt war. Hier war die Annahme der berühmten Verfassung, die man später die des 3. Mai nannte, beantragt worden. Bekanntlich enthielt die Verfassung unter Anderem die Bestimmung, daß der polnische Thron auf den zukünftigen Gemahl der „Infantin" d. h. der einzigen Tochter des Kürfürsten von Sachsen (nach dem Tode des jetzigen Königs von Polen) übergehen sollte. Als nun mehrere Landboten sich der Annahme dieser Verfassung widersetzten, ließ sich das Gebrüll des draußen stehenden Pöbels vernehmen. „Das sind Zustimmungs-Rufe," rief man im Saale, „die der Opposition Stillschweigen auferlegen." Der König gewann Zeit zu einer Rede und darauf erteilte die Majorität der Landboten so stürmisch ihre Zustimmung, daß der Schein der Einstimmigkeit gewonnen war. Seine Majestät erhob sich alsbald und begab sich in die Kathedrale, wo nun unter dem Donner der Kanonen das Tedeum gesungen wurde. Der unerwartete Lärm erschreckte viele friedliche Bewohner der Stadt, die von der Komödie, die sich im Schlosse abspielte, keine Ahnung hatten.

Ich will mir kein Urteil über diese Verfassung erlauben. Unter andern Verhältnissen wäre sie vielleicht ganz brauchbar und zweckmäßig gewesen. Der Marschall Potocki, der der Verfasser derselben gewesen war, fragte mich eines Tages, was ich von ihr halte. „Sie hat einen großen Fehler an sich," antwortete ich. „Und welchen denn?" „Sie ist zu philosophisch, als daß die drei benachbarten Mächte sie bestehen lassen werden."

Unterdessen hatten der König, der Senat, die Landboten, die Armee ꝛc. die neue Verfassung beschworen, die dem Könige, der von

einem neuen Rate (Strasz-Ueberwachung) umgeben sein sollte, eine sehr ausgedehnte Autorität gewährte.

In der Reichstagssitzung vom 25. Mai, die sich nach der festgesetzten Ordnung nur mit ökonomischen Dingen zu befassen hatte, ergriff der König plötzlich das Wort. „Da die mit der Beprüfung der kurländischen Angelegenheiten betraute Kommission bis zum 1. Juni ihre Arbeiten nicht beenden könne," führte der König aus, „und da die Wiedereröffnung des einseitig prorogierten kurländischen Landtages in diese Zeit fällt, so wäre passend, diesen Landtag bis zur dereinstigen definitiven Entscheidung durch die Stände zu suspendieren." Glücklicherweise wurden wir sofort über diesen Antrag in Kenntnis gesetzt. Zwei Landboten von unserer Partei hatten den Antrag bekämpft, um uns Zeit zu geben, zu erscheinen und unsere Wünsche zu verlautbaren. Wir stürzten in den Saal und beschworen die Landboten, sich dem Antrage zu widersetzen. Aber wie groß war unser Erstaunen, als uns mehrere Landboten mitteilten, daß ein kurländischer Edelmann im Saale anwesend gewesen sei, der gebeten habe, den Antrag des Königs zu unterstützen, da er dem Wunsche der kurländischen Ritterschaft entspräche.

Entrüstet über diesen Verrat, der in der königlichen Würde seine Deckung suchte, machten wir der Kammer hierüber Mitteilung. Der Stolnik, Fürst Czartorysski, Kublicki und der Graf Severin Potocki sprachen hierauf mit viel Feuer gegen den Antrag und betonten besonders, daß er mit dem Gesetze (der lex curiata) im Widerspruche stände, so daß er trotz aller Anstrengungen der königlichen und herzoglichen Partei wenigstens vertagt wurde.

Um nun nach dem Aufschube den Ständen die Frage klar zu legen und zu zeigen, aus welchem Grunde wir gegen diesen ungerechten Antrag waren, redigierten wir auf der Stelle eine offizielle Note, die in der Nacht gedruckt und am andern Tage allen Reichstags-Mitgliedern verteilt wurde.

Zeitig waren wir an diesem Tage im Vorzimmer des Königs, wo sich die Minister und Senatoren versammelten, um in den Reichstag zu gehen. Wir beschäftigten uns gerade damit, unsere

Note zu verteilen und hin und wieder dazu einige Erläuterungen zu geben, als mich der König, dem man sofort die Note zur Kenntnis gebracht hatte, durch den diensthuenden Kammerherrn zu sich rufen ließ. Ich fragte den Kammerherrn, ob der König nicht die kurländischen Delegierten (Baron Lüdinghausen-Wolff und Herr v. Grotthus standen gerade neben mir) zu sehen verlangt habe. Da der Herr verneinend antwortete und versicherte, Seine Majestät habe nur meinen Namen genannt, so folgte ich denn allein in das Kabinet. Hier befanden sich beim Könige der Groß-Kanzler Okencki, der Vize-Kanzler von Litthauen Chreptowicz und der Reichstags-Marschall Fürst Sapieha und es entspann sich nun folgendes Gespräch:

Der König: Sie verstehen doch polnisch?

Ich: Allerdings Sire.

Der König: Nun, dann lesen Sie dieses Projekt des zu fassenden Beschlusses und sagen Sie mir Ihre Meinung.

Ich las mit Aufmerksamkeit und sagte dann:

Ich bin meinem Suverän die Wahrheit schuldig. Ew. Majestät wollen mir gestatten, zu bemerken, daß ein derartiger Beschluß die Rechte und begründetesten Hoffnungen der Ritterschaft vernichten würde.

Der König (in hellem Zorn): Wie können Sie eine Ungerechtigkeit darin sehen, daß man die Thätigkeit beider streitenden Teile einstweilen suspendiert, um jedem neuen Streite vorzubeugen?

Ich: Ew. Majestät wollen mir verzeihen. Die Suspension der Thätigkeit des Herzogs ist nur eine scheinbare, weil er in seiner Person allein die Möglichkeit hat, zu wirken, während die Ritterschaft nur handeln kann, wenn sie versammelt ist. Ihr verbieten, sich zu versammeln, heißt alle ihre Bewegungen lahm legen und sie zur Unthätigkeit verurteilen.

Der König: Die krampfhaften und gefährlichen Bewegungen der Ritterschaft sind es gerade, die man verhindern muß. Die das Feuer schüren, werden dabei ihre Rechnung nicht finden und ich weiß, daß Sie einer der Haupt-Schürer sind.

Ich: Ich sehe, daß man mich bei Ihrer Majestät verleumdet hat; aber die Zeit wird Alles enthüllen.

Der König: Es ist schon enthüllt. Ich kenne Ihre Reden und Schriften.

Ich: Dann brauche ich mich nicht weiter zu rechtfertigen. Meine Korrespondenz kann dem Drucke übergeben werden und ich werde niemals weder meine Grundsätze noch meine Gefühle verleugnen.

Der König: Wenn Ihre Gefühle patriotisch wären, so würden Sie die Ruhe wünschen und zugeben, daß dieses Projekt allein im Stande ist, die Ruhe wiederherzustellen; Sie würden, ohne zu schwanken, Ihre Zustimmung zu dem Projekte geben.

Ich: Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ew. Majestät die Gründe anzugeben, die mich verhindern, dem Projekte beizutreten. Uebrigens bin ich nicht allein beauftragt, hier die Interessen meines Vaterlandes zu vertreten. Die Herren Baron Lüdinghausen-Wolff und v. Grotthuß sind im Vorzimmer Ew. Majestät. Wollen Sie, Sire, geruhen, sie eintreten zu lassen und ich stehe mit meinem Kopfe dafür ein, daß ihre Anschauung mit der meinigen übereinstimmt.

Der Fürst Sapieha (sich dem König nähernd): Gestatten Ew. Majestät, daß ich Herrn v. Heyking frage, welches Bedürfnis die Ritterschaft hat, sich aufs Neue zu versammeln, da ja ihre Beschwerden bereits der Kommission übergeben sind.

Ich: Es handelt sich, mein Fürst, viel weniger darum, welchen Gebrauch die Rittterschaft von ihrem Rechte wird machen wollen, als um das Prinzip der Suspension. Jemand die Möglichkeit der Bewegung nehmen, heißt ihn strafen und die kurländische Ritterschaft hat eine solche Behandlung nicht verdient.

Der König: Sie weichen der Frage aus. Der Marschall Fürst Sapieha fragt Sie, zu welchem Zwecke sich die Ritterschaft versammeln will.

Ich: Zuvörderst, um ihr Recht auszuüben; sie ist eine freie und dem polnischen Adel gleichgestellte Korporation. Und dann

um unsere Relation entgegenzunehmen und endlich um die nötigen ökonomischen Maßregeln zu treffen.

Der Fürst Sapieha (mit einem sardonischen Lächeln): Unzweifelhaft, um neue Willigungen auszuschreiben.

Der König: Um ihre Intriguen fortzusetzen . . .

Ich: Die Ritterschaft überläßt das letztere dem Herzog, der sich desselben mit Erfolg bemüht. Was die Willigungen betrifft, so legt sie solche nur sich selbst auf, und wenn die Bürger dieses Recht haben, so weiß ich nicht, wie man es der Ritterschaft bestreiten will.

Hier näherte sich der Vize-Kanzler dem König und sagte ihm etwas leise, worauf sich Seine Majestät zu mir mit den Worten wandte: „Teilen Sie das Projekt Ihren Kollegen mit und berichten Sie darauf sofort über deren Meinung.“ Ich verließ das Kabinet sehr erregt, meine Kollegen aber waren bei der Mitteilung, die ich ihnen über das stattgehabte Gespräch machte, außer sich. „Verpflichtet, unseren Aufträgen nachzuleben, können wir unter keinen Umständen auf das Projekt eingehen,“ war ihre Antwort.

Diese verneinende Antwort dem König zu überbringen, war peinlich. Indem ich dem König sein Projekt, von dem ich mir mit der Bleifeder eine Kopie gemacht hatte, zurückgab, sagte ich mit ehrerbietigster Miene aber zugleich mit fester Stimme: „Meine Kollegen, ebenso wie ich durch ihre Mandate gebunden, können sich von denselben nicht entfernen und . . .“ Der König unterbrach mich: „Wohlan! Sie werden Ihren Eigensinn bedauern.“ „Sire, wir sind ruhig, denn wir stehen unter den Augen der erlauchten versammelten Stände.“ Ich verbeugte mich tief und zog mich zurück.

Ich habe hier nur das Wesentliche dieser Unterhaltung wiedergegeben. Sie findet sich vollständig in den Landtags-Akten.

Der König wollte nun sein Projekt durchbringen und schlug dem Kanzler, Bischof Okencki, vor, den Antrag in dessen Namen beim Reichstage einzubringen. Als dieser ablehnte, indem er ganz aufrichtig sagte, das Projekt sei gegen seine Ueberzeugung, so erwiderte der König, er werde dann den Antrag selbst stellen. Aber

es war vergeblich, daß der König in einer langen Rede im Reichstage für sein Projekt sprach; alle Landboten, die wir vorbereitet hatten, riefen: „Man soll die kurländische Ritterschaft zu Gunsten des Herzogs nicht unterdrücken!“ Dieser Lärm dauerte fast eine Viertelstunde, trotz der Anstrengungen der Reichstags-Marschälle, die Versammlung zu beruhigen und die Ruhe wiederherzustellen.

Der König setzte, um sich zu rächen, im Geheimen alle Hebel in Bewegung, um der Deputation der Bürger-Union eine öffentliche Audienz zu gewähren. Man benutzte eine Stunde, wo die Mehrzahl der Landboten unserer Partei fortgegangen waren, um etwas zu essen,*) während alle von der königlichen Partei absichtlich zurückgeblieben waren, um diese Audienz vorzuschlagen. So wurde sie denn auf den 16. Juni festgesetzt.

Da die Sitzungen des Reichstages bald darauf vertagt wurden, so benutzte ich die Ruhepause, um die Bäder von Krzeszowice zu brauchen, die mir mein Arzt Goltz empfohlen hatte.

Wenn diese Schwefelbäder auch nicht so wirksam sind, als man sie preist, so ist doch die Lage des Orts überaus angenehm. Außerdem ist Krzeszowice nahe von Krakau, wo man Aerzte und andere Hilfsmittel hat.

Der Ort gehörte der Marschallin Fürstin Lobomirska, die dort mehrere sehr bequeme kleine Häuser für die Fremden und für sich auf der Höhe ein geräumiges Haus hatte erbauen lassen. Ihr Bruder, der Fürst Adam Czartoryski, der vor mir angekommen war, lebte dort in sehr angenehmer Weise. Nachdem er 15 Bäder genommen hatte, reiste er ab und trat mir seine Wohnung ab.

Einige Tage vor meiner Abreise erlebten wir dort eine furchtbare Ueberschwemmung, bei der der General-Direktor Graf Przebendowski umkam. Das Wasser war bei ihm durchs Fenster eingedrungen, so daß er sich nur mit Mühe retten konnte. Wenige Tage darauf starb er, wie man annahm, infolge des erlittenen Schrecks.

*) Die Sitzungen dauerten bis 5 und 6 Uhr abends.

Als das Waſſer ſich verlief, ließ es einen dicken Schlamm zurück, der unter der Wirkung der Sonne Miasmen verbreitete. Leider folgte ich nicht dem Beiſpiele der Meiſten, die wegen der verpeſteten Luft den Ort verließen; ich ſetzte vielmehr meine Kur fort. Schon nach drei Tagen zeigten ſich die üblen Folgen in der Form von heftigen Kopfſchmerzen und ſteten Uebligkeiten. Ich eilte nach Krakau; aber da ergriff mich ein heftiger Fieber-Anfall. Wenn auch energiſche ärztliche Mittel es nicht zu einem längeren Krankſein kommen ließen, ſo gingen doch alle guten Erfolge des Gebrauchs der Bäder verloren und ich kehrte recht elend und abgemagert nach Warſchau zurück.

Während meines Aufenthalts in Krakau entdeckte ich dort zwei Emiſſäre der Pariſer Propaganda und fand im Allgemeinen, daß der herrſchende Geiſt in dieſer Stadt auf's äußerſte revolutionär war.

Während meiner Abweſenheit hatte ſich das diplomatiſche Korps in Warſchau um einen franzöſiſchen Geſandten vermehrt. Es war M. Descorches, der noch den Titel eines Marquis de St. Croix, die Oberſten-Uniform und das Kreuz des heiligen Louis trug. Er trat ſehr beſcheiden auf und da es ihm nicht an Liebenswürdigkeit und Bildung fehlte, da ſein Koch vortrefflich, ſein Keller köſtlich und ſeine Bibliothek mit dem Neueſten aus der franzöſiſchen Literatur ausgeſtattet war, ſo lief Alles zu ihm, wie zum Opfer. Der Marſchall Graf Potocki führte mich bei ihm ein. Ich geſtehe, daß er mir viel beſſer gefiel, wie ſeine Frau, deren gezierte Manieren und ſonderbarer Ton mich abſtießen. Nach einigen Wochen ſetzte der Marquis de St. Croix auf ſeine Viſitenkarten nur noch ganz kurz: „Descorches" und ſeine Frau ſprach nur noch von Gleichheit, Menſchenrechten, Philantropie und Freiheit. Er drückte mir ſein Erſtaunen darüber aus, daß ich bei meinem Verſtande mich den Forderungen der Bürger wiederſetzen könne. Eines Tages erfuhr ich, daß zu ihm auch der franzöſiſche Tapezierer des Königs, ein Zahnarzt und einige andere Perſonen dieſer Klaſſe Einladungen erhalten hatten. Das veranlaßte mich, ſein Haus nicht mehr zu beſuchen und ſeine Einladungen abzulehnen.

Bei meiner Rückkehr machte ich dem Könige, der in Lazienki wohnte, meine Aufwartung. Er empfing mich sehr gut und ließ mich für den nächsten Tag zum Diner laden. Ich fand dort den schwedischen Gesandten, der sehr übler Laune zu sein schien. Nach dem Diner erschien der englische Gesandte, M. Hailes, der zwei Engländer vorstellte, und bald darauf der russische Gesandte Bulgakow, der in einer mit 6 Pferden bespannten Staats-Karosse vorfuhr. „Ich habe," sagte er dem Könige, „soeben einen Kurier aus Konstantinopel empfangen, der mir die Nachricht gebracht hat, daß die Friedens-Präliminarien zwischen Rußland und der hohen Pforte unterzeichnet worden sind. Ich beeile mich, Ew. Majestät diese interessante Nachricht mitzuteilen."

Der König, der schon ein wenig aus der Fassung zu geraten schien, als man ihm den russischen Gesandten anmeldete, konnte seine Erregung über diese so unerwartete Nachricht nicht verbergen und seine Bestürzung zeigte sich an der Art, wie er seinen Glückwunsch aussprach.

Als Bulgakow sich zurückziehen wollte, machte ihm M. Hailes, der bei ihm diniert hatte, darüber Vorwürfe, daß er diese wichtige Neuigkeit vor ihm verborgen gehabt habe. „Ich wollte," erwiderte Bulgakow, „das Vergnügen haben, der erste zu sein, der dem Könige die Nachricht bringt, da ich sicher war, daß Seine Majestät ein lebhaftes und aufrichtiges Interesse an ihr nehmen würde."

Dieser nahe bevorstehende Friedensschluß, der Rußland alle seine Streitkräfte wieder zur Disposition stellte, mußte den Polen eine sehr begründete Besorgnis einflößen. Nichtsdestoweniger hörten sie nicht auf, der Kaiserin zu trotzen und einige Landboten sprachen in ihren Reden auf dem Reichstage in beleidigender Weise über sie. Ich teilte meine Befürchtungen dem Grafen Ignaz Potocki mit, mit dem ich am meisten liiert war. Aber die Leidenschaft bringt selbst einen Mann von Geist zu Selbsttäuschungen.

Der Graf sprach mit Enthusiasmus von der Allianz mit Preußen, von dem biedern Charakter des Königs, der nur den Ehrgeiz habe, der ehrenhafteste Mann seines Königreichs zu sein, von der neu

angeknüpften Verbindung mit Schweden, England und anderen Mächten, die das Interesse hätten, Polen zu erhalten und Rußland herabzudrücken 2c. Ich antwortete, daß nach den Beobachtungen, die ich in Berlin gemacht habe, der König von Preußen schwachen Charakters sei und daß ein Charakter solchen Schlages nicht zuverlässig sein könne, zumal auf dem Throne, wo ihn alle Illusionen umgeben, sein Herz und seinen Geist zu blenden vermögen, ferner daß Rußland Schweden bereits gedemütigt und die Pforte zu einem unvorteilhaften Frieden gezwungen habe. Katharina, wenn ich ihren Charakter richtig beurteile, werde sich für die Undankbarkeit des Königs und die ihrer Person, ihrem Gesandten und ihrem Reiche angethane Beleidigungen rächen. Sie verstehe es, sich nichts merken zu lassen, in den Besitz ihrer Kräfte aber zurück gelangt, werde sie sie plötzlich entwickeln und Polen vernichten. „Sie beurteilen," wandte der Graf ein, „die Macht Rußlands mit der Voreingenommenheit eines Mannes, der in seiner Jugend dem russischen Hofe gedient hat. Aber die Finanzen des Kaiserreichs sind zerrüttet, seine Armee ist geschwächt und geteilt und Alles deutet auf den Niedergang dieses Kolosses, der um so schwächer ist, je größer die Ausdehnung des Reiches ist. Der Ehrgeiz der Kaiserin beunruhigt alle Höfe Europas, und da Preußen uns durch die Artikel 4 und 5 des Vertrages, den wir abgeschlossen haben, nicht nur eine Hilfe von 30 Tausend Mann Infanterie, sondern auch, wenn es nötig sein sollte, die Hilfe aller seiner Kräfte zugesagt hat, so haben wir eine schimpfliche Unterjochung nicht mehr zu fürchten, zumal da die neue Verfassung uns das Mittel bietet, alle unsere nationalen Kräfte zu entwickeln." Ich erlaubte mir, dagegen darauf hinzuweisen, daß Oesterreich niemals mit Gleichmut zusehen werde, daß Preußen durch seinen faktischen Einfluß in Polen an Macht gewinne und daß Rußland im Einverständnisse mit Oesterreich schon Mittel finden werde, das Berliner Kabinet dazu zu bringen, freiwillig oder gezwungen, eine Republik zu vernichten, deren Prinzipien denen Frankreichs zu ähnlich sind, als daß sie nicht die wesentliche Grundlage der Monarchie dieser drei Mächte bedrohten.

Die zur Beprüfung unſerer Angelegenheiten niedergeſetzte Kommiſſion, die ihre Arbeiten wieder aufgenommen hatte, war durch die langweilige Leſung der umfangreichen Deduktionen der Advokaten des Herzogs wie der Ritterſchaft geradezu erſchöpft. Jede Beſchwerde hätte auf einem Bogen beleuchtet werden können; aber die Kommiſſion war gezwungen, den widerwärtigen Wortſchwall von 30 bis 40 Bogen Replik und Duplik hinunterzuwürgen. Ich ſeufzte; aber Herr v. Mirbach hatte vom letzten Landtage eine unbeſchränkte Vollmacht erhalten und dachte und handelte nur nach den Eingebungen Nergers. Es gab kein Mittel dagegen! Der Fürſt Adam Czartoryski, Weißenhof und Andere machten mir Vorwürfe wegen dieſer Weitſchweifigkeit. Ich verſuchte noch einmal, Nerger und Grotthuß von ihrer Art abzubringen. Es war vergeblich!

Mitten in dieſen Plackereien wurde ich von der Gräfin Unruh, der beſten Freundin meiner Frau in Warſchau, gebeten, für ein Feſt, das ſie geben wollte, ein kleines Luſtſpiel zu arrangieren. Die beiden Töchter der Gräfin, die ſehr nett und mit unſerer lieben Henriette, die in der Friſche ihres 15jährigen Alters ihnen an Anmut nichts nachgab, ſehr befreundet waren, ſollten dabei mitwirken. Da ich kein mir zuſagendes Stück gerade fand, komponierte ich ſelbſt ein Proverbe und ſtattete es mit Kuplets aus. Ich gab dem Stückchen den Titel: „Les talents faciles ou un peu d'aide fait grand bien.“ Der junge Graf Unruh ſpielte die Rolle eines italieniſchen Komponiſten vortrefflich. Um Luccheſini ein wenig zu ärgern, hatte ich ein kleines Epigramm angebracht, das ſehr wohl verſtanden und lebhaft beklaſcht wurde. Die Gräfin im Stücke ſagte dem Komponiſten: „Mais cette musique n'ira pas aux paroles,“ worauf der Italiener antwortete: „Que nous font les paroles? Nous autres Italions, nous ne sommes pas esclaves delle parola.“*) Der König, das ganze diplomatiſche Korps, die Herzogin von Kurland und die vornehmſten Perſonen der Geſellſchaft waren anweſend. Niemand entging die Anſpielung. Luccheſini,

*) Es war unmittelbar nach dem Abſchluſſe des Vertrages mit Preußen.

der viel zu fein war, als daß er sich etwas hätte merken lassen, klatschte wie besessen und sagte mir, als er erfuhr, daß ich der Verfasser sei, allerlei schöne Dinge. Auch der König geruhte, an mich einige gnädige Worte zu richten, wenn auch mit süßsaurer Miene. Er schien die Wahrheit meines Epigramms vorauszuahnen.

Der Friede zwischen Rußland und der Türkei wurde bald darauf (am 15. Januar 1792) abgeschlossen. Die höllischen Maximen des Jakobinismus verbreiteten sich unterdessen im Norden in erschreckender Weise. In Warschau war der öffentliche Geist ganz verdorben, und bald waren auch mehrere meiner Freunde angesteckt, so daß unsere Unterhaltungen oft in lebhaften Streit ausarteten.

Die Ermordung des Königs von Schweden, der sich Rußland genähert hatte und eine Armee von 30 Tausend Mann Russen und Schweden gegen die französische Revolution in Person kommandieren sollte, entsetzte alle gekrönten Häupter. Nur Stanislaus, dessen Urteil leider immer auf falscher Fährte war, meinte, daß seine Popularität ihn vor jedem Attentate sicherstelle. Mit dem größten Eifer trug er dazu bei, die Privilegien der Gemeinde auszudehnen, zugleich die Armee zu vergrößern, Kanonen gießen zu lassen, und das Alles, wie man laut sagte, gegen Rußland.

Am 3. Mai feierte man den Jahrestag der neuen Verfassung. Der König hatte ein päpstliches Breve erwirkt, nach dem das Fest des St. Stanislaus vom 8. auf den 3. Mai verlegt werden durfte, damit der Schutzheilige des Königs und der Republik zu gleicher Zeit der Patron der Verfassung wäre.

Die Zeremonie fand in der Kirche vom heiligen Kreuze statt, wo wir auf den Bänken der ausländischen Gesandten plaziert waren. Kaum hatte die große Messe begonnen, als sich ein furchtbarer Orkan erhob. Der Sturm zertrümmerte mit großem Geräusche einige Fenster, und dieser so natürliche Vorgang machte auf die abergläubische Menge einen besonderen Eindruck.

Da ich gerade vom 3. Mai spreche, kann ich mich nicht enthalten, eine kleine Anekdote hier einzuschieben, die das Gebahren der kleinen Wichtigthuer charakterisiert.

Herr v. N. N. aus Kurland, der, nachdem er von der Herzogin nicht mehr Geld erlangen konnte, sich als Protektor der Bürger-Union aufgespielt und uns mancherlei Feindseligkeiten erwiesen hatte, war auf seine Bemühung hin zum Kammerherrn-Dienste an diesem Tage zugelassen worden. Da er aber in der Geldverlegenheit, in der er steckte, sein Stanislaus-Band und selbst das Ordens-Kostüm versetzt hatte, kam er zu Grotthuß mit der dringenden Bitte, ihm 200 Dukaten zu leihen. Als ihm Grotthuß diese Bitte abschlug, da er das Geld nicht disponibel habe, mutete N. N. ihm zu, er möge ihm die Summe aus der Kasse der Delegation vorschießen, wofür er ihm große Dienste dadurch erweisen würde, daß er ihm Mitteilungen über das, was bei der Herzogin und Manteuffel vor sich gehe, zugehen lassen wolle. In der Meinung, daß uns das von Nutzen sein könnte, sprach sich Grotthuß nicht abgeneigt aus, machte aber darauf aufmerksam, daß es dazu einer einstimmigen Genehmigung der Delegation bedürfe. „Was Wolff betrifft," meinte N. N., „so könnte ich wohl darüber mit ihm sprechen, mit Heyking aber niemals." „Aber Heyking steht ja grade an der Spitze der Delegation," antwortete Grotthuß, „wir können uns über ihn durchaus nicht hinwegsetzen." Da entschließt sich N. N., zu Wolff zu gehen und ihn ohne Erröten zu bitten, aus der Delegations-Kasse 200 Dukaten zu leihen. „Das kann nicht geschehen," erwiderte ihm Wolff, „das uns anvertraute Geld kann nicht angerührt werden." „Aber ich würde Ihnen dafür wesentliche Dienste leisten." „Wir sind bereits," bemerkte Wolff ironisch, „mit geheimen Emissären (d. h. mit ehrenwerten Spionen) versorgt." Aber N. N. hörte nicht auf, ihn zu bestürmen, bis Wolff endlich seine eigene Börse öffnete und ihm 50 Dukaten lieh, zu denen Grotthuß ungefähr ebensoviel zuschoß. Und siehe da, unser Wichtigthuer war bei der Zeremonie des 3. Mai nicht nur sehr geschäftig, dem diplomatischen Korps seine Plätze anzuweisen, sondern lud sogar die auswärtigen Minister und uns, dazu während der Predigt, zu einem Dejeuner ein, das er auf seine Kosten in der Sakristei hatte anrichten lassen. Ich habe in meinem Leben bisweilen Leute dieses Schlages, Niemand aber von solcher

Unverschämtheit und solcher Beharrlichkeit angetroffen. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, spielt N. N. in Petersburg dieselbe Rolle auf die Gefahr hin, von der Polizei gefaßt zu werden. Ist die Dreistigkeit eines Menschen solcher Gattung schon erstaunlich, so ist es die Leichtgläubigkeit seiner Opfer denn doch noch mehr.

Ich übergehe, um nicht monoton zu werden, das Detail unserer Debatten mit unseren Gegnern, ebenso die verschiedenen Ueberraschungen, die man im Reichstage zu Gunsten dieser Gegner uns zu bereiten versuchte.

Endlich hatte die Kommission ihr Sentiment über unsere Beschwerden verfaßt, und der Moment der Entscheidung nahte heran. Die Herzogin verdoppelte ihre Anstrengungen auf die „Eleganten“ *), das Ministerium und den Senat, während wir uns an die „Schnurrbärte“, die uns günstig gestimmt waren, hielten. Ich konnte meinerseits auf die Czartoryski's und Potocki's, aber leider nicht auf deren Kreaturen rechnen. Der Vize-Kanzler Kolontay, der von der Herzogin drei schöne Gemälde und 2000 Dukaten als „Darlehn“ zur Einrichtung seines Hauses erhalten, hatte sich trotz seiner früher wiederholten Beteuerungen gegen uns erklärt.

Was uns im Momente im Publikum schadete, war die Erklärung des russischen Gesandten, daß „Ihre Majestät die Kaiserin die Verfassung vom 3. Mai niemals anerkennen, vielmehr die alte Verfassung Polens, wie sie sie seit 1775 garantiert habe, zu unterstützen wissen werde.“ Der König wagte, in der Sitzung vom 23. eine drohende Rede gegen diese Erklärung zu halten. Er sagte dabei unter Anderem: „Ich schmeichle mir, daß Sie unter der Zahl der Hilfsmittel zur Verstärkung unserer Armee auch das Anerbieten des Herzogs von Kurland zu benutzen Gelegenheit haben werden“ ꝛc.

Kolontay verriet als wütender Demagog bei dieser Gelegenheit seine demokratischen Ansichten, und ich betrachtete ihn von nun ab als unseren entschiedenen Gegner. Wolff teilte ganz meine Ansicht,

*) Ein großer Teil der Landboten war nach alter polnischer Mode gekleidet und trug Schnurrbärte. Diesen standen die Eleganten gegenüber, die ihre Weisheit aus den Zeitungen und den französischen Klubs schöpften.

Grotthuß dagegen, der die Menschen ebenso wie die Dinge beurteilte, wurde erst über ihn enttäuscht, als er die Rede gehört hatte, die Kolontay auf dem Reichstage gegen uns hielt.

Wie groß auch unsere Anstrengungen waren, das Sentiment der Kommission über unsere Angelegenheiten zu erfahren, man verweigerte uns jede Auskunft. Als es endlich dem Reichstage überreicht wurde, befahl der König die sofortige Verlesung, damit es sofort per Akklamation genehmigt werden könne. Wir beschworen einige uns befreundete Landboten, einem so überstürzten Verfahren doch entgegenzutreten. Da die Lesung in einer Sitzung nicht beendet werden konnte, ließen wir in der Nacht eine sehr kräftige Note drucken, in der wir erklärten, daß, wenn die Republik sich das Gesetz auferlegt hatte, Verhandlungs-Gegenstände, die sie selbst betreffen, während dreier Tage in Beratung zu ziehen, sie auch dasselbe Gesetz in Betreff einer freien Ritterschaft einhalten müsse, die nur Gesetzen gehorsam sein könne, die mit ihrem Wissen und ihrer Zustimmung geschaffen worden seien 2c. Das verhinderte aber nicht, daß man am 25. die Lesung fortsetzte und daß die Partei des Königs laut behauptete, die Republik dürfe allerdings per Akklamation Dekrete fällen, wenn sie das Gutachten einer von ihr ernannten Kommission für genügend klar und ihrer Meinung entsprechend erachte. Wir wiederholten am 26. in einer bestimmten und energischen Note die Ansichten, die wir am 25. entwickelt hatten. Nichtsdestoweniger war trotz unserer Bemühungen am 27. Alles vorbereitet, um das Projekt der Kommission zur sofortigen Annahme zu bringen. Der Kastellan Plater hielt als Mitglied der Kommission eine ebenso lange als langweilige Rede*), die die Unparteilichkeit des Gutachtens, das jetzt genehmigt werden sollte, nachzuweisen unternahm. Er wurde von den Kreaturen der Herzogin und zuletzt von Kolontay, den man wie ein Orakel anhörte, unterstützt. Da nahm Gorski, Landbote von Litthauen, das Wort und wies darauf hin, wie unzulässig es wäre, über ein Gutachten, das 15—16 Druckbogen lang

*) Ich beeilte mich, seine Rede zu parodieren und diese Widerlegung zu verteilen.

sei, nach einmaliger Lesung und ohne vorgängige, der Wichtigkeit der Sache entsprechende Beprüfung zu dekretieren und es zum Gesetze zu erheben.

Er fügte hinzu: „Obgleich die Lesung dieses Projekts so überstürzt hier geschehen ist, habe ich doch bereits in ihm mehrere Widersprüche und mehrere unbestimmt und dunkel ausgedrückte Abschnitte gefunden. Ich widerspreche demnach der Annahme des Projekts, denn man darf nicht, weder Gesetze noch Dekrete, improvisieren. Und ich protestiere gegen ein derartiges Vorgehen, das eine Ritterschaft beleidigen würde, die nach den Verträgen dem polnischen und litthau'schen Adel gleichsteht."

Er schloß seine Rede mit dem Antrage: „Da die gegenwärtigen Umstände den versammelten Ständen nicht gestatten, sich mit einer gründlichen Erörterung über die Kurland betreffenden Angelegenheiten zu beschäftigen, erklären wir, daß dort Alles in statu quo usque ad definitivam decisionem nostram zu bleiben habe." Die große Majorität der Landboten und mehrere Senatoren riefen: „Zgoda" *). Aber der König, sich auf seinem Throne unruhig hin und her bewegend, rief: „Nein!" und verkündete, daß er sprechen wolle.

In diesem Momente verbreitete man im Saale ein anonymes Schriftstück in polnischer Sprache unter dem Titel: „Ein Blick auf Kurland", in dem gesagt war, daß die Delegierten der Ritterschaft sich Rußland verkauft hätten, daß, nachdem dieser Hof sich gegen die Verfassung vom 3. Mai erklärt habe, wir nicht mehr die Autorität des polnischen Reichstages anerkennen wollten 2c.

Die Herzogin war in sehr eleganter Toilette und umgeben von ihren Freunden auf der Gallerie, Sie lorgnetierte und lächelte bald Diesem, bald Jenem zu, war aber sehr aufgeregt. Die Majorität war unterdessen so deutlich für uns, daß die Marschälle mehr als eine Viertelstunde sich bemühen mußten, die Ruhe herzustellen, um der Rede des Königs Gehör zu verschaffen.

Seine Majestät sprach mit vielem Feuer gegen den Gorski'schen Antrag. „Das Gutachten," sagte er, „gehe von einer Deputation

*) D. h. einverstanden mit dem Antrage oder angenommen.

aus, die ebenso erleuchtet wie ehrenhaft sei. Es heiße sie beleidigen, wenn man das Resultat ihrer Arbeit nicht mit Vertrauen annehme."

Die Gemüter wurden indessen durch diese Rede keineswegs beruhigt, vielmehr nur noch mehr erregt. Besonders die litthau'schen Landboten riefen: „Der Reichstag werde ja auf diese Weise unnütz, wenn die Kommissionen, die er ernannt, das Recht hätten, die Frage zu entscheiden. Die versammelten Stände hätten dieser Kommission faktisch nur die Befugnis erteilt, ein Gutachten zu verfassen, und man müsse nun, um dasselbe anzunehmen oder zu verwerfen, es zuvor erwägen, beprüfen und ergründen."

„Und das," fuhr Gorski fort, „hatte mit dem umfangreichen Gutachten, das man über die kurländischen Angelegenheiten verlesen hat, nicht stattgefunden. Ich kann ein Projekt nicht annehmen, das ich nicht kenne."

Diese so weise und natürliche Ansicht wurde von einer sehr großen Majorität gutgeheißen. Aber der König mit seiner Partei gab nicht nach. Der Fürst Sopieha lief in unpassender Weise bald zur Herzogin, bald zu den Landboten und beschwor sie, das Gutachten der Kommission anzunehmen. Der König schickte selbst zu Gorski, um ihn zu bitten, von seinem Antrage abzustehen; aber ich hörte, wie er dem Boten erwiderte: „Ich habe nach meiner Ueberzeugung gesprochen und werde sie nicht ändern."

Der Lärm und die Unordnung waren fortwährend im Zunehmen, und der König benutzte gewandt die Unterbrechung, um mit Einzelnen selbst zu sprechen, mit Anderen sprechen zu lassen, Orden zu verheißen 2c. Kolontay, Plater, Okencki liefen durch die Reihen der Landboten, als endlich der Marschall Potocki, nachdem er ein sehr lebhaftes Gespräch mit Kolontay und dem Könige gehabt hatte, einen Vermittelungs-Weg gefunden zu haben glaubte. Er schlug vor, das Gutachten provisorisch anzunehmen, darüber dem kurländischen Landtage Mitteilung zu machen, damit der Herzog und die Ritterschaft sich vergleichen oder den versammelten Ständen ihre Erklärungen zugehen lassen können, die darauf nach vorgängiger Beprüfung einen gesetzmäßigen und allenblichen Beschluß fassen würden. Kolontay

behauptete, daß das gegen die Würde der Republik verstoße, die das Gutachten einer von ihr ernannten Kommission nicht der Beprüfung eines Vasallen und einer der Republik untergebenen Ritterschaft unterstellen könne.

Diese Aeußerung vermehrte die Debatten, und man schloß endlich mit dem Vorschlage, ad turnum*) zu schreiten über die Frage: „Soll das Projekt der Kommission sofort genehmigt oder zu einer etwaigen Veränderung zurückgestellt werden?"

Wenn unsere Gemüter von Besorgnis erfüllt waren, so war das der Herzogin nicht ruhiger. Jeder Landbote gab sein Votum laut ab, und man urteile über unsere Befriedigung, als trotz der Gegenwart des Königs und der Herzogin und trotz der nichtswürdigsten Intriguen das Projekt mit 58 gegen 53 Stimmen**) verworfen wurde. Der König erhob sich zornig und zog sich zurück; man brachte in die Gemächer Seiner Majestät die Herzogin, die ohnmächtig geworden war oder sich den Schein gab, es geworden zu sein. Wir waren auf dem Gipfel der Freude. Sie dauerte nicht lange; eine Viertelstunde genügte, sie zu zerstören.

Kaum hatte der König sich zurückgezogen, so verließen auch mehrere durch die Sitzung, die länger als 6 Stunden gedauert hatte, ermüdete Landboten den Saal. Diesen Moment benutzte der Fürst Sapieha an der Spitze der Partei des Königs, die er auf sein Vorhaben vorbereitet hatte, sich zum Worte zu melden. Er behauptete, daß das Gesetz einen geheimen Turnus (Ballotement) gestatte und verlangte nun einen solchen. Die Arbitri mußten gleich uns infolgedessen den Saal verlassen. Ich beschwor meine Kollegen, noch im Schlosse zu bleiben und diese zweite Abstimmung, die mich beunruhigte, abzuwarten.

Eine Viertelstunde darauf öffnete man die Flügelthüren und

*) D. h. zur Abstimmung.

**) Es war sogar bei der Berechnung ein Fehler vorgekommen. Nach der Ansicht der Schiedsrichter, die die Stimmen, ebenso wie wir, gezählt hatten, waren es 59 gegen 52 Stimmen gewesen.

verkündete, daß das Projekt der Kommission mit einer Majorität von 12 Stimmen angenommen worden sei.

Wir waren von Zorn und Entrüstung niedergeschmettert. Der Fürst Sapieha eilte, der Herzogin die gute Nachricht zu überbringen. Er ging nahe an uns vorbei, ohne uns zu bemerken, und rief zwei oder drei Personen triumphierend zu: „Wir haben mit 12 Stimmen gesiegt.“ Das war die angebliche Wiedergeburt des republikanischen Regiments!

Blaß und entstellt gingen wir nach Hause. Grotthuß, der noch den Abend vorher über meine Sorgen gelacht hatte und für den günstigen Erfolg mit seinem Kopfe einstehen wollte, hielt für passend, mir Vorwürfe zu machen. Ich würdigte ihn keiner Antwort, und auch Lüdinghausen-Wolff schwieg entrüstet. Aber wir mußten einen Entschluß fassen. Ich schlug vor, Warschau plötzlich ohne Verabschiedung beim Könige und den Marschällen zu verlassen, was einem förmlichen Proteste gegen einen Reichstag gleichkam, der uns gegenüber den gesetzlichen Boden verlassen und die Verträge verletzt hatte, die unsere gegenseitigen Beziehungen zu einander regelten. Wolff billigte meinen Vorschlag und auch Grotthuß trat ihm nach einigen 1^0 und 2^0*) bei. Wir mußten unsere Absicht nur geheimhalten, um uns nicht Unannehmlichkeiten von Seiten der wütendsten Parteigänger auszusetzen.

Ich reiste nach Dresden, der Baron Lüdinghausen-Wolff nach Preußen, und Grotthuß kehrte mit seinem Freunde Nerger nach Kurland zurück. Wir meldeten unseren Schritt offiziell dem Landesbevollmächtigten, der ihn billigte. Ich verließ Warschau nur mit einem Urlaube, ohne daß meine Eigenschaft als Delegierter aufhören sollte.

Meine Frau hatte den Mut, in Warschau zu bleiben, um mir Nachrichten über die weiteren Vorgänge zu geben, wozu wir für die Korrespondenz einige Stichwörter verabredeten. In Dresden hatte ich Gelegenheit, das weise Verhalten des Kurfürsten gegenüber

*) Es war seine Angewohnheit, in dieser Weise zu sprechen, so daß man ihm in Warschau den Spitznamen Primo-Secundo beigelegt hatte.

den Polen zu konstatieren. Man hatte ihm die Nachfolge auf den Thron angeboten und seine Tochter zur „Infantin“ erklärt. Man hatte zu ihm den Fürsten Adam Czartoryski und den Grafen Mostowski gesandt, um ihn zu einer Erklärung in Gemeinschaft mit Preußen, als dem Garanten der Verfassung vom 3. Mai, zu veranlassen. Man hatte ihn angegangen, wenigstens mit Geld und Artillerie zu helfen. Aber der Kurfürst lehnte Alles ab und erklärte, daß er ohne die Zustimmung von Oesterreich und Preußen sich auf keinerlei Verhandlung mit Polen einlassen werde.

Ich ließ mich dem Hofe vorstellen, hielt mich aber möglichst zurück. Als ich die Nachricht bekam, daß der Landesbevollmächtigte die Garantie Rußlands angerufen hatte und der russische General Kachowsky mit einer genügenden Truppenmacht in Warschau eingerückt war, um den sogenannten Patrioten Achtung zu gebieten, entschloß ich mich, nach Warschau zurückzukehren, wo Alles eine andere Gestalt angenommen hatte.

Der General Kachowsky hatte in Petersburg zwei seiner Töchter in der kaiserlichen Erziehungs-Anstalt, deren Vorsteherin meine Schwiegermutter war. Infolgedessen kam er mir und meiner Frau mit viel Freundlichkeit entgegen. Er wollte die Gemüter, die noch sehr gegen Rußland aufgebracht waren, beruhigen und glaubte zu diesem Zweck Gesellschaften geben zu müssen. Er bat meine Frau, auf seinem ersten Balle die Honneurs zu machen. Obgleich mehrere „patriotische“ Damen der Einladung zu folgen abgelehnt hatten, fiel der Ball sehr gut aus und dauerte bis 6 Uhr morgens.

Unterdessen hatten sich die Anhänger der alten Regierungsform in Targowicz versammelt, um dort unter dem Schutze Rußlands eine Konföderation gegen die Verfassung vom 3. Mai zu bilden.

Der Graf Felix Potocki, einer der reichsten Magnaten Polens, hatte sich, entrüstet über die Behandlung, die der „patriotische“ Reichstag ihm hatte zu teil werden lassen*), an die Spitze dieser Konföderation in Polen gestellt, während der Graf Branicki und

*) Man hatte ihm die Würde des Groß-Meisters der Artillerie genommen und ihn auf dem Reichstage aufs unwürdigste angeschwärzt.

der Hetmann Kossakowski, der Bruder des Bischofs, dies für Litthauen gethan hatten. Die Kaiserin nahm die Mitglieder der Konföderation unter ihren Schutz und versicherte der Konföderation die Unantastbarkeit des Besitzes und die Aufrechterhaltung der alten Regierungsform Polens.

Der König, der auf dem Reichstage geschworen hatte, daß er sich eher unter den Trümmern des Vaterlandes begraben lassen, als der Aufhebung der Verfassung vom 3. Mai jemals zustimmen werde, zeigte plötzlich seinen Beitritt zur Konföderation von Targowicz an, und das geschah so unvermutet, daß man noch um 9 Uhr abends des Tages dieser Erklärung zehn gegen eins gewettet hatte, die Nachricht, die sich in der Stadt verbreitet hatte, sei falsch.

Einer meiner Freunde, der von Targowicz nach Warschau kam, riet mir, mit der Erklärung des Beitritts der kurländischen Ritterschaft zur neuen Konföderation nicht länger zu zögern, und vertraute mir an, daß der Graf Felix Potocki diesen unseren Schritt wünsche. Ich schrieb deshalb an den Landesbevollmächtigten und teilte ihm mit, man habe mir die Versicherung gegeben, daß Alles, was der revolutionäre Warschauer Reichstag gegen uns gethan habe, als null und nichtig aufgehoben werden werde. So dringend aber auch mein Anliegen um Erteilung der nötigen Instruktionen war, man ließ mich 5 Monate auf die erforderlichen schriftlichen Ausfertigungen warten.

Unterdessen war ich in Warschau Zeuge der Vorgänge, durch die alle Beschlüsse des Reichstages einer nach dem anderen vernichtet wurden. Lucchesini wurde abberufen und im Momente, wo er seine Abschieds-Audienz hatte, donnerten, sei es durch Zufall, sei es mit Absicht*), die russischen Kanonen in Praga und machten die Fenster des Schlosses erzittern. Der König machte den Italiener darauf aufmerksam, der die Schultern zuckte und den Gerührten spielte.

*) Es war ein russischer Festtag. Der General, dem, wie aller Welt, der Tag und die Stunde der Abschieds-Audienz für Lucchesini bekannt war, hatte die Kanonen gerade zur selben Stunde lösen lassen.

Die Kommissäre der Konföderation von Targowicz ließen dem Jakobiner Descorches erklären, er habe unverzüglich Warschau zu verlassen, da die sogenannte National-Versammlung sich an der Person des Königs und seiner Familie vergriffen habe. Der König von Polen war auch gezwungen, nicht nur seinen Kommissär in Mitau, den Herrn Batowski, sondern auch alle seit dem 3. Mai an verschiedene europäische Höfe gesandte Minister abzuberufen.

Herr v. Buchholz, der Nachfolger Lucchesini's, trug eine offene Intimität mit dem russischen Gesandten zur Schau.

Die Kommissäre der Konföderation demütigten die Munizipalität der Stadt Warschau. Man befahl ihnen, die Uniform, die sie angenommen hatten, abzulegen und den Bürgern die Waffen, die ihnen gegeben worden waren, abzuliefern, und verlangte von ihnen, daß sie der Konföderation den Eid leisteten. Als die Munizipal-Beamten zur Erfüllung des ihnen gewordenen Befehls schwarz gekleidet erschienen, ließ man sie zwei Stunden im Vorzimmer mit den Lakaien warten, und der Eid, den sie darauf schwören mußten, war nichts als ein Widerruf Alles dessen, was ihnen der Reichstag zugestanden hatte.

In der Wut über diese Demütigungen zettelte man ein Projekt an, die Russen niederzumachen. Aber der General Kachowsky erfuhr davon, verdoppelte die Wachen, ließ Truppen-Abteilungen in gewissen Entfernungen von einander aufstellen u. s. w.

Endlich empfing ich meine Instruktionen und Beglaubigungs-Schreiben an den General-Marschall Grafen Felix Potocki. Sofort begab ich mich nach Grodno, und meine Frau übernahm, alle nötigen Vorbereitungen zu treffen, um Warschau ganz zu verlassen und mir in ein paar Wochen zu folgen.

Der General Kachowsky gab mir einen Brief an den Baron Bühler, der als russischer Gesandter bei den konföderierten Ständen beglaubigt war, mit.

Die General-Konföderation hatte den Fürsten Sapieha zum General-Marschall für Litthauen erwählt, während Felix Potocki derselbe für Polen war.

Ich legitimierte mich nun bei den Marschällen, die mich vortrefflich empfingen. Der König machte alle Anstrengungen, um die General-Konföderation nach Warschau zu ziehen. Aber der Graf Felix Potocki blieb fest und erlangte von der Kaiserin, die Stanislaus die Demütigung gönnte, daß er sich nach Grodno unter russischer Eskorte zu begeben habe. — Um der Intrigue, die in Kurland gegen mich gesponnen worden war, als thäte ich in Grodno nichts, die Spitze abzubrechen, bat ich um eine öffentliche Audienz in voller Sitzung der konföderierten Stände. Sie wurde mir für den 10. Dezember bewilligt und fand in feierlicher Weise statt.

Der General-Sekretär der Konföderation war beauftragt, mich einzuführen. Bei unserer Ankunft wurden die Flügelthüren geöffnet, und als ich in den Saal trat, wo der Senat und die Glieder des Konföderations-Reichstages unter dem Vorsitze der General-Marschälle beider Nationen versammelt waren, erhob sich die ganze Versammlung und blieb stehen, während ich meine Anrede in lateinischer Sprache hielt, worauf der Marschall Potocki in derselben Sprache antwortete.

Nach den üblichen Begrüßungs-Worten an die versammelten Stände, wies ich in meiner Rede auf die Ungesetzlichkeit der Vorgänge auf dem Reichstage gegen Kurland hin und sprach den Wunsch der kurländischen Ritterschaft aus, daß alle diese im Widerspruche mit den Pakten und Verträgen gefällten Dezisionen des Reichstages wegfallen möchten.

Die Antwort des Marschalls enthielt ebenso ein Kompliment für Kurland, dann auch einen scharfen Ausfall gegen die Beschlüsse des Reichstages vom 3. Mai und endlich die feierliche Erklärung, daß Alles, was dort ungesetzlich statuiert worden, als null und nicht geschehen zu betrachten sei.

Dieses Responsum konnte wohl genügen. In Kurland nahm man aber die Miene an, das nicht für ausreichend zu halten, und verlangte ein formelles Aktenstück. Meine Feinde waren überzeugt, ich würde unübersteigliche Hindernisse finden, wodurch sie dann das Recht erlangt hätten, darüber zu schreien, daß ich nichts gethan habe.

Die Neider und geheimen Begünstiger der mir feindlichen Koalition in Kurland zögerten nicht, mir eine Falle zu stellen. Man ließ mir plötzlich in vertraulicher Weise die Zumutung zugehen, ich möchte, wenn auch ohne amtlichen und öffentlichen Charakter, nach Petersburg gehen. Ein Anderer könnte ja die minder wichtigen Angelegenheiten bei der Konföderation betreiben, während beim kaiserlichen Hofe die für Kurland bedeutungsvolleren Verhandlungen zu führen seien. Ich antwortete, daß ich, da ich die Geschäfte in Grodno begonnen hätte, sie auch zu Ende führen wollte, daß ich die Unterhandlungen in Petersburg denen überlassen möchte, die mehr Talent dazu als ich hätten, und daß ich meinen Posten in Grodno nur auf einen ausdrücklichen Befehl des versammelten Landtages verlassen würde. Diese Festigkeit imponierte den Intriganten, die um so mehr aus der Fassung gebracht wurden, als ich durch einen besonderen Boten den mit dem großen Siegel der versammelten Stände versehenen Erlaß (Universale) übersandte. Der Wortlaut dieses Erlasses war folgender:

Nos Ordines Generales Utriusque Nationis Libere Foederati.

Notum testatumque facimus praesentibus litteris Nostris, quorum interest, universis ac singulis: — Exposito Nobis ex parte Generosi Ordinis Equestris Ducatuum Curlandiae et Semigalliae per Delegatum ejusdem Generosum L. B. ab Heyking Ord: S. Stanislai ac Melitensis Equitem, sensu devotionis et illibatae fidelitatis erga Rempublicam plenissimo, eo majori jucunditatis affectu commoti fuerimus, quo aptior ista est fiducia ad constringenda vincula illa sacra, quae, pristinae gloriae Reipublicae Polonae inimici, audaci manu dissolvere instituerant, ut arbitrariae Regiae potestatis dictaminibus ab una parte, altera vero principiis illis democraticis noviter disseminatis faverent in ruinam omnium Constitutionum, quibus ceu fundamento tranquillitas, splendor atque salus Rerumpubli-

carum omnium inititur. Confoederatio generalis aliena a perniciosis istis opinionibus, nil magis curat, quam Foedera, Jura, Pacta, Constitutiones atque Privilegia antiqua religiose observare et manutenere; quocirco, dum vigore solemnis Confoederationis Generalis Actus Targowicae facti, omnia in Conventu Varsaviae ultime habito, illegaliter sancita, pro nullis ac irritis declarata sunt, praefatum Ordinem Equestrem intactum et illibatum jurium suorum conservare sancte promittit et cavet. Quae quidem praesens Declaratio ut ad universorum perveniat notitiam. Nos Ordines Generales utriusque Nationis Libere Foederati, auctoritate Nostrâ Suprema ferio mandamus, illam Illustrissimo Duci, Generosis Consiliariis Supremis Regiminis, universoque Ordini Equestri Ducatuum Curlandiae et Semigalliae, consueto modo communicare, rite promulgare atque patefacere. In cujus rei fidem praesentes Litteras Universales Sigillis Confoederationis Regni et Magni Ducatus Lithuaniae communiri jussimus. Datum Grodnae die vigesima septima Decembris, Millesimo Septingentesimo Nonagesimo Secundo Anno.

Stanislaus
Felix Potocki
Marescalchus Provinciarum Regni Reipublicae Polonae

L. S.
R. et M. D.
Littr.

Alexander
Princeps Sapieha
Marescalchus M. D. Littae:

Franciscus Chrzaszczewski
Regens Cancell. Confed. Gen. Regni.

Litterae Universales Ordinum Generalium Foederatorum utriusque Nationis ad Ducatus Curlandiae et Semigalliae.

Da man dem Publikum die Kenntnis dieses Erfolges nicht vorenthalten konnte, so bemühte man sich wenigstens, den Wert

desselben in den Augen der Thoren, d. h. der großen Menge, nach Möglichkeit herabzusetzen. Man veröffentlichte den Erlaß erst nach einiger Zeit und nicht mit derjenigen Feierlichkeit, die man den geringsten Vorteilen, die man über den Herzog errungen hatte, zu geben gewohnt war. Herr v. Mirbach schrieb mir freilich einen sehr verbindlichen Brief über meine Erfolge und versicherte mich der Dankbarkeit der Ritterschaft. Aber der Neid gewisser Personen zeigte sich bei allen anderen Gelegenheiten.

Ich ließ im Hinblicke auf diese mir mitgeteilten Gegenströmungen in Grodno hundert Exemplare des Erlasses, wie meiner Rede und der Antwort drucken und schickte einen Teil derselben mit deutscher Uebersetzung dem Landesbevollmächtigten und einen anderen Teil meinem Freunde Lüdinghausen-Wolff, der, über die kleinen Eifersüchteleien erhaben, seinen Freunden in der Provinz diese Exemplare zusandte. Dieser Schritt hatte guten Erfolg. Ich konnte über die geheimen Anschwärzungen meiner Feinde lachen.

Die Gräfin Potocki, Gemahlin des General-Marschalls, führte damals in Grodno ein glänzendes Haus. Sie wurde allgemein wegen ihrer scharfen Zunge, die Niemand schonte, gefürchtet. Da sie mich immer mit großer Güte behandelt hatte, teilte ich diese Furcht nicht. Eines Tages hatte ich mit ihr ein Gespräch, dessen ich mich stets gerne erinnere. Einige litthauische Damen waren bei ihr zur Visite, und nachdem sie mit ihnen in üblicher Weise geplaudert hatte, wandte sie sich zu mir, so, als ob sie mit mir über Geschäfte zu sprechen hätte. Mit einem Male unterbrach sie das Gespräch mit den Worten: „Sie müssen mich wohl für sehr boshaft halten. Gestehen Sie es nur.“ „Wenn die Bosheit den Zweck hat, zu schaden, sind Sie es nicht, Frau Gräfin. Solch eine Absicht liegt Ihnen fern, und ich bin dessen sicher, daß Sie, wenn eine dieser Damen ihren Schutz, sogar ihre reelle Hilfe in Anspruch nähme, Alles thäten, was von Ihnen abhängt.“ „Und doch sagt man allgemein von mir, daß ich boshaft sei. Man haßt mich deshalb.“ „Es ist natürlich, Gräfin, daß Sie streng beurteilt werden, weil Sie Niemand schonen und weil man die That von der Absicht nicht zu unterscheiden weiß.“ „Und was denken Sie denn von mir?

Seien Sie aufrichtig.“ „Ich denke, daß Sie sehr gefährlich sind für die Heuchler, denen Sie die Maske vom Gesichte nehmen, für die oberflächlichen Schwätzer, deren Nichtigkeit Sie bloßlegen, und im Allgemeinen für die Frauen, die besonders in Polen einer nachsichtigen Beurteilung bedürfen. Aber ein Mann, der sich über ein gewisses Maß der Eigenliebe zu erheben weiß, der weder in Betreff seines Aeußern noch seines glänzenden Geistes anspruchsvoll ist, ein solcher Mann hat Sie nicht zu fürchten.“ „Sie fürchten mich also nicht?“ „Nein, in der That, ich gebe Ihnen unbeschränkte Vollmacht, über mich zu urteilen.“ „Wohlan! ich bin es, die Sie fürchtet. Schließen wir einen Vertrag. Sprechen wir niemals schlecht von einander, und lachen wir zusammen über alle komischen Personen. Das ist mir nun einmal Bedürfnis.“

Wir gaben uns die Hand, um den Vertrag zu besiegeln. Ich weiß nicht, ob die Gräfin die Abmachung immer gehalten hat; sie hat mir aber bei der Konföderation die größten Dienste geleistet und meine Frau mit Auszeichnungen und Freundschaftsbeweisen überschüttet.

Da ich, wenngleich ich selbst nicht tanzte, die Bälle schon um unserer lieben Henriette willen besuchen mußte, so hatte ich um so mehr Gelegenheit, die Inhaber der Haupt-Rollen in dem sich vollziehenden Drama zu beobachten. Ich will hier Einiger in wenig Worten Erwähnung thun.

Felix Potocki, in sehr großem Reichtume geboren, war von seiner ersten Jugend an unglücklich. Er hatte eine glühende Leidenschaft für ein junges Fräulein Komarowska gefaßt, die von sehr altem Adel, aber arm war. Er heiratete sie heimlich. Als seine Eltern davon erfuhren, ließen sie die Unglückliche ertränken, um die Bande zu zerreißen, die ihr Stolz ihres einzigen Sohnes nicht für würdig hielt. Als Felix Potocki dies traurige Ereignis erfuhr, erkrankte er gefährlich und behielt auch nach seiner Genesung für immer eine Art Zerstreutheit bei, die ihn oft sonderbar, selbst unhöflich erscheinen ließ. Mitten in einer Phrase hielt er bisweilen inne, starrte Einen an, ohne irgend etwas zu sehen, und endete mit

einem absoluten Schweigen oder mit einigen Worten, die nicht den geringsten Zusammenhang mit dem hatten, was er vorher gesagt hatte. Um ihn wiederherzustellen, schickte man ihn ins Ausland. Die Reise und die Zeit milderten allerdings seinen Schmerz; aber er behielt eine Melancholie bei, die allen seinen Zügen einen trüben und selbst düsteren Ausdruck gab. Dabei war er gebildet, gefühlvoll und gut. Aber da alle seine Leidenschaften immer auf einen Punkt gerichtet waren, so wurde er oft heftig und schrankenlos.

Man hatte ihn mit der Gräfin Mniszek verheiratet, deren Mutter eine Gräfin Brühl gewesen war. Diese Verheiratung geschah zu der Zeit, als der Graf Brühl Polen und Sachsen regierte.

Felix Potocki haßte und verachtete Stanislaus, und man wird verstehen, welche Befriedigung es ihm gewährte, den König während der Konföderation, deren Chef Potocki war, zu demütigen.

Eines Abends kam ich in sein Kabinet, wo er sich mit seiner Frau befand. Sie war mit Zeichnen beschäftigt. Da sie wußte, wie sehr ich über das Verhalten des Königs in unserer Angelegenheit während der letzten Reichstagssitzung in Warschau empört gewesen war, so rief sie mich zu sich heran, um mir ihre Zeichnung zu zeigen. „Die Konföderation," sagte sie, „hat verfügt, einige Tausend Thaler ohne das Bildnis des Königs zu prägen, aber mit einer Umschrift, die die Aufhebung der famosen Konstitution vom 3. Mai verewigen wird. Ich zeichne eine Krone von Eichenlaub und Lorbeer, die von der Umschrift umgeben sein soll, die mein Mann verfaßt hat und die er Ihnen zeigen wird."

Die Zeichnung war sehr hübsch und die Umschrift, die auf ungefähr 30 Tausend Thalern geprägt wurde, ist folgende:

Auf der einen Seite befindet sich eine Krone von Eichenlaub und Lorbeer, die von den Worten umgeben ist: „Gratitudo concivibus exemplum posteritati."

In der Mitte der Krone liest man: „Civibus, quorum pietas conjuratione die III. Mai MDCCXCI obruptam et deletam libertatem tueri conabatur, Respublica resurgens."

Auf der anderen Seite des Thalers stehen die Worte: „Decreto Reipublicae nexu confoed. junctae. Die V. Decemb. 1792. Stan. Aug. regnante.“

Das Dekret der Konföderation verordnete, daß diese Thaler Landesmünzen seien und die gewöhnlichen Thaler ersetzen sollten, bis man eine neue Ordnung der Dinge hergestellt haben werde.

Es ist kaum möglich, sich eine größere Demütigung des Königs vorzustellen. Einerseits wird die Konstitution vom 3. Mai eine Verschwörung genannt und andererseits wird hinzugefügt: „Zur Zeit als Stanislaus Augustus regierte.“

Der russische Gesandte, Herr v. Bühler, kannte ohne Zweifel die geheimen Gedanken seiner Kaiserin. Er, der neben anderen Eigenschaften eines Diplomaten die größte Umsicht hatte, billigte das Alles.

Der Fürst Massalski, Bischof von Wilna, ein Mann von fast 70 Jahren, war Rußland ganz ergeben, weil er einsah, daß der Einfluß des russischen Hofes in Polen stets überwiegen werde. Dieser Prälat hatte seine Jugend in Frankreich verlebt, ganz französische Manieren angenommen, war überaus höflich und machte ein glänzendes Haus. Der Bischof Kossakowski spielte in Grodno eine Rolle nur durch seinen Bruder, der zugleich Hetman der polnischen Armee und General in russischen Diensten war. Dieser Bruder hegte seit seiner Jugend einen beständigen Haß gegen den König und trotzte ihm bei jeder Gelegenheit.

Der Groß-Kanzler von Litthauen, Fürst Sapieha, war der gemäßigste unter den damaligen Staatsmännern. Von Natur sanft und friedfertig, liebte er Musik und Gemälde mehr als die Politik. Er neigte immer zu den weniger gewaltsamen Mitteln und verlor dadurch endlich allen Einfluß auf diejenigen, die voreingenommen waren und nur an Rache dachten.

Unterdessen verwandelte sich das Vergnügen, den König und seine Anhänger zu demütigen, bald in Bitterkeit und Schmerz.

Herr v. Buchholz, der preußische Gesandte, überreichte am 16. Januar 1793 eine Note, die die Konföderation in Bestürzung versetzte.

Der König, sein Gebieter, erklärte, daß, da der Jakobinismus in Polen so erschreckende Fortschritte gemacht habe, er seine Grenz-Provinzen nicht der Verbreitung dieser gefährlichen Grundsätze aussetzen könne und infolgedessen seine Truppen in Groß-Polen einrücken lassen werde, um seine Staaten vor den verhängnisvollen Konsequenzen dieses revolutionären Geistes sicher zu stellen.

Stanislaus, der noch in Warschau residierte, war tief erschüttert sowohl durch diesen Schlag, der eine neue Teilung ankündigte, als auch dadurch, daß er ihn gerade vom Berliner Hofe, der noch unlängst mit Polen einen so feierlichen Vertrag geschlossen hatte, erleiden mußte.

Als diese Nachricht in Grodno eintraf, waren alle Gemüter empört. Man wandte sich an Herrn v. Bühler, um die Anschauungen des russischen Hofes über dieses so unerwartete Vorgehen zu erfahren. Da dieser Gesandte ausdrücklich erklärte, er habe keine Kenntnis davon gehabt, so faßte die General-Konföderation, von der Annahme ausgehend, daß der Berliner Hof ohne Zustimmung der Kaiserin gehandelt habe, einen ihrer würdigen Entschluß.

Sie befahl dem gesamten Adel, sich in Masse zu erheben, um im Vereine mit den Linien-Truppen der Invasion der Preußen Widerstand zu leisten. Sie flehte zu gleicher Zeit den Petersburger Hof um Unterstützung an. Aber jeder Besonnene, der diese Art von Ereignissen zu verstehen verstand, mußte einsehen, daß die beiden Höfe im Einverständnisse handelten und daß die Kaiserin, um ihre Rache noch empfindlicher zu machen, den ersten Blitzstrahl, der Polen vernichten mußte, vom Könige von Preußen ausgehen ließ.

Die Kaiserin hatte aber der Konföderation von Targowicz versprochen, daß Polen in seiner Integrität erhalten werden sollte. Man mußte also einen Ausweg finden, um einen gar zu grellen Widerspruch zu vermeiden. Und ein solcher Ausweg war unmöglich, so lange nicht der König von Preußen, „der ehrenhafteste Mann seines Königreichs", den Vertrag, der mit Polen kaum erst ratifiziert worden war, offen brach und sein Verhalten durch eine gebieterische Staatsraison motivierte. Diese Staatsraison konnte dann ebenso

auf die Provinzen, die an Rußland grenzten, angewandt werden und wenigstens als Vorwand für Rußland dienen, mit dem Berliner Hofe gleichen Schritt zu halten.

Bei ihrem Bestreben, die diplomatischen Formen zu schonen, entschloß sich die Kaiserin, ihrem Gesandten Bühler die Unannehmlichkeit zu ersparen, Erklärungen abzugeben, die mit den von ihm in gutem Glauben den Konföderierten von Targowicz erteilten Versicherungen*) in direktem Widerspruche standen. Sie entsandte demnach den Geheimerat v. Sievers als ihren Botschafter nach Polen. Wenn diese Wahl auch in Beziehung auf die moralischen Eigenschaften des genannten Herrn gewiß vortrefflich war, so meine ich doch, daß sie den Umständen nicht ganz entsprach, da ein Mann mit mehr Verschlagenheit, wenn auch mit weniger Wohlwollen, mehr am Platze gewesen wäre. Ganz unglücklich in allen Beziehungen war aber die Wahl des Generals Igelström, dem der Oberbefehl über die russischen Truppen in Polen übertragen wurde. Die Erhebung dieses Mannes zu militärischen und selbst diplomatischen Würden zeigt, wie das Glück oft mit der Einsicht ein Spiel zu treiben versteht. Es ist unmöglich, weniger Talente, weniger Geist und Einsicht zu haben, als dieser General; und doch hat ihn Katharina zu wiederholten Malen verwandt. Seine Nichtigkeit war allerdings durch glückliche Zufälligkeiten verhüllt worden. Aber endlich rächte das Schicksal die Leute von Geist an ihm und zeigte, daß früh oder spät der anspruchsvolle Ignorant den Lohn für seine kühne Abgeschmacktheit findet.

Kaum war er in Grodno zur Uebernahme des Kommando's über die Armee angekommen, als er sich mit dem Botschafter Sievers überwarf und alle Welt durch seinen Hochmut empörte. Er glaubte, dem Fürsten Repnin, seinem alten Protektor und Vorbilde, nachahmen zu müssen.

*) Ich bin dessen sicher, daß er zum Beginne der Konföderation von Targowicz von dem Teilungs-Projekte nichts wußte. Bei der ersten Nachricht, die er darüber erhielt, bekam er die Gelbsucht und wenn er auch schweigsam war, wie Harpocrat, so sprach doch seine Krankheit vernehmlich.

Sievers, nachdem er den Versuch gemacht hatte, sich in der Konföderation zu orientieren, begab sich nach Warschau, um den König zu bewegen, nach Grodno zu kommen. Vor seiner Abreise hatte er die Güte, mit mir, da er wußte, daß ich in Warschau erzogen worden und während mehrerer Jahre den öffentlichen Angelegenheiten gefolgt war, über Warschau eine Unterhaltung zu führen. Ich gab ihm eine getreue Charakteristik des Königs und seiner Umgebung. Ich bat ihn, vor dem Könige, dessen tiefe Unzuverlässigkeit ich kannte, auf seiner Hut zu sein, und er äußerte, daß das, was ich ihm gesagt, mit den Instruktionen übereinstimme, die er erhalten habe.

Aber kaum war er ein paar Wochen in Warschau, so war Sievers, wie mir ein Freund meldete, so sehr vom Könige und dessen Familie entzückt, daß man an dem Einflusse, den der König auf seinen Geist übe, nicht mehr zweifle.

Die Konföderation war durch die Ungewißheit und die Furcht erregt. Ein Kurier aus Petersburg brachte der Gräfin Potocka das große Band des Katharinen-Ordens mit einem sehr gnädigen Schreiben von der Hand der Kaiserin. Aber diese glänzende persönliche Auszeichnung konnte die Polen über die Intentionen dieser Suveränin in Betreff ihres Landes um so weniger beruhigen, als der Hof ein tiefes Stillschweigen über die Aufgabe der Sendung des Botschafters, die selbst dem Baron Bühler nicht bekannt zu sein schien, bewahrte.

Die unter den gehässigsten Formen von der nichtswürdigsten Partei der Nation vollzogene Ermordung des Königs von Frankreich erbitterte alle Suveräne, und der König von Preußen benutzte dieses entsetzliche Ereignis dazu, auf die Gefahr, so nahe an seinen Staaten einen Herd des Jakobinismus zu dulden, hinzuweisen. Er befahl seinem Gesandten, Warschau zu verlassen und sich nach Grodno zu begeben, um dort noch deutlicher die energischen Maßregeln zu schildern, die er in dieser Beziehung zu ergreifen sich gezwungen sehen werde.

Als die Nachricht über das an dem mildesten aller Könige begangene Verbrechen eintraf, ordnete die General-Konföderation

Trauer an, und die russischen Generale ließen die ganze Armee Trauer anlegen.

Man sah mit Spannung der Antwort der Kaiserin auf die Invasion der Preußen und auf die von der Republik angeordneten Widerstands-Maßregeln entgegen. Aber diese Antwort entsprach so wenig dem, was der Graf Felix Potocki erwartet hatte, daß er ohnmächtig wurde, als er sie gelesen hatte. Als er zu sich gekommen war, brach er in einen Strom von Thränen aus und wollte mehrere Tage Niemand sehen. Nur der Baron Bühler und Herr M . . r, mit dem ich intim befreundet war, wurden vorgelassen. Von Herrn M . . . r habe ich denn auch diese Details, die mir die Gräfin übrigens später bestätigte. Sie hatte mich mit ihrer Freundschaft beehrt und besprach mit mir immer im größten Vertrauen die öffentlichen Dinge, die sie mit dem durchdringenden Scharfsinn, der geistreichen Frauen so eigentümlich ist, erfaßte.

Während die kritische Lage Polens für mich ein Gegenstand steter Beunruhigung war, wurde ich persönlich von einem ebenso unerwarteten wie schwer empfindlichen Schlag getroffen. Der Bankier Tepper, der außer einem immensen Vermögen, das man ihm in barem Gelde zuschrieb, Grundbesitz im Werte von mehr als zwei Millionen Gulden polnisch sein eigen nannte, stellte plötzlich seine Zahlungen ein und erklärte einen totalen Bankerott. Wir hatten bei ihm 3 Tausend Dukaten stehen, die Mitgift meiner Frau, und wir sahen uns durch diesen betrügerischen Bankrott fast unseres ganzen Vermögens beraubt. Als ich Warschau verließ, hatte ich schon die Absicht, diese Summe zurückzuziehen, weil ich, als ich bei Tepper 100 Dukaten erhob, sah, daß sein Kommis Segebarth aus der Kasse 2 bis 3 Handvoll Goldstücke, ohne sie zu zählen und ohne im Buche was zu verschreiben, entnahm, was unfehlbar auf Unordnung und Verschleuderung im Komptoir schließen ließ. Ich erzählte davon meiner Frau in Gegenwart der Gräfin Unruh und sprach meine Befürchtungen aus. Sie machten sich über mich lustig. Nichtsdestoweniger bat ich meine Frau, das Tepperſche Geschäft nicht aus den Augen zu verlieren. Als sie erfuhr, daß

Tepper im Begriffe stand, der russischen Armee 100 Tausend Dukaten auszukehren, begnügte sie sich, 500 zu ihrer Reise zu erheben. So verloren wir den Rest. Dieser Verlust und meine Uebersiedelung nach Grodno, wo das Leben überaus kostspielig war (so mußte ich für meine Wohnung 60 Dukaten monatlich zahlen), zwangen mich, um eine Erhöhung meines Gehalts und um eine Entschädigung für meine Uebersiedelung zu bitten. Man versprach mir als solche Entschädigung 400 Dukaten und bat mich, auf das Sonstige zu warten. Mittlerweile war ich gezwungen, bei mir viel Menschen zu sehen; die russischen Generale und die ausländischen Gesandten soupierten häufig bei uns. So mußte ich die peinlichste Wirtschaftlichkeit einhalten, um nur nicht in Schulden zu geraten und mich dadurch völlig zu Grunde zu richten.

Glücklicherweise hatte sich der Herzog endlich entschlossen, die langen Streitigkeiten mit der Ritterschaft durch einen Vergleich zu beenden. Die Kaiserin hatte durch ihren Gesandten in Mitau erklären lassen, daß sie ihren hohen Schutz dem Adel gewähre und alle Verfügungen und Beschlüsse des Landtages als legale anerkenne.

Aber da alle Welt den Herzog in die Lage bringen wollte, daß er den Schaden bezahle, so zogen sich die Verhandlungen in die Länge, und erst am 3. Januar berief der Herzog den sogenannten Kompositions-Landtag. Mein Freund Lüdinghausen-Wolff wurde zum Landbotenmarschall erwählt, und nun nahmen die Dinge eine entscheidendere Wendung. Die Kompositions-Akte wurden unterschrieben. Es gelang dabei Herrn v. d. Howen, damals Oberburggrafen, sich als Bevollmächtigten des Herzogs und der Ritterschaft nach Petersburg entsenden zu lassen, um Ihre Majestät die Kaiserin zu bitten, diesen Vertrag zu garantieren, der den Frieden und die Ruhe zwischen dem Herzoge und der Ritterschaft für immer sichern sollte. Dazu ließ er sich vom Herzoge 10 Tausend und von der Ritterschaft 5 Tausend Thaler geben.

Während man sich in Kurland damit beschäftigte, lud die Kaiserin durch ein eigenhändiges Schreiben den Grafen Felix Potocki nach Petersburg ein. Zu derselben Zeit kam der Botschafter Sievers

nach Grodno*), und da ich die Kompositions-Akte den Abend vor seiner Ankunft erhalten hatte, überreichte ich sie ihm offiziell. Man hatte mir den Wortlaut dieses Vertrages erst mitgeteilt, als er bereits gedruckt worden war.**) Es wurden nun einige Krongüter nach der Liste, die der russische Hof festgestellt hatte, in Arrende vergeben, so Alt-Bergfried dem Baron Wolff, Neu-Bergfried dem Landesbevollmächtigten Mirbach, Bauske dem Herrn v. Schöppingk (in Verlängerung der Arrende) u. s. w. Obgleich auf dieser Liste stand, daß Grenzhof mir gegeben werden möge, bot man mir statt dessen eine Pension an. Als ich diese ablehnte, stellte man mir das Krongut Rutzau in Aussicht. Der Landesbevollmächtigte v. Mirbach fand außerdem für passend, an den Botschafter Sievers direkt zu schreiben, um ihm die kurländischen Angelegenheiten ans Herz zu legen und ihn zu bitten, nicht zuzulassen, daß irgend etwas geschähe, was der kurländischen Ritterschaft präjudizierlich sein könnte. Der Botschafter antwortete darauf sehr höflich, fügte aber hinzu: „Der Baron Heyking wacht mit ununterbrochener Aufmerksamkeit über den Interessen seines Vaterlandes und wird gewiß nicht ermangeln, mich von Allem in Kenntnis zu setzen, was man etwa in dieser Beziehung unternehmen würde."

Diese unwürdige Rücksichtslosigkeit gegen mich verletzte mich aufs äußerste. Ich gab diesem meinem Gefühle endlich Ausdruck in einem Briefe an meinen Freund Wolff. Infolge der von ihm dem Landtage abgestatteten Relation, erließ der Landtag durch seinen Landbotenmarschall ein Dankschreiben an mich, erteilte mir neue Instruktionen und erhöhte mein Gehalt um 100 Dukaten monatlich für die Zeit meines Aufenthalts in Grodno.

Endlich am 9. April übergaben die beiden Sekretäre der russischen und preußischen Gesandtschaften, Herr Diwow und Herr Tarrasch, eine gleichlautende Note der General-Konföderation. Sie

*) Der König kam hier bald darauf an.

**) Obgleich der Verfasser nach Ausweis der uns vorliegenden Korrespondenz wiederholt und dringend um zeitige Mitteilung gebeten hatte. (Anmerkung des Herausgebers.)

zeigten an, daß diese beiden Höfe sich gezwungen sähen, sich in den Besitz einiger Provinzen zu setzen, um die Ruhe ihrer betreffenden Staaten sicherzustellen. Man begreift die Gährung, die eine derartige Mitteilung hervorrufen mußte. Der König, von Allem unterrichtet, kam erst am 22. April in Grodno an. Um dem Gebrauche zu folgen, bat ich um eine Audienz bei Sr. Majestät. Sie wurde mir zum 25. Februar gewährt.

Ich redete zum Könige etwa wie folgt: „Da die kurländische Ritterschaft mir aufs Neue die Funktion eines Delegierten bei Ew. Majestät und der Erlauchten Republik übertragen hat, beeile ich mich, die heilige Pflicht zu erfüllen, Ew. Majestät den Ausdruck der Ehrfurcht meiner Auftraggeber zu Füßen zu legen."

Ich hatte die Wörter „Anhänglichkeit" und „Treue" vermieden. Ehrfurcht ist man allen Suveränen schuldig. Hatte der König nun meine Ideen verstanden oder konnte er mir meine an die Konföderation gerichtete Ansprache, die er sofort erfahren hatte, nicht vergeben, genug, er antwortete mir nur mit einer Frage: „Sie werden also Ihren Aufenthalt hier fortsetzen?" „Ja, Sire, so lange der Reichstag in Grodno ist." Und damit war meine Audienz beendet.

Das Schloß, in dem der König wohnte, sah wie verlassen aus. Außer zwei Adjutanten und zwei Pagen sah ich Niemand in den Zimmern, die man zu durchschreiten hatte, um zum Kabinet Sr. Majestät zu gelangen.

Kaum hatten die Verhandlungen des Reichstages begonnen, als der Botschafter Sievers bereits Gelegenheit hatte, sich von der Doppelzüngigkeit des Königs zu überzeugen. Eines Morgens kam ich zum Botschafter, als er gerade eine Konferenz mit dem Sekretär des Königs, Friese, hatte, der die Vermittelung zwischen dem König und ihm besorgte. Als Sievers aus seinem Kabinet herauskam, war er blaß vor Zorn und konnte sich nicht enthalten, mir zu sagen: „Sie haben Recht gehabt; es giebt nichts Unzuverlässigeres, als es der König ist. Er hat mir einen hinterlistigen Streich gespielt. Aber er wird mir dafür büßen."

Um die Polen wenigstens zu amüsieren, nahm man die Miene an, mit ihnen eine neue Verfassung auszuarbeiten. Man stellte den permanenten Rat wieder her und man berief einen außerordentlichen Reichstag, dessen übliche Universalien der König veröffentlichte.

Mittlerweile gab der russische Botschafter prachtvolle Bälle, und meine Frau, die er seine doppelte Landsmännin nannte, machte auf ihnen die Honneurs. Eine Menge reizender Damen verschönerte diese Feste.

Da die Verhandlungen der General-Konföderation bis zum extraordinären Reichstage suspendiert waren und ich immer klarer sah, daß Herr v. Mirbach mich mit vagen und dilatorischen Versprechungen hinzuhalten suchte, entschloß ich mich, ihm am 13. Mai zu schreiben: „Da meine Gegenwart in Grodno bis zum 15. Juni nicht nötig ist, so werde ich mich sofort nach Mitau begeben, um mir über einige unsere Geschäfte betreffende Gegenstände Klarheit zu verschaffen.“ Tags darauf reiste ich ab.

Nichts bringt die kleinen Intriganten, diese Männer der Dunkelheit, mehr aus der Fassung, als die Anwesenheit eines Mannes, der seiner Sache sicher ist, den Kopf oben hält, offenspricht und Alles bei seinem Namen nennt.

Bei meiner Ankunft änderte sich Alles. Man sang mein Lob, als ob man nie aufgehört hatte, das zu thun, und man versprach mir goldene Berge. Ich verlangte den Kontrakt über das Krongut. Man sagte mir, daß der Herzog Schwierigkeiten mache. „Und warum,“ antwortete ich, „hat er denn keine mit allen den anderen Herren gemacht, die denn doch weniger gearbeitet haben, als ich? Gehen wir,“ sagte ich zu Mirbach, „zusammen zum Herzog. Ich werde ihn sicher veranlassen, zu sprechen.“ Der Sekretär Rüdiger, der damals den Herzog leitete, hatte offenbar von unserem Vorhaben erfahren, er ermangelte nicht, sich in dem Saale zu befinden, als wir eintraten.

„Nachdem die Kompositions-Akte,“ sagte ich zum Herzog, „alle Streitfragen, die solange in unserem Vaterlande gewaltet haben,

beseitigt hat, beeile ich mich, Ew. Durchlaucht meine Freude darüber auszudrücken und die Versicherung zu geben, daß ich von nun ab alle meine Kräfte dazu verwenden werde, die Bande zu befestigen, die die Eintracht zwischen Haupt und Gliedern wiederhergestellt hat."

Der Herzog: „Ich danke Ihnen für das Interesse, das Sie mir bezeugen, und ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit Ihrer Gefühle. Denn . . ." Er unterbrach sich, indem er auf die Herren v. Mirbach und Rüdiger blickte. „Wenn Sie mein Feind gewesen sind, den ich am meisten zu fürchten gehabt habe, so muß ich mir nur selbst oder vielmehr den falschen Ratschlägen, die man mir gegeben hat, Vorwürfe machen. Ich habe mich oft unseres letzten Gesprächs erinnert. Wenn ich auf Ihren Rat gehört hätte, so besäße ich heute 60 Tausend Dukaten mehr und hätte mir manchen Kummer erspart."

Ich: „Dieser Augenblick, Durchlaucht, ist einer der freudigsten meines Lebens. Ich bin tief gerührt durch das schmeichelhafte Zeugnis, daß Ew. Durchlaucht meinen Gefühlen zu geben geruhen, und ich wage diese Herren als Zeugen dafür anzurufen, daß ich von nun ab denjenigen als einen Feind meines Vaterlandes betrachten werde, der die Eintracht, die durch die Kompositions-Akte so fest wiederhergestellt worden ist, zu trüben unternehmen wird. Ich werde all mein Möglichstes thun, um durch den Reichstag von Grodno diesen für uns so wichtigen Vertrag baldmöglichst bestätigen zu lassen."

Der Herzog (mit einem Seufzer): „Ich zweifle nicht an Ihrem Eifer und Sie können auf meine Dankbarkeit rechnen."

Ich benutzte dieses Wort, um von meinem Kronsgute zu sprechen. Der Herzog antwortete: „Wenn Sie den Kontrakt über Grenzhof nicht erhalten haben, so ist das nicht meine Schuld gewesen. Im Momente, als man Ihren Kontrakt ausfertigen wollte, erklärte man mir, daß der Petersburger Hof wünsche, daß Sie Rutzau erhielten, und 8 Tage darauf hat man mir die Versicherung erteilt, daß Sie das Landleben überhaupt verabscheuen und lieber eine Pension haben würden." „Wer kann Ew. Durchlaucht eine so falsche Mitteilung gemacht haben?" Mirbach wurde sehr verlegen, und der

Herzog fuhr fort: „Alle Ihre Freunde haben mir gesagt, daß Sie niemals in Kurland, zumal auf dem Lande, leben würden?“ „Meine Freunde, die selbst Arrende-Kontrakte für sich genommen haben und in der Stadt leben, haben damit bewiesen, daß diese Folgerung zum mindesten gewagt ist. Sie waren übrigens nicht ermächtigt, in meinem Namen zu sprechen.“

„Nun da Sie hier sind,“ sagte der Herzog, „teilen Sie mir Ihre Wünsche mit und Alles kann sich arrangieren.“ Darauf ging die Unterhaltung auf allgemeine Dinge über. Der Herzog hörte nicht auf, mir die angenehmsten Dinge zu sagen, obgleich er durch die Gegenwart der beiden Herren geniert erschien.

Als wir vom Herzoge weggingen, beklagte ich mich lebhaft über die Art und Weise, wie man mich behandelt hatte. „Sie haben Unrecht,“ meinte Mirbach, „sich über Ihre Freunde und namentlich über mich zu beklagen. Denn ich habe vom Herzoge eine Versicherung über 40 Tausend Thaler erhalten, sobald die Kompositions-Akte von dem russischen Hofe bestätigt und vom Reichstage zu Grodno garantiert sein wird. Davon sollen Sie, unabhängig von dem Arrendegute, das Ihnen der Herzog geben muß, 10 Tausend Thaler erhalten.“

Ich ließ die Sache auf sich beruhen. Was Rutzau betraf, so machte ich die Berechnung, daß, wenn ich dieses Gut in Afterpacht vergeben wollte, ich 2 Tausend Thaler jährlich gewinnen würde. Das hätte für 6 Jahre der Dauer des Kontrakts-Verhältnisses ungefähr 12 Tausend Thaler ausgemacht. Ich ließ dem Herzoge vorschlagen, mir anstatt Rutzau diese Summe in der Weise zu geben, daß man mir 6000 Thaler voraus und den Rest in Raten von je 2000 Thaler jährlich auszahle. Gegen ein Honorar von 1000 Thaler übernahm Rüdiger das Arrangement dieses Geschäfts. Ich erhielt die 6000 Thaler und ein formelles Dokument über die allmähliche Bezahlung des Restes. Darauf kehrte ich wieder auf meinen Posten zurück.

Am 5. Juni kam ich in Grodno an. Am 17. wurde der Reichstag eröffnet und der Graf Bielinski zum Marschall erwählt.

Es war eigentümlich, daß die Konföderation beibehalten wurde, um die höchste Gewalt, die exekutive und richterliche, auszuüben, während der Reichstag nur die gesetzgebende Gewalt haben sollte.

Um müßigen Zuhörern den verhängnisvollen Einfluß zu benehmen, den sie oft auf die öffentlichen Verhandlungen ausgeübt hatten, wurde beschlossen, daß die Sitzungen des Reichstages mit Ausschluß der Schiedsrichter (remotis arbitris) abgehalten werden sollten.

Der König hielt eine sehr bemerkenswerte Rede, in der er unter Anderem sagte: „Er sei der Targowiczer Konföderation nur gegen die Zusicherung der Integrität der Republik beigetreten und werde diesem Gefühle seines Herzens treu bleiben.“ Der König goß damit nur Oel ins Feuer. Der Botschafter hatte hierüber ein sehr lebhaftes Gespräch mit Sr. Majestät.

Die Gesandten Englands und Schwedens nahmen die Miene an, mit den Gesandten Rußlands und Preußens vollkommen gut zu stehen, und waren doch nichts als einfache Zuschauer. Es waren nicht mehr Hailes und Engeström, sondern M. Gardener und General Toll.

Die Sitzung des 28. Juni war sehr stürmisch. Mehrere Landboten erhoben sich mit Energie gegen den Berliner Hof. „Der König von Preußen,“ sagten sie, „hat uns eine Allianz angetragen, um uns mit Rußland zu verfeinden. Er ist es gewesen, der uns feierlich Unterstützung mit allen seinen Kräften gegen jedwelchen Feind versprochen hat, und er ist es nun, der uns die Notwendigkeit erklärt, uns zu teilen und sich unserer Provinzen zu bemächtigen. Mit diesem treulosen Hofe wollen wir nicht unterhandeln. Wir sind bereit, eine Delegation zu ernennen, um mit Rußland in Verhandlung zu treten. Aber Preußen sei für immer nur Haß und Feindschaft gewidmet...“

Vergeblich gaben sich das Ministerium und der Senat Mühe, die Landboten zu beruhigen, die Sitzung wurde beendet, ohne daß irgend etwas beschlossen worden wäre.

Herr v. Buchholz beklagte sich beim Herrn v. Sievers. Dieser Botschafter hatte den ausdrücklichen Befehl, mit dem preußischen Gesandten gemeinschaftliche Sache zu machen. Er bemühte sich, die allerstürmischsten Landboten zu besänftigen; aber ihre Antworten waren so heftig, daß er die widerspänstigsten arretieren ließ.

Die Sitzung des nächsten Tages war noch stürmischer. Man erklärte, daß man den Reichstag als zerrissen ansehe, 1. wenn man nicht sofort die Landboten in Freiheit setze, 2. wenn man dem Könige nicht alle seine Einkünfte, von denen ein Teil ihm entzogen sei, restituiere, und 3. wenn man nicht das Sequester von den Gütern des Grafen Tyskiewicz aufhebe.

Durch den zweiten Punkt war ersichtlich, daß der König die Maschine in Bewegung gesetzt und die Gemüter erregt habe. Man hielt ihm infolgedessen so deutlich sein Doppelspiel vor und machte ihn auf die Folgen für ihn aufmerksam, daß er Alles versprach, ohne indessen den Grund seines Verhaltens zu ändern.

Der Groß-Marschall Graf Mniszek, obgleich er durch seine Frau mit Stanislaus verwandt war*), konnte sich nicht verhehlen, wie sehr diese fortdauernden Winkelzüge Sr. Majestät schadeten. Er zog es vor, von seinem Amte zurückzutreten, als sich noch weiter den Unannehmlichkeiten auszusetzen, die auf die ganze Umgebung des Königs zurückfallen mußten.

Der König wollte immer das, was er den öffentlichen Geist nannte, mit Schonung behandeln, und da er zugleich weder dem russischen, noch dem preußischen Gesandten mißfallen wollte, so spielte er die lächerlichste und verächtlichste Rolle. Er zwang Herrn v. Sievers endlich, zu erklären, daß „da man den vorgeschlagenen Vertrag nicht schließen wolle, man dieses Zögern nur wie eine Kriegserklärung betrachten müsse, und daß sein Hof daher alle Revenuen des Königs, wie auch der Republik sequestriere und nicht weiter die seinen Truppen gelieferte Fourage bezahlen werde."

*) Seine Frau war eine Tochter der Madame Zamoyska, der älteren Schwester des Königs.

Alsbald wurde Alles erledigt. Die zur Verhandlung mit Rußland niedergesetzte Delegation wurde mit einer unbeschränkten Vollmacht ausgerüstet und am 22. wurde der Vertrag unterzeichnet und nach Petersburg gesandt.

Der preußische Gesandte fand aber immer noch die festeste und unerschütterliche Opposition. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Petersburger Hof trotz der zur Schau getragenen Freundschaft und Eintracht mit Preußen nicht erzürnt war, es so gedemütigt zu sehen und vornehmlich auf Preußen den Haß der Polen fallen zu lassen.

Endlich nahm Herr v. Buchholz offiziell die Intervention der russischen Armee in Anspruch, und Herr v. Sievers ging nun mit aller Energie vor. Der Vertrag mit Preußen wurde erst im September unterzeichnet, nachdem zwei Bataillone russischer Grenadiere mit 4 Kanonen den Sitzungssaal umzingelt hatten. Als Dank für diesen Dienst sandte der Berliner Hof Herrn v. Sievers den schwarzen Adler-Orden mit Diamanten. Dieser alte Botschafter war im Laufe von 6 Wochen mit Bändern aller Farben geschmückt worden. Er hatte das Alles für seinen Eifer und seine Thätigkeit verdient, und obgleich er in seiner Nähe Verleumder hatte, die ihn bei seinem Hofe anschwärzten, widerstand die Kaiserin lange allen diesen arglistigen Insinuationen.

Nach dem Vorgehen der General-Konföderation gegen die Bürger-Union in Kurland konnte man wohl annehmen, daß es mit dieser Bewegung zu Ende wäre. Wie groß war mein Erstaunen, als ich vom Großkanzler Fürsten Sulkowski*) erfuhr, daß er soeben durch eine Staffette ein voluminöses Paket voll lateinischer Darstellungen, die die Unterschrift trugen: „Status civicus Curl. et Sem.“, erhalten habe. Diese sonderbare Unterschrift, die keine Person namhaft machte, war ihm aufgefallen, und so fragte er

*) Malachowski hatte das Amt des Groß-Siegelbewahrers niedergelegt; Okencki war gestorben und der Vize-Kanzler Kolontay für illegal erklärt worden, so daß der Fürst Anton Sulkowski und der frühere Kastellan Plater die Funktionen der Kanzler ausübten, der eine für Polen, der andere für Litthauen.

mich, was das zu bedeuten habe. Ich gab ihm über diese Angelegenheit die nötigen Auskünfte, namentlich über die Kassation aller dieser Verfahren durch den kurländischen Landtag und darauf durch die General-Konföderation. Ich erfuhr am anderen Tage, daß dem Könige und den Ministern ähnliche Denkschriften zugegangen waren.

Ich schrieb dem Herzoge und bat ihn dringend, mit der Ritterschaft gemeinschaftliche Sache zu machen, um den Unternehmungen der Bürger-Union, die sich gegen ein conclusum des Reichstages und ein Universale der General-Konföderation auflehnten, entgegen zu treten. Zugleich bat ich den Herzog, von sich aus Jemand offiziell zu ernennen, der um die Bestätigung der Kompositions-Akte und des erwähnten Konklusums einkommen könne, sobald ich dasselbe im Namen der Ritterschaft thun würde. Der Herzog antwortete mir sehr höflich, daß er durch denselben Kurier seinen Residenten, Herrn Sartorius*) von Schwanenfeldt, beauftragt habe, mit mir vereint in dieser Angelegenheit zu wirken, und daß er die Bestätigung dieser beiden Aktenstücke dringend wünsche. Ich bat Herrn Sartorius demnach, sich mit mir zu vereinigen, um das Ministerium offiziell um eine erschöpfende Beprüfung in Gegenwart der Herren Kanzler anzugehen. Ich hatte erfahren, daß der König dem Herrn v. Sievers gesagt hatte, er sei von dem Rechte der kurländischen Städte überzeugt, wenngleich sie es in der Form vielleicht versehen hätten.

Als wir eben dabei beschäftigt waren, Alles vorzubereiten, um diese offizielle Konferenz zu erlangen, erhielt ich am 3. Novbr. um 5 Uhr abends ein sehr verbindliches Billet vom Herrn Botschafter, des Inhalts: „Ein Kurier von meinem Hofe bringt mir soeben unter anderem die Nachricht, daß Ihre Majestät die Kaiserin die zwischen dem Herzoge und der Ritterschaft abgeschlossene Kompositions-Akte garantiert hat. Ich beeile mich, Ihnen, Herr

*) Herr Sartorius war ein Mann von Geist. Infolge der Verleihung des Adels hatte er den Beinamen von Schwanenfeldt angenommen. Er vereinigte mit der Funktion eines Beamten des Post-Ressorts von Warschau die des Residenten des Herzogs.

Baron, darüber Mitteilung zu machen, da ich weiß, wie erfreulich Ihnen dieſe Nachricht ſein wird."

Einige Augenblicke darauf ſchickte mir der Rat der ruſſiſchen Botſchaft, Herr Diwow, einen Brief von Herrn v. d. Howen, der in ſeiner Eigenſchaft eines Bevollmächtigten des Herzogs und der Ritterſchaft am Petersburger Hof mir dieſe intereſſante Nachricht mitteilte, indem er hinzufügte: „Er hoffe, daß ich nun weiter keine Schwierigkeiten bei dem polniſchen Reichstage in Betreff der Beſtätigung finden würde."

Ueber dieſen Gegenſtand beruhigt, betrieb ich mit um ſo größerem Eifer den zweiten Teil meiner Miſſion. Trotz aller Intriguen des Königs und des Grafen Plater erlangte ich eine offizielle Konferenz, die am 7. November beim ruſſiſchen Botſchafter ſtattfand. Der Graf Plater bemühte ſich während zweier Stunden, allerlei Sophismen und gewagte Behauptungen vorzubringen, wurde aber vollſtändig widerlegt. Der Botſchafter erklärte endlich, daß er von der Ungeſetzlichkeit des Verlangens der Bürger-Union der Sache und Form nach vollſtändig überzeugt ſei.

Am Tage darauf wurde das Projekt des Beſchluſſes in Betreff Kurlands und zugleich Piltens feſtgeſtellt. Der Herr v. Korff hatte mich, da er nicht ſo lange in Grodno bleiben wollte, gebeten, ſeine Vollmacht zu übernehmen, und ich war dieſer Aufforderung um ſo lieber nachgekommen, als die Ritterſchaft und Regierung des piltenſchen Diſtrikts mich dringend gebeten hatte, dieſen letzten Akt meines Eifers und meiner Anhänglichkeit zu vollziehen.

Der kurländiſche Landtag hatte mir die üblichen Schreiben an den König, das Miniſterium und die Reichstags-Marſchälle geſandt und mir aufgetragen, formell die Beſtätigung der Kompoſitions-Akte und des Konkluſums des Reichstages, das in ſeinem dritten Artikel die Kaſſation der Bürger-Union enthielt, nachzuſuchen.

Als ich dem Könige das für ihn beſtimmte Schreiben überreichte, war er nicht guter Laune. Ich beſchränkte mich darauf, ihm zu ſagen: „Da die Ritterſchaft daran nicht zweifle, daß die Kompoſitions-Akte, die die Eintracht zwiſchen dem Herzoge und der

Ritterſchaft wieder herſtelle, von Sr. Majeſtät und den vereinigten Ständen mit Vergnügen beſtätigt werden würde, ſo habe ſie mich mit dieſem angenehmen Auftrage betraut.“ Der König, anſtatt direkt zu antworten, ſagte: „Nachdem ich dieſe Angelegenheit beprüft haben werde, ſoll Ihnen mein Wille durch den Groß-Kanzler Fürſten Sulkowski eröffnet werden.“

Herr Sartorius und ich überreichten darauf das Projekt des für Kurland zu faſſenden Beſchluſſes der betreffenden Kommiſſion. Ich glaubte, daß Alles unſeren Wünſchen entſprechend erledigt ſei. Da erfuhr ich zu meinem Erſtaunen, daß man unſer Projekt durch Hinzufügung einer Zeile, die den Sinn der Phraſe durchaus änderte, entſtellt habe. Ich beeilte mich, mich darüber nicht nur bei den Herren Kanzlern, ſondern auch bei dem ruſſiſchen Botſchafter, der unſer Projekt des Wortlautes gebilligt hatte, zu beklagen. Sofort wurde Alles zurechtgeſtellt, wenn auch mit Widerſtreben. Der König hatte in ſeinem Haſſe gegen den kurländiſchen Adel im Geheimen mehrere Landboten bitten laſſen, gegen die Annahme der Redaktion des betreffenden Artikels für Kurland zu opponieren, und da der Biſchof Koſſakowski darüber erzürnt war, daß er aus Pilten nichts herausgepreßt hatte, ſo war natürlich, daß ſein zahlreicher Anhang ſich auf die Seite des Königs ſchlagen und ſo das Projekt, wenn auch nicht ganz verworfen, ſo doch nicht unweſentlich verändert werden könnte. Das beunruhigte mich in hohem Maße. Mehrere Kurländer, wie z. B. der Staroſt v. d. Ropp*), die Herren v. G., v. M. und v. D., die ſich damals in Grodno befanden, teilten meine Befürchtungen. Da nahm ich denn endlich zu dem mächtigen Metall, das Wunder bewirkt, meine Zuflucht. Ich verſprach zwei Landboten 1000 Dukaten in Gold, wenn mein Projekt ohne Veränderung angenommen werde, und machte meinen Landsleuten unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von dieſem Geſchäfte Mitteilung. Sie verſprachen mir, ſich dafür zu intereſſieren, daß mir die Summe für den Fall des Gelingens refundiert würde.

*) Obgleich ſeine Güter in Litthauen belegen waren, hatte er in Kurland durch ſeinen Schwager, den Grafen Keyſerling, und andere Freunde Einfluß.

Außerdem ergriff ich noch einige andere Maßregeln. Ich ging zum Hetman Kossakowski, der mich zur Zeit der Konföderation von Teschen gekannt hatte und mir seitdem stets viel Achtung und Freundschaft erwiesen hatte. „Ich komme zu Ihnen," sagte ich ihm, „um Sie um Ihre Unterstützung des Projekts in Betreff Kurlands, das die Kaiserin bereits garantiert hat, bei der Konföderation zu bitten. Wir bitten um die Billigung des Reichstages, nur um eine Formalität zu erfüllen, die unser Respekt vor der Republik uns zur Pflicht macht. Ich weiß, daß der König dagegen ist und sich bemüht, unter Ihren Freunden, die sehr zahlreich sind, Anhänger zu gewinnen. Der Herr Erzbischof, Ihr Bruder, ist mir wegen Pilten's gram." Ich setzte ihm in Kürze den Stand der Frage auseinander, unterstützte meine Darstellung durch einige Beweis-Dokumente, die ich mitgenommen hatte, und schloß mit der Bitte, Schiedsrichter zwischen seinem Bruder und mir zu sein.

Er antwortete mir mit seiner gewöhnlichen Offenheit: „Mein Bruder erfüllt seinen Beruf als Erzbischof, Sie den Ihrigen als Repräsentant von Pilten. Indem Sie Ihre verschiedenen Meinungen verteidigen, haben Sie beide Recht. Aber Ihre Rechte sind von mehreren Höfen und besonders von dem jetzt allmächtigen Rußland garantiert. Es wäre lächerlich, sie Ihnen streitig zu machen. Rechnen Sie darauf (mir die Hand reichend), daß meine Freunde niemals gemeinsame Sache mit dem Könige machen werden. Sprechen Sie darüber mit meinen Neffen, und ich stehe für uns alle ein."

Pulawski und andere einflußreiche Landboten versprachen mir ihre Stimmen und so hatte ich denn die Genugthuung, daß mein Projekt in der Sitzung vom 20. November per Akklamation angenommen wurde.

Sobald ich die beglaubigten Kopieen dieses Beschlusses in Händen hatte, schickte ich eine Staffette, um meinen Auftraggebern Mitteilung zu machen. Zugleich sandte ich dem Herzoge ein Beglückwünschungs-Schreiben. Das letzte Siegel der Legalität war damit auf einen Vertrag gelegt, der für beide Parteien das größte Interesse haben mußte. Auf die Bürger-Union bezog sich folgender

Paſſus: „Non minus Laudum publicum nuperrime in Conventu publico ab Jll^mo Duce et Ord. Equ. die ij^a 7 bis 1793, respectu illegalium et tranquillitati publicae nocivarum associationum, conditum pro suprema nostra auctoritate, confirmamus atque ratihabemus.“

Der König war über die letzte Phraſe in meinem Projekte in Betreff Piltens, die ebenfalls per Akklamation angenommen wurde, wütend. Sie lautete: „Omnia ea, quae in praejudicium Distr. Piltinensis decreta fuerint, pro nullis ac irritis solemne declaramus.“

Das war das Ende meiner langen und ſtürmiſchen Miſſion in Polen. Alle unſere Wünſche waren erfüllt, unſere Feinde beſiegt, und nun kam es nur darauf an, ſich der Ruhe zu erfreuen, die nach ſo viel Stürmen in Ausſicht zu ſtehen ſchien.

Ich beeilte mich, in mein Vaterland zurückzukehren, wo ich dem verſammelten Landtage meine Relation abſtatten wollte. Ich erhielt vor meiner Abreiſe meinen Rekreditivbrief von Sr. Majeſtät vom 22. November 1793 und ſehr ſchmeichelhafte ähnliche Briefe vom Miniſterium und den Reichstagsmarſchällen.

In dem Briefe des Botſchafters v. Sievers an den Landesbevollmächtigten ſtanden die Worte:

Monsieur le Baron de Heyking, Délégué de l'Ordre Equestre, toujours rempli de zéle pour ses commettants, a deployé à cette occasion des talents distingués et un zéle infatigable, pour amener cette negociation à une heureuse fin. Il s'est acquis par la des droits incontestables tant à la bienveillance de S. A. Msgr. le Duc, qu'à l'estime et à la reconnaissance de l'Ordre Equestre“ etc.

Ich kam in Mitau am 2. Dezember an, und der 13. Dezember wurde zur Abſtattung meiner Relation vor dem verſammelten Landtage beſtimmt. Ich wurde mit dem üblichen Zeremoniel empfangen, ſtattete meine Relation ab, wurde darauf gebeten, in einen Nebenſaal zu treten, und dann wieder in den Sitzungsſaal gerufen, wo der Landbotenmarſchall zu mir ſprach:

„Es geschieht gewiß mit dem lebhaftesten Vergnügen, daß ich Ihnen im Namen der Ritter- und Landschaft für Ihre vieljährigen, mit Klugheit, Treue und Eifer so ruhmvoll geführten und mit so großen Aufopferungen und Kümmernissen verbundenen Delegationsgeschäfte den innigsten Dank darbringe.

Ihre großen Verdienste ums Vaterland werden selbst bei der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich sein.

Wir, die wir dankbare Zeugen derselben sind, weihen Ihnen unsere ganze Verehrung und Erkenntlichkeit und schätzen uns glücklich, diese durch einen reellen Beweis an den Tag legen zu können, indem die Ritter- und Landschaft Ihnen die Gratifikation von 15000 Rthlr. Alb. so eben bewilligt hat."

Ich war tief gerührt, sowohl über das Geschenk wie über die schmeichelhafte Weise, mit der man es mir bewilligt hatte. Ich dankte mit mehr Rührung als Beredtsamkeit, und die Deputierten folgten dem Beispiele des Landbotenmarschalls, indem sie sich erhoben und mich herzlich und brüderlich umarmten.*)

*) Schon aus dem Vorhergehenden, wie aus den Landtagsakten ist zu erkennen, daß sich zwischen dem Verfasser und dem Landesbevollmächtigten allmählich ein gewisser Gegensatz entwickelt hatte. Trotz allen, dem Geschmacke der Zeit entsprechenden, gegenwärtig etwas überschwänglich erscheinenden, schönen Redensarten, die beide Herren in ihren Briefen mit einander austauschten, wird man eine Mißstimmung und Gereiztheit nicht verkennen können. Der Verfasser war der politischen Ueberzeugung, daß, nachdem der Frieden mit dem Herzoge geschlossen worden war, nun „jeder redliche Mann", wie er sich in seiner Relation auf dem Landtage vom Dezember 1793 ausdrückt, „seine Waffen niederzulegen, keinen Haß mehr zu nähren, vielmehr dahin zu arbeiten habe, die glücklich hergestellte Harmonie zwischen Haupt und Gliedern aufs vollkommenste zu befestigen." Dieselbe Anschauung hatten die Herren v. Lüdinghausen-Wolff, v. Schöppingk und viele Andere, während die Minorität, deren geistiger Mittelpunkt Otto Hermann v. d. Howen, ein Vetter des Landesbevollmächtigten v. Mirbach, war, den Gegensatz zum Herzoge fortzuspinnen für gut fand. (Anmerkung des Herausgebers.)

Drittes Kapitel.

Der Zusammenbruch Polens.

Der Botschafter v. Sievers hatte mir einen Brief an den Herzog mitgegeben, in dem er sich über mich ebenso günstig geäußert, wie in seinem Briefe an den Landesbevollmächtigten. Als der Herzog den Brief gelesen hatte, wiederholte er mir das, was er mir gesagt hatte: wie sehr er bedauere, meinem Rate nicht gefolgt zu sein. „Aber," fügte er hinzu, „Sie können mir jetzt den größten Dienst erweisen. Howen spielt mir jetzt in Petersburg einen hinterlistigen Streich. Nachdem er mich, sozusagen, gezwungen hatte, ihn zu meinem Bevollmächtigten zu ernennen, um die Genehmigung der Kompositions-Akte in meinem und der Ritterschaft Namen zu erwirken, ließ er mir durch Rüdiger beibringen, ich würde diese Genehmigung niemals erhalten, wenn ich nicht ihm 100 Tausend Thaler, Mirbach 40 Tausend, Rüdiger 30 Tausend ꝛc. hergeben wolle. Diesen empörenden Vorschlag habe ich anfänglich zurückgewiesen. Aber als mir Rüdiger im Auftrage Howen's mitteilte, ich laufe Gefahr, meine Herzogtümer zu verlieren, wenn ich mich mit Howen überwerfen und ihm nicht die Mittel zur Disposition stellen wolle, die erforderlich seien, um gewisse einflußreiche Personen in Petersburg zu gewinnen, habe ich endlich in Bestürzung und verführt durch die falschen Thränen und das Flehen Rüdiger's Obligationen über diese Summen gezeichnet. Unterdessen habe ich mich von meinem ersten Schrecken erholt und eingesehen, daß Howen mich auf die unwürdigste Art getäuscht hat. Von dem Momente, wo ich die Obligationen unterschrieben habe, hat er die Maske abgeworfen; ich erfahre, daß er jetzt ohne Scham und Gewissen nur

gegen mich arbeitet. Mein Plan ist, Howen abzuberufen und Sie mit meiner Vertretung am Petersburger Hofe zu betrauen."

Der Vorschlag erschreckte mich. Ich kannte das geriebene und gefährliche Wesen Howen's und wußte, daß ihm nichts heilig war, wenn es sich darum handelte, Geld an sich zu bringen und den Herzog zu demütigen. Er hatte nicht vergessen, daß es dem Herzog gelungen war, ihn auf die Festung Dünamünde zu bringen.*) Das hinderte ihn nicht, vom Herzoge zehn Mal Gratifikationen unter dem Titel von Entschädigungen anzunehmen und ihm jedesmal die Versicherung der größten Ergebenheit und gänzlichen Vergessens der Vergangenheit zu geben.

Ich bat den Herzog, mir 24 Stunden Bedenkzeit zu gewähren. Am andern Morgen besuchte mich mein guter Freund Lüdinghausen-Wolff und der piltensche Landrat v. Fircks, um mich zu bewegen, die Anträge des Herzogs anzunehmen. Ich entwickelte ihnen alle die günstigeren Chancen, die Howen vor mir voraus hatte; er habe sich gewiß schon der Subalternen bemächtigt.**) Die Herren ließen mit ihrem Drängen und Zureden nicht nach, und so entschloß ich mich endlich, auf die Vorschläge des Herzogs einzugehen, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1. Der Herzog wird mit mir eine formelle, aber geheime Abmachung treffen, in der er sich verpflichtet, mir niemals einen den Privilegien und Rechten der Ritterschaft zuwiderlaufenden Auftrag zu erteilen.
2. Er wird mich nicht drängen, in Petersburg den Charakter seines Bevollmächtigten zu enthüllen, damit vielmehr so lange zögern, bis ich mich der Genehmigung des russischen Hofes dazu vergewissert haben würde.

*) Die russische Regierung hatte Howen arretieren und in strenger Haft halten lassen und war lange Zeit hindurch trotz aller Verwendung zu seiner Freilassung nicht zu bewegen gewesen. Es fehlt uns jeder Nachweis darüber, wodurch es Howen später gelungen war, sich in so hohe Gunst der Regierung zu versetzen. (Anmerkung des Herausgebers.)

**) Er verstand es mit Hilfe von Geld und allerlei Liebenswürdigkeiten, die Subalternen für sich zu gewinnen und durch sie Manches zu erzielen.

3. Er wird nicht verlangen, daß ich zur Erleichterung meiner Verhandlungen Geldspenden anwende. Für denjenigen, der geheime Ausgaben gemacht hatte und, da er darüber Quittungen nicht erlangen konnte, auch nicht Belege für solche Ausgaben zu beschaffen in der Lage gewesen war, hatten sich erfahrungsmäßig später ärgerliche Inkonvenienzen mit dem Herzog ergeben.
4. Er wird mir anfänglich nicht durch die Post, sondern unter der Adresse seines Agenten, des Staatsrats Krook, schreiben.

Man schrieb darauf meine Instruktionen und Akkreditive, deren Datum leer gelassen wurde.

Um dem Publikum den Zweck meiner Reise zu verbergen, teilte meine Frau mit, daß sie endlich das Glück genießen wollte, mit ihrer Mutter einige Zeit vereint zu sein, da ich meine Unabhängigkeit wiedererlangt habe. Sie schrieb darüber an Madame de la Font, die ihrerseits mit großer Freude unseren Entschluß im Institute bekannt gab, wodurch diese Nachricht sich weiter verbreitete. Meine Schwiegermutter erhielt von der Kaiserin die Erlaubnis, uns in einem kleinen, dem Institute gehörigen hölzernen Hause unterzubringen. Die Entfernung dieses Häuschens von der Stadt schien darzuthun, daß unsere Reise keinen anderen Zweck habe.

Am 31. Dezember 1793 kamen wir in Petersburg an und am 1. Januar 1794 wurde ich bei Hofe vorgestellt, wo der Großfürst Paul mich besonders gnädig zu empfangen geruhte.

Nachdem ich das Terrain kennen gelernt und mir die nötigen Informationen beschafft hatte, ließ ich dem Herzoge einen Bericht über meine Eindrücke zugehen. Aber Krook, von dem erwartet werden durfte, daß er das Gefühl des Herzogs gegen Howen mit Energie teilen würde, machte allerlei Ausflüchte und ging, wie mir schien, nicht den geraden Weg. Der Herzog hatte indessen ein vollständiges Vertrauen zu Krook und schickte mir die an ihn adressierten Briefe so, als ob sie für uns beide geschrieben wären.

Als ich den Vize-Kanzler Grafen Ostermann sah, fand ich, daß er überaus kalt gegen mich war. Ich sprach darüber mit Krook,

der sich sehr gut mit dem Minister stand. Er meinte, daß Howen den Sekretär Briskorn, der eine Abteilung der Kanzlei des Grafen leitete, in sein Interesse gezogen, und daß dieser ohne Zweifel den Minister gegen mich eingenommen habe.

Ich stellte mich, wie es alle Welt that, dem Günstlinge Fürsten Subow vor. Aber er schwebte so sehr in höheren Regionen, daß er mich, wie die Uebrigen, die mit mir gleichzeitig vorgestellt wurden, kaum bemerkte.

Herr v. Markow, der gesehen hatte, daß der Großfürst am Neujahrstage mit mir gesprochen, faßte ein Vorurteil gegen mich. Er stand sich sehr schlecht mit Sr. Kaiserlichen Hoheit und äußerte laut, daß ihm das sehr lieb sei.

Der Graf Besborodko war immer unsichtbar, aber ich setzte einige Hoffnung auf ihn durch Vermittlung der Madame O . . . w, die mit Madame Soltykow, der Freundin und späteren Gemahlin des Generals Passek, sehr befreundet war.

In meinem Berichte an den Herzog gab ich ihm ein genaues Bild der Schwierigkeiten, die ich überall gefunden hatte. Ich beschwor ihn, nichts zu überstürzen und mir Zeit zu lassen, langsam und allmählich die Darstellungen, in denen man ihn angeschwärzt hatte, zu bekämpfen. Herr v. d. Howen hatte dem Petersburger Hofe das Verhalten des Herzogs während des revolutionären Warschauer Reichstages in Erinnerung gebracht, dabei seine Beziehungen zum Berliner Hofe enthüllt und des Herzogs Undankbarbeit gegen seine Wohlthäterin, die Kaiserin Katharina, betont. Leider waren die Thatsachen nur zu begründet und zu neuen Datums, als daß man sie in Abrede stellen konnte. Man mußte sich unter solchen Umständen nur bemühen, die einzelnen Striche dieses Bildes abzuschwächen und momentane Mißgriffe des Herzogs durch die hinterlistigen Ratschläge, denen zu folgen er sich habe verleiten lassen, zu erklären. Man mußte betonen, daß vom Momente der Kompositions-Akte an beim Herzoge ein Umschwung in seinen Anschauungen und Gefühlen eingetreten sei. Indem man die Vergangenheit preisgab, mußte man von der Zukunft sprechen. In diesem Sinne

ſprach ich, wenn vom Herzoge die Rede war. „Ich habe ihn bekämpft," ſagte ich laut, „als er die unbeſtreitbaren Rechte des Adels angriff, die gegen ſeine eigene Autorität gerichtete Bürger-Union protegierte und ſich von den Gefühlen entfernte, die er Rußland ſchuldete. Aber heute hat er ſein Unrecht eingeſehen und der Ritterſchaft alles zugeſtanden; man hat ſich gegenſeitig verſprochen, das Vergangene zu vergeſſen. Da wäre es eines kurländiſchen Edelmannes unwürdig, ſich Arrendegüter und Geldbelohnungen geben zu laſſen, dabei aber einen geheimen Haß gegen den Herzog beizubehalten und zu bethätigen. Ein derartiges Verhalten, wie es ſich Herr v. d. Howen erlaubt, ſei um ſo tadelnswerter, als er 10 Tauſend Thaler vorauserhalten und dem Herzoge noch eine Obligation über 100 Tauſend Thaler unter dem Vorwande abgepreßt habe, ihm an dieſem Hofe Dienſte zu erweiſen, während er faktiſch nicht aufhöre, ihn zu verfolgen."

Wenn dieſe Beleuchtung auch auf die verderbten Agenten wenig Eindruck machte, ſo erregte ſie doch die Aufmerkſamkeit des Großfürſten, der von mir durch eine zuverläſſige Perſönlichkeit eine genaue Darſtellung über alle dieſe Gegenſtände verlangte. Se. Kaiſerliche Hoheit geruhte dabei hinzufügen zu laſſen, daß er mir meine Darſtellung, wenn er ſie geleſen haben werde, zurückſchicken wolle. Ich beeilte mich, ſeine Befehle zu erfüllen, und ließ ihm durch denſelben Kanal mehrere aufklärende Expoſé's über die kurländiſchen Angelegenheiten zugehen. Der Großfürſt ließ mir darauf, treu ſeinem Verſprechen, die Expoſé's, nachdem er ſie geleſen hatte, zurückliefern und mir dabei die gnädigſten Worte über meine Anſchauungen und mein Verhalten ſagen. Von dieſer Zeit datiere ich den Beginn ſeiner gnädigen Meinung über mich. Ich fuhr unterdeſſen fort, bei den Schritten, die ich that, die größte Vorſicht einzuhalten. Da meldete mir eines Tages zu meinem Erſtaunen der Herr v. Krook durch ein Billet Folgendes:

„Der Herzog hat ſoeben durch eine Staffette einen direkten Brief an Ihre Majeſtät die Kaiſerin geſandt, in dem er ſich darüber beklagt, daß die Herren v. d. Howen, v. Mirbach und

sein Sekretär Rüdiger von ihm fast ½ Million Rubel unter dem Vorwande, daß diese Summe zur Erlangung der Garantie der Kompositions-Akte durch die Kaiserin nötig sei, erpreßt hätten. Da er dessen sicher sei, daß eine solche angebliche Notwendigkeit unmöglich vorgelegen habe, so entziehe er dem Herrn v. d. Howen die Eigenschaft des Bevollmächtigten und rufe ihn nach Kurland zurück, wo er als Oberburggraf anwesend zu sein habe."

Krook teilte mir zugleich mit, daß der Herzog dem Vize-Kanzler einen Brief fast genau desselben Inhalts geschrieben, der mit den Worten schließe: „Indem ich Herrn v. d. Howen abberufe, der mein Vertrauen verloren hat, habe ich den Baron Heyking beauftragt, in Zukunft der Dollmetscher meiner Gefühle der Ehrfurcht und Hingebung bei Ihrer Majestät der Kaiserin und ihren erlauchten Ministern zu sein."

Dieser unpolitische Schritt, dessen Folgen für mich ich voraussah, störte alle meine Pläne. Die Kaiserin, über die Anschuldigung, die ihr Ministerium bloßstellte, empört, befahl, die Angelegenheit sofort zu untersuchen. Man hatte die Geschicklichkeit, ihr dazu den General Pahlen, der damals Gouverneur von Livland war und in Riga residierte, zu empfehlen. Dieser verstand diesen Auftrag so geschickt zu benutzen, daß die Beamten der Minister ihm dankbar waren, die Minister selbst ihm ihr Wohlwollen zuwandten und Ihre Majestät die Kaiserin ihn auf die schmeichelhafteste Weise belobte. Er ließ eine Art von Protokoll anfertigen, aus dem sich ergab:

„daß der Sekretär Rüdiger den Herzog nur auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht habe, dem Herrn v. d. Howen Geld zu senden, damit er die üblichen Geschenke machen könne, wenn er durch das Departement des Auswärtigen den Garantie-Akt erhalten habe,

daß dieser Sekretär aber die sonstigen Behauptungen des Herzogs in Abrede stelle und betonen müsse, daß der Herzog, nachdem er im ersten Momente der Erregung sich einer außergewöhnlichen Freigebigkeit hingegeben habe, jetzt ohne Zweifel

den hohen Betrag seiner Geschenke bedauere, deshalb aber nur sich selbst Vorwürfe machen möge 2c."

Der Herzog gab seine Erklärung in entgegengesetztem Sinne ab und bewies sie durch zwei Zeugen. Das Protokoll wurde unterschrieben und Pahlen bemächtigte sich desselben, weil er es Ihrer Majestät vorzustellen habe. Diese Vorstellung unterließ er aber nachweislich, sandte vielmehr nur einen Rapport ein, aus dem sich ein Bild ergab, das nicht wenig Aehnlichkeit mit jener Szene im Lustspiele hatte, wo ein Schelm von Diener seinem nichtswürdigen und geizigen Herrn eine große Summe Geldes wegeskamotiert. In allergehässigstem Lichte erschien dabei der Herzog, ohne daß man die Miene annahm, den Sekretär Rüdiger schonen zu wollen. Howen, wie die Unterbeamten der Minister wurden rein gewaschen, und die Kaiserin, die gegen den Herzog bereits eingenommen war, empfand lebhaft, wie lächerlich sich der Herzog in der Sache benommen habe.*)

Howen, statt dem Herzoge, der ihn als seinen Bevollmächtigten und Oberrat abberufen hatte, zu gehorchen, behauptete, er müsse, da er zugleich Bevollmächtigter der Ritterschaft sei, auf deren Abberufung warten. Das Ministerium in Petersburg schien diesen Streit und das irreguläre Verhalten Howen's gar nicht weiter zu beachten, während Howen nicht unterließ, zu verbreiten, daß der Schlag, den der Herzog gegen ihn geführt habe, von einer neuen Koalition herrühre, die den Herzog umgebe und nur darauf ausgehe, ihn, Howen, zu verderben, um mich in Petersburg auf seinen Trümmern zu etablieren. Der Brief des Herzogs, der mich in gewisser Art akkreditierte, gab leider seinen Behauptungen einen Schein der Wahrscheinlichkeit.

Ich beklagte mich in meiner Depesche vom 20. Februar beim Herzoge bitter über diesen verfrühten Schritt, der Alles verdorben hatte und den zu redressieren fast unmöglich erschien. Ich wollte wenigstens, daß der Großfürst über den wahren Sachverhalt unterrichtet werde, und setzte ihn daher von Allem mit Klarheit und

*) Vide Beilage zu diesem Kapitel. (Anmerkung des Herausgebers.)

Evidenz in Kenntnis. Er war davon so befriedigt, daß er mir in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Zustimmung zu erkennen gab.

Mittlerweile kamen einige Kreaturen Howen's in Petersburg an, um durch seine Vermittelung Arrendegüter zu erhalten. Andere Kurländer trafen zufällig um dieselbe Zeit dort ein, so daß das außergewöhnliche Zusammenströmen einer Menge von Personen aus derselben Provinz in der Hauptstadt der Kaiserin auffiel.

Ich wußte von diesem Umstande nichts, als ich am 10. April, wie an allen Sonntagen, bei Hofe war. Howen näherte sich mir hier und sprach mit großer Erregung über die unwürdige Art, wie er sich ausdrückte, mit der der Herzog gegen ihn handele, um ihn aus Petersburg zu vertreiben. Ich antwortete ihm sehr kaltblütig: „Wenn Sie Bevollmächtigter des Herzogs sind, so hat er das Recht, Sie abzuberufen; denn wer das Recht der Entsendung hat, hat auch das Recht der Abberufung." Howen unterbrach mich, und unsere Unterhaltung begann sich zu erhitzen, als ein Freund, der sich in der Nähe befand, sagte: „Meine Herren, nehmen Sie sich in Acht; man beobachtet Sie. Es scheint, daß Sie mit einander streiten, und das kann Ihnen schaden."

Wir sahen ein, wie wichtig diese Bemerkung gewesen war, und trennten uns, nachdem wir möglichst laut einige Worte der Freundschaft gewechselt hatten.

Der Vize-Kanzler Ostermann, der aus dem Kabinet der Kaiserin kam, hatte die Miene, als ob er Jemand suchte. Als er Herrn v. d. Howen erblickte, sprach er mit ihm einige Minuten. Da der sogenannte Bevollmächtigte trotz der Röte, die sich über seine Wangen ergoß, zu danken schien, so nahm ich an, daß ihm irgend eine Gnade zu teil geworden wäre. Der Vize-Kanzler schien noch Jemand zu suchen. Er wurde mich gewahr, kam darauf direkt auf mich zu und sagte mir: „Ich habe den Befehl, Ihnen im Namen der Kaiserin zu erklären, daß sie, da sie in Mitau einen Residenten hält, in Petersburg Niemand, weder von Seiten des Herzogs, noch von Seiten der Ritterschaft nötig habe. Ich habe das dem Herrn

v. d. Howen eröffnet, der ebenso wie Sie morgen im Tauriſchen Palais ſich von der Kaiſerin verabſchieden kann."

„Obgleich ich keinen öffentlichen Charakter habe," erwiderte ich, „hier vielmehr nur zum Beſuche bei meiner Schwiegermutter bin, ſo werde ich, wie es meine Pflicht iſt, der Kaiſerin gehorſam ſein."

„Aber," ſagte der Graf Oſtermann ſehr ärgerlich, „hat denn der Herzog nicht in ſeiner Depeſche Sie als einen ſeiner Vertrauensmänner bezeichnet, der den Herrn v. d. Howen erſetzen ſoll? Uebrigens wiederhole ich Ihnen, daß die Kaiſerin hier Niemand haben will. Sie können dasſelbe allen Kurländern ſagen, die ſich zu Ihnen halten oder an Sie adreſſiert ſind. Sie können abreiſen."

„Kein Kurländer iſt an mich adreſſiert," warf ich ein, „und da ich nur wenige von denen kenne, die hier ſind, ſo kann ich dieſen Auftrag nicht erfüllen. Was mich perſönlich betrifft, ſo werde ich mich darauf beſchränken, genau zu gehorchen."

Am anderen Tage ſtellte der Graf Besborodko zuerſt Herrn v. d. Howen vor. Die Kaiſerin ſagte ihm: „Ich wünſche Ihnen eine gute Reiſe." An mich richtete ſie keine Worte. Als ſie ſich von uns ein wenig entfernt hatte, konnte ich mich nicht enthalten, zu ſagen: „Nun, der Wunſch einer guten Reiſe war ſehr deutlich." — „Das wollen wir ſehen," meinte Howen übellaunig.

Was mich am meiſten beunruhigte, war die Notwendigkeit, meiner Schwiegermutter über den Befehl Mitteilung zu machen. Wenn ſie nur den Verdacht gefaßt hätte, daß ich die Ungnade der Kaiſerin auf mich gezogen hatte, ſo wäre ſie der Gefahr eines Schlaganfalls ausgeſetzt geweſen. Ich beſchränkte mich daher darauf, ihr zu ſagen, daß ich eine Staffette vom Herzoge mit einem Briefe erhalten hätte, der mir den Auftrag erteilt, ſofort nach Kurland zu kommen. Da meine Frau übrigens in Petersburg blieb, ſo beruhigte ſich meine Schwiegermutter.

Während Herr v. d. Howen unter dem Vorwande einer Krankheit ſeine Abreiſe von einer Woche zur anderen verſchob, reiſte ich am $\frac{15.}{26.}$ April ab. Meine Pünktlichkeit in der Erfüllung des Kaiſerlichen Befehls gefiel dem Großfürſten, der übrigens über die

mir erwiesene unverdiente Ungnade empört war. Er ließ mir sagen, daß er das größte Interesse an dem Verdrusse, den ich empfinden müsse, nehme, und daß ich alle Zeit auf sein Wohlwollen rechnen könne.

Als ich in Wolmar eintraf, sah ich den Major Fürsten R... aus seiner Kibitke steigen, um seine Weiterreise mit größter Schnelligkeit fortzusetzen. Ich redete ihn an und fragte ihn nach Neuigkeiten aus Warschau. „Es hat sich da Schreckliches ereignet," sagte er mir leise, indem er auf seinen von einer Kugel durchlöcherten Hut zeigte. „Igelström hat uns ins Verderben gestürzt. Der größte Teil unserer Truppen ist in Warschau am Freitag niedergemacht worden; der Rest hat sich zerstreut und Gott weiß, wie wir uns aus der Lage ziehen werden. Ganz Polen ist im Aufstande gegen uns." Er beschwor mich, seinen Namen nicht zu nennen und zu machen, als ob ich von nichts wüßte. Einige Stationen weiter begegnete ich auf dem Wege einer andern Kibitke, in der ich den General Nicolai Subow zu erkennen glaubte. Er war es in der That, der mit einem einzigen Diener reiste. Endlich nahe von Riga traf ich den Oberstlieutenant L..., der der Metzelei von Warschau wie durch ein Wunder entronnen war. Obgleich geborener Pole, war er in russischen Diensten, und er wäre unvermeidlich ein Opfer des Ueberfalls geworden, wenn ihn nicht seine Geistesgegenwart und die Anhänglichkeit eines alten Dieners gerettet hätten. Ueber diese entsetzliche Schlächterei, die der sizilianischen Vesper in Allem ähnlich war, ist in allen Zeitungen und verschiedenen Schriften so ausführlich erzählt worden, daß ich mich dessen für überhoben halte, noch Weiteres hinzuzufügen.

Ich war durch alle diese entsetzlichen Nachrichten schmerzlich erregt, als ich dem Herzoge meinen Besuch abstattete. Diese meine erste Konferenz mit ihm war lang und ernst. Ich schilderte ihm mit Lebhaftigkeit die unangenehmen Folgen, die jede falsche Maßregel grade jetzt nach sich ziehen müsse, begann mit den Fehlern des Generals Igelström, ging zu den Mißgriffen über, die man den Herzog habe begehen lassen, und beklagte mich über die

Ueberstürzung seines letzten unpolitischen Schrittes bei der Kaiserin. Er gestand mir, daß es der alte Herr v. Fircks gewesen sei, der ihm den Rat gegeben habe, die Dinge zum Bruche zu bringen, um Howen zu zwingen, daß er endlich Petersburg verlasse.

Der Landhofmeister Taube war gestorben und, da der Kanzler in seine Stelle rücken sollte, die Stelle des Kanzlers vakant geworden. Das Publikum hatte die Güte, mich für dieses Amt zu bezeichnen. Ich vereinigte mich indessen mit meinem Freunde Schöppingk und dem alten Herrn v. Fircks, um den Herzog zur Ernennung des Herrn v. Lüdinghausen-Wolff zu bewegen. Die Ernennung mußte beschleunigt werden, da der russische Resident v. Rückmann, der der Howen'schen Partei ergeben war, seinen Hof zu einer Intervention bewegen wollte und dazu bereits eine Staffette abgesandt hatte. So wurde denn Herr v. Lüdinghausen-Wolff unmittelbar nach dem Abgange der Staffette ernannt, leistete sofort seinen Eid und nahm seinen Sitz im Konseil ein. Das war wie ein Blitzstrahl für die Bürger-Union und die Partei Howen's, welcher ein rechtschaffener, energischer und helldenkender Mann durchaus nicht paßte. Für mich, der ich eine Stelle, die mich an Mitau fesselte, nicht wünschte, hatte ich den Herzog um den Titel des Groß-Stallmeisters seines Hofes gebeten, nicht um die Funktionen dieses Amtes auszuüben, sondern damit mir dieser Titel das Recht gewährte, der Geschäftsträger Sr. Durchlaucht zu sein. Der Herzog hatte mir meine Bitte mit dem größten Vergnügen erfüllt und mir, als ich noch in Petersburg war, das Diplom und das Versprechen einer lebenslänglichen Pension von 2000 Thalern zugehen lassen.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Mitau wurden die Nachrichten aus Polen immer aufregender. Kosciusko hatte sich zum Chef der bewaffneten Nation erklärt und Piken und Flinten verteilt, selbst an die Bauern im Palatinate von Krakau, denen er als Lohn die Freiheit verheißen hatte. In Wilna fand eine ähnliche Metzelei statt, wie in Warschau. Die Russen, die der Ermordung entgangen waren, wurden zu Gefangenen gemacht, und der Hetman Kossakowski, Generallieutenant in russischen Diensten, wurde gehängt.

Von allen Seiten erhob man offen den Schild gegen Rußland, und in Brandschriften und Proklamationen wurden alle Bewohner des Königreichs ohne Unterschied des Standes und Ranges aufgefordert, sich gegen den National-Feind zu vereinigen. Man erklärte Jeden, der noch schwankte, für einen Verräter und brachte durch diese Zwangs-Maßregel hundert kurländische Familien, die in Litthauen besitzlich waren, in die ärgste Bedrängnis. Mehrere von diesen Edelleuten wurden durch die Gefahr der Plünderung und Niederbrennung ihrer Häuser gezwungen, sich unter das Banner der Revolution zu stellen. Ganz Samogitien war bereits in Gährung und bedrohte Kurland, falls es sich nicht für die Insurgenten erklären würde.

Der Herzog, der sich nach Grünhof zurückgezogen hatte, nahm die Miene an, diesen Sturm zu verachten. Er war von einigen gut bewaffneten Jägern umgeben und rechnete auf die Anhänglichkeit der Bauern, deren Treue ihm ein gewisser Grünhof*) rühmte, während diese Bauern den Herzog haßten und zwar gerade wegen dieses Grünhof, der sie bedrückte und beraubte.

Herr v. Rückmann verlangte vom Herzoge, daß er seine Truppen vermehre, im Schlosse von Mitau wohne und diese Stadt gegen einen Handstreich befestige. Der Herzog antwortete, daß er mit seinen 4 bis 500 Mann unmöglich die ganze litthauische Grenze verteidigen könne, umsoweniger, als die Insurgenten von Libau bis Bauske keinen Widerstand zu befürchten hätten, sogar hin und wieder mit offenen Armen empfangen werden würden. Die polnischen Insurgenten erreichten Libau ohne Widerstand, wo ihnen alle Pulver-Vorräte ausgeliefert wurden. Ja, man verbreitete das Gerücht, sie würden bald in Mitau eintreffen, wo sich dann die blutigen

*) Dieser Grünhof war ein Bauer, den der Herzog lieb gewonnen hatte. Er machte ihn zum Verwalter mehrerer Güter und gab ihm mit dem Namen Grünhof die Freiheit. Dieser Mensch bestahl den Herzog auf die unverschämteste Weise und kaufte sich später ein Gut in Litthauen. Hier starb er, nachdem er von einem litthauischen Edelmanne, den er zu malträtieren gewagt, hundert Stockschläge erhalten hatte.

Szenen von Warschau wiederholen und die Feinde der „Freiheit und Gleichheit“ bestraft werden würden. In dieser furchtbaren Unruhe flüchteten viele Familien nach Riga oder an die Grenzen Livlands.

Während dieser Vorgänge kam der General Pahlen am 18. Mai von Riga nach Mitau, hatte hier eine lange Konferenz mit Mirbach und Rückmann und kam gegen 3 Uhr Nachmittags zu mir. Nach einigen allgemeinen Redensarten über die Thorheiten der Polen sagte er: „Sie sehen gewiß ein, daß, da jede gesetzliche Ordnung in Polen zerstört und die Verfassung gänzlich über den Haufen geworfen ist, Kurland sich nicht mehr dieser aufgelösten Regierung als unterworfen betrachten kann. Ich spreche zu Ihnen nicht als russischer General, sondern als Kurländer, der in unserem gemeinschaftlichen Vaterlande besitzlich und daher an der Erhaltung desselben um so mehr interessiert ist. Es bleibt uns nur übrig, den Schutz der Kaiserin anzurufen, ohne den unsere Provinz unfehlbar die Beute barbarischer, Alles verwüstender und plündernder Horden sein wird. Ich habe hierüber bereits mit Mirbach gesprochen, und er hat mir versichert, er werde als Landesbevollmächtigter die entsprechenden Maßregeln in dieser dringlichen Lage ergreifen. Und wenn ich Ihnen diese Erwägungen, die Ihnen nicht haben entgehen können, vorbringe, so thue ich es, um Sie aufzufordern, darüber mit dem Herzoge zu reden, der das größte Vertrauen zu Ihrer Einsicht hat.*) Je mehr der Herzog Eifer an den Tag legt, von sich aus die Hilfe der Kaiserin anzurufen, um so mehr wird er sein Vertrauen zu der Güte dieser Herrscherin, seinen Haß gegen die Prinzipien, die die Polen irre geleitet haben, und seinen dringenden Wunsch beweisen, Kurland vor den unvermeidlichen Uebeln zu bewahren, die es vernichten werden.“

Ich dankte ihm für seine vertrauliche Offenheit und antwortete, daß ich von der unerläßlichen Notwendigkeit dieses Schrittes durch-

*) Er fügte noch einige schmeichelhafte Redewendungen hinzu, die ich übergehe. Sie kosteten ihm nichts, und er wollte nur zu seinem Ziele gelangen.

aus überzeugt wäre, mit dem Herzoge, darüber bereits gesprochen hätte und dessen sicher wäre, daß er bereit sei, diesen Schritt zu thun.

„Wenn Sie," bemerkte darauf Pahlen, „den Herzog dazu bewegen, so ist erforderlich, daß er an die Kaiserin einen direkten Brief richte, und ich wünsche, daß wir uns im Voraus über den Wortlaut verständigten."

Ich nahm eine Feder und machte in Pahlens Gegenwart einen Entwurf dieses Briefes. Er billigte ihn und versicherte mir, daß er wissen werde, meinen Eifer, Kurland durch das Ergreifen ebenso schleuniger wie weiser Maßregeln zu retten, geltend zu machen. Er empfahl mir nur, diesen Schritt sobald als möglich zu thun und mich vom Herzoge mit diesem Auftrage betrauen zu lassen, der übrigens seinem Hofe nicht unangenehm sein werde.

Am anderen Tage fuhr ich zeitig nach Ruhenthal, wo ich dem Herzoge über mein Gespräch mit Pahlen Mitteilung machte. Ich betonte besonders, daß Mirbach nicht unterlassen werde, seine Maßregeln zu beschleunigen, um sich am Petersburger Hofe aus seinem Eifer ein besonderes Verdienst zu machen. Der Herzog machte mir einige Bemerkungen, die seine Befürchtung verrieten, daß die Polen nur nicht früher davon erführen, ehe die Russen soviel Macht gewonnen hätten, daß sie einen Einfall der Insurgenten zu verhindern im Stande wären. Ich stand für die Geheimhaltung ein und versicherte zugleich, daß der Fürst Repnin nicht zögern werde, unsere Grenzen zu decken. So gab der Herzog denn meinen Vorstellungen nach, und ich übernahm, den Brief zu schreiben. Ich ging in sein Kabinet, wo ich den Brief, den wir mit Pahlen verabredet hatten, kopierte. Er lautet:

Madame

Le renversement de tout Ordre legal en Pologne, ou une ligue séditieuse brise d'une main sacrilege tous les liens de la société, force la Courlande à prendre des mesures urgentes pour se mettre à l'abri de cette funeste insurrection.

La premiére et la plus importante de ces mesures est dans nos coeurs; c'est d'implorer Votre Majesté Imperiale, comme la Divinité tutelaire de ces Duchés, vouloir bien accorder à la Courlande sa haute et puissante protection, jusqu'à ce que l'ordre et les vrais principes constitutifs de la Pologne soient replacés sur leurs bases anciennes.

En attendant qu'un acte général et commun avec l'Ordre Equestre ait donné plus de développement à cette instante et respectueuse prière, Votre Majesté Imperiale daignera recevoir avec bonté cet hommage presenté par un Prince, qui ne connait d'autre bonheur et de gloire que d'être avec un dévouement illitimé et une soumission profonde etc.

Nachdem der Herzog den Brief gebilligt und unterſchrieben hatte, trug er mir auf, einen anderen, wie es der Gebrauch war, an den Vize-Kanzler zu ſchreiben. Dieſer hatte folgenden Wortlaut:

Monsieur le Comte

Je m'empresse d'envoyer mon Grand-Ecuyer, le Baron de Heyking, aux pieds de S. M. J., avec la lettre cijointe, dont le contenu ne laisse aucun doute sur les sentiments respectueux, que j'ai consacrés pour jamais à cette Auguste Souveraine.

Cet extrême empressement de mettre la Courlande sous les auspices glorieux et bienfaisants de l'Immortelle Catherine, confondra le mieux, ceux qui ont osé calomnier mes principes comme mes sentiments et le temps achevera de dissiper tous les nuages qu'on a élevés à cet egard.

Je prendrai incessament les mesures les plus prononcées avec l'Ordre Equestre de Courlande et de Semgalle sur cet objet important, et j'aime à croire que S. M. J. daignera approuver les démarches successives qui seront faites à ce sujet.

J'ai l'honneur etc.

Nachdem dies beendet war, trug mir der Herzog auf, nach Petersburg zu reisen. Da ich eines Passes vom General-Gouverneur von Livland bedurfte, so bat ich den Herzog um einen Brief an den Fürsten Repnin. Er konnte sich trotz aller meiner Bitten nicht entschließen, solch einen Brief zu erlassen, weil der Fürst Repnin die Unverschämtheit gehabt hatte, zu verlangen, daß der Herzog ihm die Anrede „Monseigneur" gäbe, eine Anrede, die ihm kein Russe von Bedeutung nach dem vorgeschriebenen Formular zu geben hatte.

Ich sah voraus, daß daraus Schwierigkeiten gegenüber einem Manne entstehen würden, der glaubte, daß er bei Hofe besonders gut stände. Ich hätte vom Fürsten Repnin gewiß nur eine abschlägige Antwort erhalten, wenn nicht die erstaunliche Gewandtheit Pahlen's ein Auskunftsmittel gefunden hätte, Alles auszugleichen.

Am 13. Mai, um 6 Uhr abends, konnte ich endlich von Riga nach Petersburg abreisen. Die Post war damals in Livland so schlecht bedient und die passierenden Kuriere waren so häufig, daß ich trotz der Extra-Zahlungen, die ich leistete, um meine Reise zu beschleunigen, erst am 22. Mai in Petersburg eintreffen konnte.

Wie groß war die Ueberraschung und Freude meiner Schwiegermutter, meiner Frau und meiner Freunde, mich so unerwartet eintreffen zu sehen. Diejenigen, die wußten, warum ich abgereist gewesen, konnten nicht verstehen, wie ich so kühn habe sein können, wieder zu erscheinen. Ich sagte ihnen, daß der Herzog mich in seinen Geschäften hergesandt habe und daß es sehr wohl sein könne, daß ich in Kurzem zurückzureisen verpflichtet wäre.

Um indessen dem Vorwurfe zu entgehen, daß ich hier in Petersburg die Rolle des Gesandten spielen wolle, schickte ich meine Briefe zu Krook mit einem Billete, in dem ich ihn bat, die Briefe dem Herrn Vize-Kanzler zu übergeben und mich durch mein Unwohlsein zu entschuldigen.

Krook sandte mir am Tage darauf die Briefe mit der Mitteilung zurück, der Vize-Kanzler wünsche, daß ich ihm die Depeschen persönlich übergebe. Wie groß war mein Erstaunen, als dieser mir sagte: „Ich bin sehr überrascht, daß Sie nach der Eröffnung,

die ich Ihnen im Namen der Kaiserin gemacht habe, mit Briefen des Herzogs nach Petersburg gekommen sind." „Wenn Ew. Exzellenz die Briefe, deren Ueberbringer ich bin, gelesen haben werden, so wird vielleicht Ihre Ueberraschung schwinden. Uebrigens hatte mir die Kaiserin befohlen, abzureisen, was ich mit dem ehrfurchtsvollsten Gehorsam gethan gehabt habe. Sie hatte mir aber nicht verboten, wiederzukommen, da sie weiß, daß meine Frau und Schwiegermutter hier wohnen."

Ostermann sprach allerlei durch einander, ohne den Brief öffnen zu wollen. Ich sah aus Allem, was er vorbrachte, daß er nicht eingeweiht war*) und daß man ihn ganz besonders gegen mich eingenommen hatte. „Glauben Sie," warf er hin, „es sei mir unbekannt, daß Ihnen der Herzog bei mehreren Bankiers einen unbegrenzten Kredit eröffnet hat? Glauben Sie, ich wüßte nicht, daß Sie lange Zeit gegen den Herzog gewesen sind? Man ist erstaunt, daß Sie jetzt für ihn sind." „Ich bin gegen den Herzog gewesen, so lange er die verfassungsmäßigen Rechte der Ritterschaft mißachtete. Aber seitdem er die Kompositions-Akte unterschrieben hat, die die Kaiserin selbst garantiert hat, wäre ich tadelnswert, wenn ich noch gegen den Herzog handelte, wie ich es gewesen wäre, wenn ich für ihn gehandelt hätte, so lange er der Feind unserer Prärogative war."

Ostermann schloß die Augen**), hob die Stimme und sagte: „Ich werde der Kaiserin meinen Bericht abstatten und Sie werden ihren Willen kennen lernen." „Ich sehe der Mitteilung ihres Willens ohne Unruhe entgegen, denn die Kaiserin ist ebenso gerecht wie mächtig." Damit entfernte ich mich, über diese lächerliche Szene entrüstet.

Da ich fürchtete, daß sie für mich ärgerliche Folgen haben könnte, schrieb ich dem Grafen Subow, teilte ihm Alles mit und bat, mir die Erlaubnis zu erwirken, in Petersburg zum Besuche

*) Subow, Markow, Repnin und Pahlen waren die einzigen, die die Absichten der Kaiserin in Betreff Kurlands in ihrem ganzen Umfange kannten.

**) Das war seine Angewohnheit, wenn er sich ärgerte.

bei meiner Familie bleiben zu dürfen. Der Graf Subow ließ mir ſagen, daß ich ruhig in Petersburg bleiben könne.

Die Kaiſerin hatte den Brief des Herzogs mit Befriedigung geleſen. Nun ließ mir der Graf Oſtermann durch Krook ſagen, er bedauere, erregt geweſen zu ſein, und lade mich für den nächſten Freitag zum Diner ein. Der närriſche alte Herr war dabei, ohne von der Vergangenheit zu ſprechen, ſehr höflich und ließ mir ſogar eine Abſchrift der Antwort geben, die er im Namen der Kaiſerin an den Herzog erlaſſen hatte. Sie lautete:

Monseigneur

Je suis chargé de témoigner à V. A. la satisfaction de l'Impératrice sur les sentiments, qu'Elle et la Noblesse de Courlande et de Semgalle ont manifestés à l'occasion des nouveaux troubles qui viennent d'éclater avec tant de fureur en Pologne

S. M. J. indépendamment du consentement personel, qu'Elle en a éprouvé, y a trouvé une preuve convaincante du prix, qu'on attache en Courlande au bon ordre et de l'aliénation qu'on y professe contre les principes d'anarchie, qui se sont nouvellement repandus dans une bonne partie de l'Europe.

Je dois assurer en conséquence tant à V. A., que tout l'ordre Equestre Au Nom de mon Auguste Souveraine, qu'elle se fera un plaisir de contribuer de son côté au maintien de la paix et de la tranquillité générale en Courlande et de la préserver surtout de toute espèce de molestation de la part des Insurgés Polonais.

M. le Prince Repnin a reçu à cet effet les ordres les plus positifs de S. M. J. et c'est à la suite des Instructions adressées à ce Général en chef, que tant Vous, Monseigneur, que la Noblesse pouvez recourir hardiment à lui dans tous les cas de besoin et être persuadés d'avance de l'assistance et protection efficace,

que Vous éprouverez de sa part dans toutes les occasions.

Je suis avec les sentiments de la plus haute consideration etc. St. Petersbourg le 2 Juin 1794."

Einige Tage darauf erhielt ich von Howen ein Billet, in dem er mich bei unserer alten Freundschaft beschwor, bei ihm anzukommen. Er hüte seit 14 Tagen das Bett und habe mir wichtige Dinge mitzuteilen.

Nachdem er mir Versicherungen über seine aufrichtige Freundschaft gemacht und wiederholt betont hatte, daß man stets die Sache von der Person zu unterscheiden habe, teilte er mir mit, daß er wünsche, sich dem Herzoge zu nähern. „Es ist Zeit," fügte er hinzu, „daß er aufhöre, mich zu verfolgen und zu verleumden."

Ich suchte den Herzog in bescheidener Weise zu verteidigen und meinte, daß auf beiden Seiten das Unrecht wenigstens gleich verteilt gewesen sein werde.

„Hören Sie, alter Freund," nahm er wieder das Wort, „ein offenes und vernünftiges Wort. Der Herzog hat mir 100 Tausend Thaler versprochen, und das betreffende Dokument ist formell so korrekt ausgestellt, daß ich meine Sache vor jedem Richter gewinnen muß. Mir ist bekannt, daß Sie eine Denkschrift verfaßt haben, in der Sie die Illegalität dieser Schuld zu beweisen versuchen. Ich zürne Ihnen deshalb nicht; aber selbst wenn Ihre Argumente unwiderleglich sein sollten, so kann und muß hier nur die Form entscheiden. Da ich aber den Frieden wünsche, so bitte ich Sie nun, den Herzog dazu zu bringen, mir diese Summe ohne Aufschub auszuzahlen; denn ich stecke tief in Schulden. Als Zeichen meiner Dankbarkeit biete ich Ihnen dafür 3000 Dukaten."

Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg. Aber da er krank war, so beherrschte ich mich und beschränkte mich darauf, ihm zu antworten: „Wie ist es möglich, daß Sie mich nach 20 Jahren noch nicht genug kennen gelernt haben, und glauben können, mir mit einem solchen Vorschlage kommen zu dürfen."

Er wollte mir beweisen, daß unter Freunden, die seit 20 Jahren zu einander in Beziehung gestanden haben, eine derartige Empfindlichkeit lächerlich wäre; er zitierte das Sprichwort: manus manum lavat 2c. Ich ließ ihn seine Moral auskramen und entfernte mich, um ihn nicht sobald wiederzusehen.

Unterdessen war das Verhalten des Landesbevollmächtigten erstaunlich. Einige Wochen waren verstrichen, ohne daß er irgend etwas gethan hätte.

Ich schrieb dem Herzoge und riet ihm, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Da er sich gegen die polnischen Insurgenten erklärt habe, so sei nun nötig, einen extraordinären Landtag einzuberufen, um das Vaterland vor den Revolutionären zu retten.

Der Herzog versprach, meinem Rate zu folgen und den Landtag unverzüglich auszuschreiben.*) Mittlerweile sandte er den Kanzler v. Lüdinghausen-Wolff zum Fürsten Repnin, um ihm über die von ihm ergriffenen Verteidigungs-Maßregeln und sein Projekt, auf seine Kosten noch ein Korps von 400 Jägern zu bilden, Mitteilung zu machen. Dieses feste und offene Verhalten des Herzogs konnte dem General-Gouverneur einer Grenz-Provinz nur sehr gelegen kommen. Der Fürst Repnin stattete seinem Hofe denn auch einen sehr günstigen Bericht hierüber ab.

Howen, der von allen Depeschen, die in Betreff Kurlands in Petersburg einliefen, die genaueste Kenntnis hatte, und sich mit seinem großen Projekte, die kurländische Ritterschaft zur bedingungslosen Unterwerfung zu bringen, bereits beschäftigte, hatte Mirbach aufgefordert, ihm seinen Vertrauten, den Herrn Nerger, zuzusenden. Er fürchtete, sein Projekt der Post, ja auch nur dem Papiere anzuvertrauen. Pahlen indessen, der ebenso gewandt wie Howen war, wollte ihm das Verdienst dieses Projekts entwinden und wußte durch Verweigerung eines Passes herbeizuführen, daß Nerger in Mitau bleiben mußte.

Mittlerweile hatte der Herzog eine Aufrechnung aller der Summen, die ihm alle seine Thorheiten in Warschau zu stehen

*) Vide Beilage zu diesem Kapitel. (Anmerkung des Herausgebers.)

gekommen waren, veranstaltet. Es stellte sich dabei heraus, daß sich seine Gesamt-Ausgabe auf 60 Tausend Dukaten belief. Nun verlangte er von Herrn v. Manteuffel, daß er ihm über die Verwendung des Geldes Rechnung lege. Als Herr v. Manteuffel erwiderte, daß höher gestellte Personen, welche Geldsummen erhalten, um den Herzog zu verteidigen, darüber ja keine Quittungen ausgestellt hätten, und daß der Herzog ihm auf sein Wort glauben müsse, ärgerte sich der Herzog und schrieb mir am 22. Juni, er wolle in Petersburg über Manteuffel Klage führen. Es gelang mir endlich, ihn von dieser falschen Maßregel abzubringen.

Da der Hof sich im Sommer in Zarskoje Selo aufhielt, lebte ich in Petersburg um so angenehmer, wo ich mich meiner Liebhaberei, ein zurückgezogenes Leben zu führen, hingeben konnte. Das Institut, das Haus der Prinzessin von Holstein-Beck und einige andere Häuser boten mir eine angenehme und sichere Gesellschaft. Von Zeit zu Zeit ging ich auch zum Grafen Ostermann, der von seinem Voreingenommensein gegen mich zurückgekommen zu sein schien. Er that Alles durch den Kanal von Krook, und ich hatte die Miene, mich in nichts zu mischen.

Der Großfürst, dem ich zweimal wöchentlich Berichte über die Unruhen in Polen, Litthauen und Kurland zugehen ließ, hatte die Gnade, mir über die Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit der erhaltenen Nachrichten seine Befriedigung ausdrücken zu lassen.

Unterdessen hatte die Kaiserin mehrere Regimenter in Polen unter dem Befehle des Generals Fersen vereinigen lassen, und der König von Preußen war bis Warschau vorgerückt. So konnte nicht bezweifelt werden, daß die Insurgenten trotz ihrer großen Zahl bald unterworfen sein würden. Der Fürst Sergei Golitzyn hatte sich mit 6000 Mann nach Bauske begeben, um Kurland zu decken und, sobald er Verstärkung erhalten haben würde, offensiv in Litthauen vorzugehen.

Als die Kaiserin wieder zur Stadt zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß Herr v. d. Howen bei Hofe gewesen sei und wie alle anderen Fremden der Kaiserin die Hand geküßt habe. Da Herr

v. d. Howen, ebenso wie ich, am selben Tage verpflichtet worden war, abzureisen (was er indessen nicht gethan hatte), so nahm ich für mich dieselbe Gunst in Anspruch. Zu diesem Zwecke ließ ich beim Grafen Besborodko vorsichtig anfragen, ob ich mich der Kaiserin vorstellen dürfe. Der Graf ließ mir sagen, daß ich bei Hofe erscheinen könne, zumal da die Kaiserin den Brief des Herzogs, den ich überbracht gehabt, mit Wohlwollen empfangen habe. Einer besonderen neuen Vorstellung bedürfe es nicht.

Ich ging demnach zu Hofe, wo ich an dem Tage eine überaus große Zahl von Personen traf. Als mich der Großfürst Paul erblickte, sagte er ganz laut: „Ich bin erfreut, Sie wieder bei uns zu sehen.“ Er richtete einige Fragen an mich über meine Schwiegermutter und meine Frau. Mit Howen sprach er kein Wort. Alles das wurde sofort der Kaiserin hinterbracht, die damals alle Bewegungen ihres Sohnes, mit dem sie sehr schlecht stand, beobachten ließ. Die Güte des Großfürsten diente mir nicht zur Empfehlung am Hofe der Kaiserin.

Die Nachrichten aus Polen waren anfänglich nicht sehr befriedigend. Der General Fersen faßte aber bald einen plötzlichen Entschluß, warf sich auf Kosciusko, schlug ihn gänzlich und nahm ihn mit Hilfe seiner Kosaken gefangen. Als die Insurgenten ihren Chef in den Händen der Russen sahen, verteidigten sie sich nur noch schwach. Suworow rückte, ohne seine Soldaten zu zählen, an Praga heran, griff mit seiner kleinen Zahl von Truppen die Verschanzten an und machte durch eine entsetzliche Metzelei in einer Nacht diesem schrecklichen Kriege ein Ende. Man hat ihm diese allerdings furchtbare Schlächterei zum Vorwurfe gemacht. Seine Antwort auf diese Vorwürfe war: „Wenn ich in 10 Schlachten jedesmal 2000 Mann getötet hätte, wäre kaum davon die Rede gewesen und die Greuel des Krieges hätten 2 bis 3 Jahre gedauert. Ich habe Alles mit einem Male beendet. Die Zahl der Toten ist geringer als bei der ersten Annahme und die Mächte, wie die Polen selbst, werden zur Ruhe und wohl auch zum Frieden kommen.“

Die Kaiserin war voller Freude über die wichtigen Nachrichten. Sie war für die erlittenen Beleidigungen gerächt und schickte sich an, ihrem Reiche ebenso fruchtbare wie bevölkerte Provinzen einzuverleiben.

Der unmittelbar bevorstehende gänzliche Untergang eines Landes, das ich geliebt hatte, berührte mich schmerzlich. Wenn man den Ereignissen in Polen seit der Erwählung von Stanislaus zum Könige mit Aufmerksamkeit folgte, wird man erkennen, daß die künstlichen und zugleich unrichtigen Kombinationen dieses unglücklichen Fürsten den Untergang dieses Königreichs beschleunigt haben. Er hätte den Umsturz seines Thrones verzögern können, wenn er der treue Alliierte Rußlands stets geblieben wäre.

Mit einem durch die römische Geschichte exaltierten Geiste, dabei aber ohne Charakter und gesundes Urteil, glaubte Stanislaus, daß das vorübergehende Aufbrausen, das sich seiner bisweilen bemächtigte, Mut und Genie sei. Dann wollte er in Polen eine große Rolle spielen und ließ außer Acht, daß seine Lage zwischen den drei furchtbaren Mächten, die nur ihr eigenstes Interesse im Auge hatten, ihm die Ausführung seiner Projekte unmöglich machte. Die natürliche Tapferkeit seiner Nation war dazu nicht ausreichend. Der schwache und unentschlossene Fürst hatte es nicht verstanden, diese Nation weder in Friedenszeiten zu regieren, noch im Kriege anzuführen.

Stanislaus hatte in Polen die Wissenschaften gefördert, aber zugleich jener Scheinweisheit Eingang verschafft, die sich in Indifferentismus gegen die Religion, Verachtung der Sitten der Alten und kindischer Eitelkeit, in der Verwaltung fortwährend Reformen veranstalten zu wollen, manifestierte. Jeder junge polnische Stutzer, der aus England und Frankreich heimkehrte, fühlte sich berufen, Gesetzgebung zu treiben. Die thörichte Eitelkeit dieser unwissenden, aber anspruchsvollen politischen Atome hat zur Beschleunigung der Zerstörung ihres Vaterlandes beigetragen.

Beilagen

des Herausgebers zum 3. Kapitel.

---

1. Die vom Herzoge gezeichneten Obligationen.

Wir finden unter den Papieren der Verfassers der Memoiren ein Exposé über diese Obligationen, daß wir der weitern Mitteilung für wert halten. Wer das Exposé redigiert hat, ist uns unbekannt geblieben. Es lautet in der Uebersetzung:

1. Es ist unbestritten, daß Niemand einen oneröſen Kontrakt schließt, wenn nicht das, was ihn zu solchem Kontrakte veranlaßt, der Größe des Opfers, das er zu tragen auf sich nimmt, entspricht, oder wenn nicht der Nutzen, der ihm aus dem Kontrakte erwachsen soll, als ein direktes Resultat der übernommenen Verbindlichkeit ins Auge gefaßt wird. Außer diesen beiden Fällen erkennt das Gesetz das Zurechtbestehen einer oneröſen Verbindlichkeit nicht an, wie ja auch die Klassifikation dieser Arten von Verbindlichkeiten solches konstatiert.
2. In der That lehrt die allgemeine Rechtswissenschaft, daß es nur 3 berechtigte Arten der Erwerbung einer oneröſen Obligation giebt: do ut des, do ut facias und facio ut facias. Ein oneröſer Akt, der auf keiner dieser Basis ruht, wäre eo ipso nichtig, weil er eine Wirkung ohne Ursache wäre und man gegen die Prinzipien des Rechts und der Vernunft zulassen müßte, daß Jemand sich selbst habe schaden wollen. Tritt ein solcher Fall ein, und es beruft sich eine Partei auf Ueberrumpelung oder Irrtum, so wird es Sache des Richters sein, eine Läsion anzuerkennen. Error aut dolus in pacto oneroso ex iisdem principiis ex quibus error in pacto generatim est

dijudicandus (Conf. Proleg. Jur. Gotth. Achenwald, libr. 1. § 214).

3. Wendet man nun diese allgemein anerkannten Grundsätze auf den konkreten Fall an, so ist die Frage darnach zu beantworten:

   Ist der Herzog von Kurland, der durch untergeschobene Vorspiegelungen verleitet worden ist, zwei Obligationen, eine über 110 Tausend, und die andere über 40 Tausend Thlr. Alb. zu zeichnen, verpflichtet, diesen oneröſen Verpflichtungen nachzukommen oder nicht, nachdem er entdeckt hat, daß die Motive, die angeführt worden waren, um ihn zur Zeichnung zu bringen, niemals existent gewesen sind?

4. Diese Frage ist, wenn sie so in ihrer ganzen Einfachheit gestellt wird, leicht zu beantworten. Aber es erübrigt dem Herzoge nachzuweisen, daß:

   a. man von ihm die in den Obligationen bezeichneten Summen verlangt hat, um die Garantie Rußlands zu erlangen;

   b. die Personen, die ihn veranlaßt haben, diese Obligationen zu unterschreiben, als solche anzusehen waren, die in Betreff der politischen Lage sein Vertrauen zu genießen hatten;

   c. in diesen Obligationen irgend ein Hinweis darauf enthalten gewesen sei, daß die stipulierten Summen bewilligt wurden, um die Erlangung der Garantie zu beschleunigen, und endlich

   d. Nachweise dafür vorliegen, daß die Nachsuchung der Garantie in Petersburg nicht auf die geringsten Schwierigkeiten gestoßen sei und daß folglich die dem Herzog abgepreßten Obligationen niemals den vorgeschützten Zweck und die vorgeschützte Bestimmung gehabt haben.

Den ersten Punkt beweist der Herzog dadurch, daß er die Herren v. Mirbach, v. Rüdiger, Nerger und v. d. Howen zur Aussage unter Eidesleistung auffordert.

In Bezug auf den zweiten Punkt führt der Herzog an, daß Herr v. d. Howen als Oberrat beeidigt, Herr v. Mirbach als Landesbevollmächtigter mit dem Vertrauen des Adels bekleidet ist, Herr v. Rüdiger als Sekretär der Kanzlei sein ganzes Schicksal dem Herzog verdankt und Herr Nerger als Konsulent der Ritterschaft beeidigt ist, und daß folglich alle diese Herren ihm um so mehr Vertrauen einflößen mußten, als sie direkte Beziehungen in Petersburg hatten, während der Herzog zu der Zeit sich gar keiner solchen Beziehungen erfreute. Alles das wird viel ausführlicher vor dem Relationsgerichte entwickelt werden.

Hinsichtlich des dritten Punktes beruft sich der Herzog auf den in den Obligationen angegebenen Grund (causa), und den vierten Punkt beweist der Herzog durch die ausdrücklichen Erklärungen der Beamten des Petersburger Kabinets, die versichern, daß die Garantie der Kompositions-Akte nicht auf die geringsten Schwierigkeiten gestoßen ist.

Es ergiebt sich somit evident, daß der Herzog durch eine falsche Darstellung der Sachlage, durch eine strafbare Uebertreibung illusorischer Hindernisse und erdichteter Gefahren hinters Licht geführt worden ist. Hier liegt ein Fall vor, über den das Gesetz sich ausspricht wie folgt:

> Qui fallacia quadam alterum inducit ad promittendum pacto . . . ideoque errantem laedit hinc fraudem committit . . hic errans ex eodem (pacto) obligatur . . . ideoque totum pactum est invalidum (Conf. ibid. libr. I Tit. VI § 180.)

So namhafte Summen werden nicht ohne die gebieterischsten Motive bewilligt. Die Herren v. Mirbach und v. Rüdiger mußten ihre ganze Beredtsamkeit aufbieten, um dem Herzoge die bedeutendsten Gefahren zu schildern. Extortus consensus (vi aut metu) natura-

liter est injustus . . . hinc pactum extortum . . . . invalidum (Conf. ibid. libr. I. § 118.)

Waren die geschilderten Gefahren aber nichts als Fiktionen, wird dann das Tribunal, indem es diese mala fide erschlichenen Verpflichtungen aufhebt, nicht zu gleicher Zeit in der Lage sein, den Mißbrauch des Vertrauens und die Nichtachtung des geleisteten Eides zu bestrafen? Man wird vielleicht den Einwand machen, daß alle die oben gegebenen Ausführungen, um zwingend zu sein, sich im Einklange mit dem positiven Rechte Kurlands befinden müssen. In dieser Beziehung ist der § 122 der kurländischen Statuten anzuführen, der lautet:

> Pacta et transactiones omnes, modo non sint turpes et illicitae aut fraudulentae . . . metuque extortae . . . per omnia serventur.

Man entrollte dem Herzoge ein übertriebenes und falsches Bild. Man sagte ihm, er habe zu wählen zwischen der Ungnade der Kaiserin und der Hoffnung auf die Wiederkehr ihrer Wohlgeneigtheit, zwischen der Verwerfung der Kompositions-Akte für immer oder der Bestätigung derselben (die sein Glück und das Glück seiner Familie sichern werde). So entriß man ihm das Opfer der 150 Tausend Thaler, die man, wie man vorgab, in Petersburg für diese Sache verwenden müsse.

Herr v. Rüdiger, der sich 10 Tausend Thaler für seine Reise nach Petersburg zahlen ließ, brachte dieses Resultat als ein Ultimatum seiner Konferenzen mit dem Herrn v. d. Howen zurück. Er war es, der den Herzog beschwor, baldmöglichst diese Obligationen zu unterschreiben, „wenn ihm sein Glück lieb sei", und der Herr v. Mirbach, der kurländische Landesbevollmächtigte, unterstützte auf das dringendste dieses trügerische Anverlangen, das den Herzog durch den Schein der Wahrheit in Erregung versetzen mußte.

Ein Fürst von 70 Jahren, der seine Kinder liebt und durch eine lange Reihe von Zwistigkeiten ermüdet war, mußte jedes Hindernis der endlichen Garantie der Kompositions-Akte fürchten, und

dieſe Furcht allein konnte den Herzog dazu bewegen, ſich zum Schaden ſeiner Kinder um 150 Tauſend Thaler bringen zu laſſen.

Der § 139 der kurländiſchen Statuten verordnet:

Quodsi dolo aut metu ad contrahendum inducti sumus, quodcunque inde gestum perfectumque sit, judex ratum non habebit etc. —

So iſt denn der Herzog vollkommen in ſeinem Rechte, gegen die erſchlichenen Obligationen zu proteſtieren und Herrn v. Mirbach vor das Relationsgericht zu zitieren, wenn dieſer Herr nicht vorziehen ſollte, die erwähnten Obligationen, deren Erſchleichung und Nichtigkeit ſo deutlich zu Tage liegt, zurückzuerſtatten.

Iſt ſo die Nichtigkeit des Grundes des widergeſetzlich in Anſpruch genommenen Objektes nachgewieſen, ſo bedarf es noch des Nachweiſes der Nullität der Form, um auf die ſo oft wiederholt vorgebrachte Behauptung zu antworten, „der Herzog habe vor Allem zu zahlen; ſpäter möge er ſeine Einwendungen vorbringen. In manifestis et liquidis habe man das Recht, zum Fälligkeitstermine Zahlung zu verlangen, ohne ſich durch Einwendungen des Schuldners beanſtanden zu laſſen, die meiſt nur den Zweck hätten, der Zahlung auszuweichen.“

Es iſt ja nicht zweifelhaft, daß man nach unſeren Geſetzen Erfüllung verlangen und den Schuldner zwingen kann, ſeine Wechſel und Obligationen, wenn ſie mit allen vom Geſetze vorgeſchriebenen Formen bekleidet und dadurch manifeſt und liquid geworden ſind, zu bezahlen. Wenn aber dieſe Obligationen den für Schriftſtücke dieſer Art erforderlichen Charakter durchaus garnicht an ſich tragen, ſo hat man das Recht, vorher judicis cognitionem zu verlangen. So könnte man ja damit beginnen, Jemand auf Grund ſeines falſchen Wechſels ſeines ganzen Vermögens zu berauben, was den erſten Rechtsbegriffen widerſpräche. Die Herren v. Mirbach, v. d. Howen und v. Rüdiger präſentieren die Obligationen des Herzogs und behaupten, ſie müßten sub poena executionis bezahlt werden, ohne irgend eine auf den Grund und die Art und Weiſe der Erlangung derſelben vorausgehende Beprüfung zuzulaſſen. Der Herzog aber

erwidert, daß jeder einfache Wechſel oder jede Obligation vorausſetzt, daß Valuta oder ein Aequivalent der Valuta empfangen ſind, alſo eine causa debendi vorhanden iſt. Wenn ſolche causa debendi nicht angegeben iſt, ſo kann nach gemeinem Rechte nicht mit der Exekution begonnen werden, „nam ex instrumento alias solemni executive agi nequit, si causa debendi in eo expressa non est.“

Beprüft man die dieſen Herren erteilten Obligationen, ſo wird man finden, daß ſie zweideutig, dunkel und widerſprechend ſind. Man wird auf den erſten Blick den Eindruck empfangen, daß ſie deſſen verdächtig ſind, fraude, dolo et simulatione erlangt worden zu ſein. Sie lauten:

> „Wir von Gottes Gnaden Peter ꝛc. erklären durch dieſe Obligation, daß wir dem Herrn . . . die Summe von . . . wie ein baares Darlehn zu zahlen verpflichtet ſind“ ꝛc.

Was bedeuten die Worte: „Wie ein baares Darlehn?“ Iſt es der Herzog, der ſich verpflichtet, den Herren ein Kapital zurückzuerſtatten, das ſie ihm geliehen haben, oder verſpricht der Herzog, ihnen dieſe Summe zu leihen? Die erſte Annahme iſt nicht zutreffend, da ſich die Anerkenntnis des Empfanges der Valuta nicht vorfindet. Die Herren hätten doch gewiß nicht unterlaſſen, das auszudrücken, wenn es der Fall geweſen wäre. Die zweite Annahme wird ſelbſt von den Klägern nicht ſtatuiert. So ergiebt ſich denn, daß dieſe ſonderbaren Schriftſtücke keineswegs formelle Obligationen ſind und daß ihre zweideutige und dunkle Faſſung gebieteriſch vor Allem cognitionem judicis erheiſcht.

Die letzte Zuflucht dieſer Herren könnte das Geſtändnis ſein, daß die verſprochenen Summen Gnadengeſchenke ſeien. Da aber oben nachgewieſen worden iſt, daß die Motive, die dieſe Art von Geſchenken veranlaßt haben könnten, falſch und untergeſchoben geweſen ſind, ſo ergiebt ſich daraus, daß mit der Entdeckung des Betruges auch die Verpflichtung wegfällt. (Conf. § 86 der kurl. Statuten:

> „Donationes omnes et si licitae sint tamen . . . quod fraudibus extortae“ etc. und § 88: „Quum et ob ingratitudinem donatarii . . . revocari debet donatio.“) . . .

Uns interessiert gegenwärtig weniger die Rechtsfrage, als die moralische Seite der Angelegenheit.

Eine durchaus andere Darstellung gab der Landesbevollmächtigte v. Mirbach auf dem Landtage vom März 1795. In seinem Berichte sagt er unter Anderem:

„Gleich nach dem Schlusse der Kompositions-Akte erhielt ich vom Herzoge eine bündige obligationsmäßige Verschreibung auf die Summe von 40 Tausend Rthlr. Alb. und bald darauf auch eine zweite dergleichen auf die Summe von 110 Tausend Rthlr. Alb. Da beide an mich als Landesbevollmächtigten ausgestellt sind, so wird man leicht den Zweck übersehen, zu welchem diese Summen haben dienen sollen. Das Land sollte die Folgen der schweren Kosten nicht fühlen, die der in Warschau mit dem Herzoge jahrelang geführte Prozeß verursacht hatte, Personen, die von Seiten des Landes zu gratifizieren waren, sollten davon gratifiziert werden, und die weiteren Bedürfnisse des Landes, die ich bereits voraussehen konnte, davon für die Folge bestritten werden.

Dreiviertel Jahr lang fuhr der Herzog fort, diese Verschreibungen und deren Gültigkeit fortdauernd gegen mich schriftlich und mündlich anzuerkennen. — Allein kaum war der Zweck erreicht, auf welchen diese Verschreibungen gestellt waren, und der mich nunmehr berechtigte, dem Herzoge auf die Hälfte der Summen Aufsage zu machen, als der Herzog wider alles Gefühl der Ehre sich dieser Zahlung zu entziehen suchte, — die bekannten skandalösen Szenen erregte und mich sogar, als ob ihm diese Verschreibungen dolo et metu von mir extorquiert oder abgelockt wären, vor die Relationsgerichte unserer ehemaligen Oberherrschaft ausladen ließ.

Die polnischen Unruhen, sowie die innere Lage unseres Vaterlandes seit 1½ Jahren haben die Beendigung dieser Sache weder auf die eine, noch auf die andere Art zugelassen."

Außer diesen Obligationen hat der Herzog noch ein Reversal über 100 Tausend Thlr. dem Herrn v. d. Howen erteilt. Ueber

dieſes Reverſal iſt in dem Allerhöchſten Befehl des Kaiſers Paul vom 31. Juli 1797 an den kurländiſchen Gouverneur die Rede, wo es im achten Punkte heißt:

„Den vom Geheimrat Howen geltend gemachten, aus einem vom Herzoge über 100 Tauſend Thlr. ausgeſtellten Reverſal originierenden Anſpruch, in Beziehung auf welchen der Herzog ſeine Erklärung dahin abgegeben, wie er ſolches Reverſal dem ꝛc. Howen gleichſam als Belohnung für deſſen Bemühungen bei Wahrnehmung der durch die Kompoſitions-Akte zwiſchen ihm, dem Herzoge, und der Ritterſchaft regulierten Geſchäfte ausgeſtellt habe, als einen Anſpruch anzuſehen, der keiner Befriedigung aus den Kapitalien des Herzogs unterliegt, da die Kompoſitions-Akte durch den in Kurland vorgenommenen Wechſel in der Regierung außer Wirkſamkeit geblieben und endlich ganz null und nichtig geworden iſt; in Anerkennung jedoch des vom Geheimrate Howen Unſerem Kaiſerreiche erwieſenen und an den Tag gelegten Eifers, demſelben die zur Zeit in Arrende befindlichen in Kurland belegenen Güter Suhrs und Stirben nebſt Appertinentien zum erb- und eigentümlichen Beſitz zu verleihen und dieſe von Uns dem genannten Howen hierdurch verliehenen Güter als Aequivalent für deſſen qu. Anſpruch zu betrachten."

Suhrs ein Aequivalent für 100 Tauſend Thlr.!!

Der Herr v. d. Howen hat alſo abgeſehen von Sonſtigem als Lohn für ſein Wirken ſukzeſſive die Güter Neu-Bergfried, Grenzhof (mit Fokenhof) und Suhrs erhalten!

2. Der extraordinäre Landtag im Sommer 1794.

Kaum drei Viertel Jahre vor dem letzten entscheidenden Landtage von 1795 wurde zufolge herzoglichen Ausschreibens ein extraordinärer Landtag abgehalten, der insofern für die Geschichte jener Zeit interessant ist, als auf ihm die in der kurländischen Ritterschaft herrschenden Anschauungen und Wünsche über die Zukunft des Landes deutlich zu Tage traten.

Da Cruse in seiner Geschichte Kurlands dieses Landtages nicht mit einem Worte Erwähnung thut und Richter in seiner Geschichte der Ostseeprovinzen ganz beiläufig und völlig unrichtig erzählt, dieser Landtag habe sich lediglich mit Verteidigungsmaßregeln (scil. gegen die Gefahren des polnischen Aufstandes) beschäftigt, so glauben wir eine nicht ganz unwesentliche Lücke in der Geschichts-Erzählung über diese letzte Zeit des Herzogtums Kurland auszufüllen, wenn wir genau nach den Landtagsakten berichten, was auf diesem Landtage verhandelt und beschlossen worden ist.

Der Landtag dauerte vom 30. Juni bis zum 12. Juli 1794. Er war vom Herzoge zur Beschlußfassung über „Maßregeln und Vorkehrungen, wodurch in der gegenwärtigen kritischen Lage das Wohl Unserer Fürstentümer und die Sicherheit derselben erhalten und befördert werden," einberufen worden.

Der vom Herzoge, den Oberräten und den Deputierten unterschriebene Landtagsschluß lautet in seinem entscheidenden zweiten Punkte:

> „Ihro Kaiserliche Majestät aller Reußen anzuflehen, Uns in Allerhöchst dero spezielle Protektion und Obhut bis zur wiederhergestellten Ordnung der Dinge in Polen zu nehmen und Uns bei Unserer zeitherigen Staatsverfassung zu erhalten."

In dem Antrage, der diesem Beschlusse zu Grunde lag, heißt es: „es sei die ungekränkte Aufrechterhaltung der garantierten freien Staatsverfassung dieser Fürstenthümer, gemäß den Unterwerfungsverträgen an den König und die Republik von Polen, der herzoglichen Investiturrechte, des Privilegii Nobilitatis, des Privilegii Gotthards, der Formula regiminis, der Statuten und kommissorialischen Dezisionen von 1642 und 1717, des Konferenzialschlusses von 1763 und der landtäglichen Schlüsse, der Kompositions-Akte von 1776 und der von 1793, sowie überhaupt aller Privilegien, Immunitäten und Prärogativen, tam in Ecclesiasticis quam in Politicis, von der Gerechtigkeitsliebe Ihro Kaiserlichen Majestät zu erwarten."

Als eine Diskussion darüber entstand, ob in den Landtagsschluß der Passus:

„bis zur wiederhergestellten Ordnung der Dinge in Polen" aufgenommen werden sollte oder nicht, wurde die Hochfürstliche Regierung eingeladen, auf der Landbotenstube zu erscheinen und mit der Ritter- und Landschaft zu beratschlagen. Die Regierung erschien, und „es zeigte sich," wie es in den Akten heißt, „daß dieselbe auch für den erwähnten Zusatz sei." „Es wurde noch," wie es weiter heißt, „verschiedentlich über die Sache beliberiret" und endlich von der Mehrheit beliebt, daß der Zusatz bleiben sollte.

Ueber die Frage, ob der gefaßte Beschluß dem Russischen Hofe durch eine Delegation oder durch ein Schreiben unterlegt werden solle, fiel „die Meinung dahin aus, dies durch ein Schreiben zu thun, und selbiges an des Fürsten Repnin Durchlaucht zu adressieren, in der Voraussetzung, daß Se. Hochfürstliche Durchlaucht in dieser Sache mit der Ritter- und Landschaft gemeinsam agiren werde." Der Kanzler Baron Lüdinghausen-Wolff erklärte darauf: „Se. Durchlaucht der Herzog wäre höheren Orts dahin gewiesen, Alles an den Fürsten Repnin gelangen zu lassen. Ihrer Meinung nach wäre dies auch für die Ritter- und Landschaft das zweckmäßigste."

Die Deputation berichtete bald darauf dem Landtage, daß der Fürst Repnin erwidert habe, „er versichere im Namen Ihrer

Majestät, daß es Höchstderselben Absicht wäre, uns nicht allein bei unseren Privilegien und Rechten zu behalten, sondern uns auch bei den jetzigen Umständen nach Möglichkeit zu schützen."

So hatte denn der Landtag in vollständigem Einverständnisse mit dem Herzoge und den Oberräten gehandelt, und es schien eine allgemeine Einmütigkeit zu walten. Sie war indessen nur eine scheinbare.

Die Landtagsakten geben keinen Aufschluß darüber, welche Stellung der Landesbevollmächtigte zu diesem Beschlusse und dem Vorgehen des Landtages einnahm. Sehr bald zeigte sich, daß hier ein Gegensatz vorhanden war. Der Deputierte von Doblen, Ernst Johann v. Medem, gab zu Protokoll:

> Nachdem in der für das Vaterland so wichtigen Angelegenheit auf diesem Landtage eine so erfreuliche Harmonie geherrscht habe, sei in der kritischen Situation das „fernere Benehmen des Herrn Landesbevollmächtigten für uns ein interessanter Gegenstand". Die generelle Vollmacht, die der vorige Landtag ihm erteilt habe, könne unter solchen Umständen ihm nicht aufgebürdet, es müsse ihm vielmehr aufgetragen werden, bis zum ordinären Landtage „auch garnichts ohne Zuziehung der Ritter- und Landschaft zu unternehmen." Er hoffe, der Landesbevollmächtigte werde diese Einschränkung selbst akzeptieren. Wolle derselbe aber diesen Plan nicht annehmen, so sei er genötigt, Namens seines Kirchspiels zu erklären, daß er keinen einseitigen und willkürlichen Demarchen nachgeben, vielmehr seinem Kirchspiele alle ihm zustehenden Rechte in jedem Falle sich reservieren und wider alles einseitige Benehmen sich hiermit ausdrücklich bewahren wolle.

Dieser Erklärung schlossen sich sofort eine Anzahl Deputierte an und zwar: Saß-Scheden, Sacken-Paddern, Geheimrat Wilh. Ernst Grotthuß, Albedyl, Roenne-Oxeln, Sacken-Senten, Diedr. Ernst Schöppingk-Bornsmünde, Roenne-Bershof, Lieven-Dünhof und Merzendorf, Joh. Ulr. Grotthuß, Fircks-Lesten und Korff-Rengenhof.

Der Landesbevollmächtigte sah, wie es scheint, in dieser Erklärung ein Mißtrauens-Votum und gab die Erklärung ab:

„Da er vom letzten Landtage eine bis zum nächsten ordinären Landtage giltige Instruktion erhalten habe, so könne dieselbe auf dem jetzigen Landtage weder erweitert noch restringieret werden."

Der Gegensatz war zu Tage getreten und mußte nun zum Austrage gebracht werden. Die Kandauschen Deputierten, Roenne-Oxeln und Sacken-Senten, stellten den förmlichen Antrag, in den Landtagsschluß folgenden Zusatz aufzunehmen:

„Da die gegenwärtige Lage des geliebten Vaterlandes außerordentlich kritisch ist und dabei jeder Schritt von den wichtigsten Folgen sein muß, so haben wir beschlossen, bei allen Ereignissen nichts ohne Vorwissen sämtlicher Kirchspiele zu thun und thun zu lassen.

Wir tragen derowegen dem Landesbevollmächtigten hiermit ausdrücklich auf, von allen Vorfällen, die die Staatsverfassung und Wohlfahrt dieser Herzogtümer betreffen, ohne allen Verzug sowohl die Hochfürstliche Regierung als auch durch die Korrespondenten in den Kirchspielen die Ritter- und Landschaft zu benachrichtigen und keine Maßregeln vorher zu ergreifen, die nicht zuvor von der ganzen Ritter- und Landschaft gebilligt oder beliebt worden."

Der Mitdeputierte des Landesbevollmächtigten (für das Kirchspiel Frauenburg) Gohr auf Subern trat für seine Person diesem Antrage bei, und der Deputierte von Talsen, Fircks-Wandsen zeigte an, er werde dieses seinem Kirchspiele unterlegen. Der Landbotenmarschall ließ nun über die Frage abstimmen:

„Soll der von den Kandauschen Deputierten zum Diario gegebene Punkt dem landtäglichen Schlusse inseriert werden?"

wobei sich ergab, daß die Frage durch die Mehrheit verneinend beantwortet wurde.

Der Versuch, die Befugnisse des Landesbevollmächtigten in der kritischen Lage des Landes einzuschränken, war somit mißlungen und der Koalition Howen, Mirbach 2c. freies Feld gelassen.

5. Die kurländischen Auffassungen über die Zukunft des Landes gegen das Ende des Jahres 1794 und zu Anfang des Jahres 1795.

In den nachgelassenen Papieren des Verfassers der Memoiren finden sich einige, leider nur wenige, Konzepte zu Briefen, die ein Streiflicht auf die Anschauungen und Aussichten in Betreff dessen, wie man sich die Zukunft des Landes dachte, werfen. Die Landtagsakten allein geben kein genügendes Bild der öffentlichen Meinung des Landes in jener Zeit. Vielleicht finden sich in Briefladen und sonst im Privatbesitze Briefschaften und Notizen, die hierüber mehr Aufschluß geben.

Einstweilen geben wir die erwähnten Konzepte hier wieder:

1. In einem Briefe des Verfassers der Memoiren an den Herzog vom 15. November 1794 ist zu lesen:

> La crise, qui va changer la situation politique de la Pologne, ne pourra qu'influer sur les rapports de la Courlande à l'égard de la suzeraineté et c'est peut-être l'époque la plus importante pour notre patrie. V. A. S. saisira certainement cette observation dans toute son étendue et Sa sagesse Lui fera voir les resultats les plus éloignés, mais intimement liés à cet objet intéressant. Si jamais une attention approfondie fut nécessaire, c'est bien dans ce moment decisif, ou le développement s'approche à grands pas.

2. Am 18. November 1794 schreibt der Herzog an den Vize-Kanzler (der Brief ist offenbar von Heyking redigiert):

> Je m'empresse de m'adresser à ce sujet directement à V. E., afin d'apprendre, si le moment propice et tant desiré est déjà arrivé, et si nous pouvons nous occuper

finalement de l'heureuse soumission féodale de la Courlande au sceptre glorieux de l'immortelle Catherine.

3. In einem Briefe vom Dezember 1794 wird ausgeführt:

„Le premier objet de notre sollicitude est de savoir, si S. M. J. juge le moment actuel propre à convoquer déjà la diète ordinaire, afin d'effectuer sans délai l'heureuse soumission féodale de la Courlande au sceptre glorieux de l'immortelle Catherine? Le second objet serait d'apprendre, si cette auguste souveraine consent à la nomination de 4 députés, savoir de deux de la part du Duc et deux de celle de l'ordre equestre, pour porter aux pieds de son trône les voeux de la Courlande et pour traiter selon l'usage à Petersbourg avec les commissaires, que S. M. J. daignera nommer à ce sujet des bases et des conditions féodales, ainsi que pour arreter définitivement la teneur des lettres d'Investiture et celles des Pactes de sujetion."

4. Am 21. Februar 1795, als die vorher angeführten Briefe einfach unbeantwortet geblieben waren, schreibt der Herzog an den Vize-Kanzler Ostermann:

„J'ose répondre à V. E. sur ma vie, mon honneur et mes biens, qu'il n'existent en Courlande deux partis pour tout ce qui est relatif à la sujétion de ces Duchés au sceptre glorieux, que nous reclamons tous itérativement sans nulles autres conditions que celles, que la justice et la magnanimité de l'immortelle Catherine daignera nous accorder."

Viertes Kapitel.

Die Unterwerfung Kurlands unter Rußland.

Die gänzliche Niederlage der Polen zwang die Bürger Kurlands, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Sie unterwarfen sich, wenn auch widerwillig, dem Herzoge und der Regierung, die soeben zu Gunsten der gerechten Ansprüche des Handwerkerstandes entschieden hatte. Dieser Stand hatte seit langer Zeit verlangt, daß zwei Repräsentanten desselben zum Magistrate der Stadt Mitau zugelassen würden, damit die Handwerker nicht von der Klasse der Kaufleute unterdrückt würden. Die Kaufleute dagegen, die die Handwerker geringschätzten, hatten für sich das ausschließliche Recht, den Magistrat zu bilden, in Anspruch genommen.

Sonderbarer Widerspruch mit den Lehren der Neuerer! Sie schrieben das Losungswort: „Gleichheit der Rechte des Adels und des Bürgerstandes“ auf ihre Fahnen und bekämpften gleichzeitig den Wunsch ihrer Mitbürger einer anderen Klasse auf Grund ihrer angeblichen Privilegien! Die wenn auch geschlagene, so doch nicht vernichtete Bürger-Union setzte ihre Hoffnung noch auf ihren Protektor Howen, der ihr vollen Ersatz versprochen hatte, sobald nur die nahe bevorstehende Regelung der Verhältnisse Kurlands eingetreten sein würde. Man sandte ihm viel Geld, aber immer nicht genug, um seine unersättlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Er schuldete in Petersburg 50 Tausend Rubel, die er auf die Obligation des Herzogs (vide oben) angeliehen hatte. Da der Herzog sich beharrlich weigerte, sein Versprechen zu erfüllen, so war Howen in die größte Verlegenheit geraten. Da entschloß er sich, um den Versuch zu machen, sich aus der schlimmen Lage zu ziehen, plötzlich

nach Riga zu kommen und hier seine Kreaturen aus dem Adel, wie aus dem Bürgerstande um sich zu versammeln. Nach einigen geheimen Konferenzen richtete er an das Land ein Deliberatorium*), in dem er den kurländischen Adel aufforderte, zu erklären: „daß Polen, da es die mit Kurland geschlossenen Pakten gebrochen und seine politische Existenz verloren habe, weder rechtlich noch faktisch die Suzeränität über Kurland mehr besitze, und daß man daher infolgedessen sofort eine Deputation nach Petersburg entsenden müsse, um Ihre Majestät die Kaiserin anzuflehen, Kurland unter ihre Herrschaft zu nehmen, wobei sie geruhen wolle, ein oberstes Tribunal und einige andere Prärogative zu gewähren."

Howen kannte seine Leute. Er versprach den Einen Stellen in dem erträumten Tribunale, den Anderen Arrendegüter und den Bürgern die Anerkennung ihrer angeblichen Privilegien. Und so erzielte er den Erfolg, daß man in den Kirchspielen laut verlangte, sobald als irgend möglich einen Landtag abzuhalten und vor Allem, Howen zum Chef der nach Petersburg zu entsendenden Deputation zu ernennen.**)

Der Herzog, der durch dieses Deliberatorium überrascht und zugleich überzeugt war, daß der Antrag ohne Wissen des Petersburger Hofes gestellt worden sei, schrieb dem Grafen Ostermann,

*) Deliberatorium war der technische Ausdruck für einen Antrag, der in den Kirchspielen beraten werden sollte, um die Deputierten durch Instruktionen mit dem Willen ihrer Wähler bekannt zu machen.

**) Das erwähnte Deliberatorium vom 19. Nov. 1794 enthielt den Vorschlag, die Kaiserin zu bitten, die jetzt regierende fürstliche Familie bei ihren Rechten, wie auch alle Bewohner des Landes bei ihren Rechten, Freiheiten, Gesetzen und Gebräuchen ꝛc. zu erhalten. Auch war immer nur von der kaiserlichen Ober- und Schutzherrschaft die Rede. Bereits am 15. Januar 1795 erließ aber Howen einen Anhang zu diesem Deliberatorium, in dem ausgeführt wird, wie „lächerlich" es wäre, mit der Kaiserin „über Bedingungen traktieren zu wollen." Die Verheißungen vom 19. November 1794 waren somit in zwei Monaten zu „Lächerlichkeiten" geworden und die Bedeutung des Deliberatoriums von dem Urheber desselben selbst in ihr wahres Licht gestellt worden. (Anmerkung des Herausgebers.)

indem er ihm sein äußerstes Erstaunen über den verfrühten Schritt ausdrückte. Die kurländische Regierung setzte dem Minister ebenfalls in energischen Worten auseinander, wie wenig das Deliberatorium am Platze wäre.

Die Kaiserin, die ihre Würde nie verleugnete, fühlte sehr wohl, das das Vorgehen Howen's ganz das Aussehen einer gegen seinen regierenden und von Rußland noch als legitim anerkannten Landesfürsten gerichteten revolutionären Maßregel an sich trug. Infolgedessen befahl sie dem Grafen Ostermann, folgenden Brief an den Herzog zu richten, den ich als ein Zeugnis für den feinen Takt hier anführe, den die große Katharina bei allen ihren politischen Aktionen zu beobachten pflegte:

Monseigneur

J'ai mis sous les yeux de l'Impératrice la lettre, que Votre Altesse m'a fait l'honneur de m'écrire le 30 de mois passé et c'est par ordre exprés de Sa Majesté Impériale, que je m'empresse d'y répondre. La situation actuelle des affaires de Pologne justifie à tous égards aux yeux de l'Impératrice la sollicitude, que V. A. vient de témoigner dans la lettre, et la demande de la noblesse de Courlande, qui l'avait précédée. Aussi Sa Majesté Imperiale a-t-Elle pesé dans sa sagesse l'indispensable nécessité de regler sans perte de temps un objet aussi important et de se concerter nommément avec V. A. sur tout ce qui pourra être relatif aux intérets et au bien être futur des Etats de Courlande et de Semgalle. Elle se rappelle à cette occasion, que Vous même, Monseigneur, avez desiré à différentes reprises de venir à Sa Cour. S. M. J. Vous invite en conséquence de Vous mettre le plutôt possible en route pour St. Petersbourg, afin que l'on puisse discuter et arranger directement avec Votre Altesse cette importante affaire.

M. le General et Gouverneur B. de Pahlen, qui aura l'honneur de Lui remettre cette lettre, a déjà reçu les Ordres et les Instructions nécessaires pour la commodité de Son Voyage et c'est moi qui m'occupe à préparer à V. A. un hôtel, ou Elle puisse mettre pied à terre en arrivant.

J'ai l'honneur d'être avec les sentiments de la plus haute considération etc.

St. Petersbourg le 20. Decembre 1794.

Der Graf Oſtermann fügte dieſem offiziellen Schreiben einen Privatbrief hinzu, in dem er dem Herzoge mitteilte, daß ſein, des Grafen Haus an der Newa, für ihn und ſeine Kavaliere eingerichtet ſei und daß auch dieſe Mitteilung auf Befehl Ihrer Majeſtät geſchehe.

Es lag nahe, daß der Herzog mich, als ſeinen Groß-Stallmeiſter, mit allen auf ſeinen Aufenhalt in Petersburg Bezug habenden Vorbereitungen beauftragen würde. Krook, in der Beſorgnis, daß ihm die Nebenvorteile entgehen könnten, auf die er rechnete, bemühte ſich nun, mich zu entfernen, ja ſogar mit dem Grafen Oſtermann zu entzweien. Da ich die geheime Triebfeder ſeines Verhaltens bald erkannte, beeilte ich mich, ihn zu beruhigen, indem ich ihm mein Wort gab, daß ich keinerlei Einkäufe für den Herzog machen und mich in ſeine Oekonomie nicht miſchen, vielmehr ihm, Krook, oder wem ſonſt, das Detail aller dieſer Dinge, von denen ich nichts verſtände und mit denen ich mich niemals befaßt hätte, überlaſſen würde.

Ich komme nun zur Beleuchtung der Intrigue Howen's und ſeiner Anhänger. Ihr einziges Ziel, nach dem ſie ſtrebten, war, aus den Umſtänden für ſich einen möglichſt großen Gewinn zu ziehen, dem Herzoge Vor-Kontrakte über Arrende-Güter*) abzupreſſen und ſich am ruſſiſchen Hofe zur Geltung dadurch zu bringen, daß ſie ihren Eifer, Kurland ſchleunigſt und ohne Bedingung zu unterwerfen, an den Tag legten.

*) Es handelt ſich hier um die kurländiſchen Domänen, nicht um die Allodial-Güter des Herzogs, wie man irrtümlicher Weiſe neuerdings gemeint hat. (Anmerkung des Herausgebers.)

Der Herzog, von einer Krankheit kaum genesen, machte sich nach Petersburg auf, wo er am 7. Februar 1795 eintraf. In seinem Gefolge waren der Kanzler Baron Lüdinghausen-Wolff, der Landmarschall Schöppingk, der Landrat Fircks, der Oberforstmeister Derschau, der herzogliche Oberstlieutenant Driesen, ein deutscher Sekretär und eine große Zahl von Dienern. Er hatte mir aufgetragen, auch in das Haus des Grafen Ostermann überzusiedeln, um zur Hand zu sein, wenn plötzlich Noten, Briefe, Memoires 2c. abzufassen wären. So unbequem es mir auch war, von meiner Familie getrennt, in einem fremden Hause beengt zu wohnen, so hielt ich doch für meine Pflicht, dem Verlangen des Herzogs nachzukommen.

Howen, der die Anwesenheit des Herzogs in Petersburg fürchtete, war ihm dadurch zuvorgekommen, daß er sich laut beklagte, der Herzog wolle ihm die versprochenen 100 Tausend Thaler immer noch nicht bezahlen. In dieser Beziehung fand er indessen keine offene Unterstützung. Aus sicherer Quelle weiß ich aber, daß Subow indirekt und durch die Vermittelung Markow's das Projekt Howens, der die freiwillige und gänzlich bedingungslose Unterwerfung Kurlands unter Rußland herbeizuführen versprochen, gebilligt hatte.

Diese geheime Billigung, von der sogar der Vize-Kanzler Graf Ostermann nichts wußte, erklärt alle die offenbaren Widersprüche, die dem Herzoge, dem gesunden Teile des Adels und dem Publikum entgegentraten. Man weiß ja, daß Monarchen bisweilen im Geheimen Maßregeln billigen, die sie zu mißbilligen die Miene annehmen und die sie sogar verleugnen, wenn sie mißlungen oder nicht vollständig nach ihrem Gefallen geglückt sind.

Darin liegt auch der Schlüssel zum Verständnisse des Verhaltens des Herrn v. d. Howen. Es hat ihm einerseits die schöne Besitzung Grenzhof und andererseits den Vorwurf, Kurland verkauft zu haben, eingebracht. Man hat mich seinem Ruhme zugesellen wollen.*) Ich mache ihm den alleinigen Ruhm nicht streitig und will an ihm

*) Masson: Memoires secrets sur la Russie.

durchaus nicht teilnehmen. Es ist ja wahr, daß ich an der Unterwerfung Kurlands mitgearbeitet habe. Aber das habe ich ausschließlich auf Befehl und im Namen des Herzogs gethan. Und was die Unterwerfung Piltens betrifft, so erhielt mein Kollege Herr v. Korff in dieser Beziehung die Allodifikation des Gutes Gawesen und den Titel: „Geheimrat," während ich, wie die anderen kurländischen Deputierten, nur eine Tabatière bekam.

Man wird vielleicht fragen, warum das russische Kabinet das Projekt Howen's dem Vorschlage des Herzogs und der Regierung, die ja ebenfalls eine Unterwerfung Kurlands antrugen, vorzog. Die Antwort ist einfach die, daß der Herzog und die Regierung anfänglich nur von einer bedingten Unterwerfung gesprochen hatten, ohne die Entwickelung hinzuzufügen, die Howen seinem Plane gegeben hatte.

Wenn die Unterwerfung Kurlands, sagte dieser in seinem geheimen Memoire, eine freiwillige ist und ohne Bedingung von der Ritterschaft selbst angeboten wird, so kann der preußische Hof kein Aequivalent von Rußland verlangen. So ist die Form hier, fügte er hinzu, von wesentlicher Bedeutung. Diese politische Erwägung entsprach ganz den Anschauungen der Kaiserin. Aber sie wollte keineswegs den Schein bieten, als ob sie irgend ein Gewicht darauf lege. Subow führte durch Vermittelung von Markow diese ganze Angelegenheit nur mündlich, und wenn Pahlen die Ordre hatte, in Verbindung mit Howen zu handeln, so war er zugleich beauftragt, ihn zu überwachen. Die Kaiserin empfing unterdessen den Herzog mit der größten Auszeichnung. Der Großfürst Paul that dasselbe, lud ihn zum Diner ein und unterhielt sich mit ihm ohne Zeugen eine Stunde lang. Der Herzog schien, als er von dem Diner kam, entzückt, rief mich in sein Kabinet und sagte mir: „Wie sind Sie glücklich, Sr. kaiserlichen Hoheit eine so lebhafte Sympathie für sich eingeflößt zu haben. Der Großfürst hat mir buchstäblich gesagt: „Ich gratuliere Ihnen, daß Sie einen Mann wie den Herrn v. Heyking um sich haben, und ich empfehle Ihnen, seinem Rate zu folgen. Denn er verbindet mit dem reinsten Eifer die Klugheit und die Einsicht, die für den Erfolg in Ihrer

Angelegenheit in der kritischen Lage, in der Sie sich befinden, so nötig sind." Ich werde diese Güte des Großfürsten Paul niemals vergessen. Sie kam aus seinem Herzen. Ich hatte diese seine Empfehlung niemals weder direkt noch indirekt erbeten.

Mittlerweile erregte Mirbach, der sich von Howen leiten ließ, den Adel gegen den Herzog und wollte, daß die Ritterschaft erkläre: „Nachdem die suzeräne Macht Polen zu existieren aufgehört hat, ist die Ritterschaft in den Besitz ihrer ursprünglichen Rechte getreten und kann sich daher direkt Rußland unterwerfen, ohne daß nötig wäre, zusammen mit dem Herzoge zu handeln."

Als der Herzog diese von einer Menge demütigender Neben-Umstände für ihn begleitete kränkende Nachricht erhielt, war er durch sie lebhaft erschüttert. Nach einer Beratung mit den Herren v. Lüdinghausen-Wolff und v. Schöppingk wurde beschlossen, daß der Herzog dem Ministerium ein eingehendes Memoire verabreichen solle. Ich wurde beauftragt, es zu verfassen.

Ich will hier einige Abschnitte dieses Memoire's wiedergeben, die ein genügendes Licht über den Gegenstand, den ich behandelte, verbreiten werden:*)

„Wenn ich meinerseits bereits seit mehreren Monaten feierlich den Wunsch kundgegeben habe, Kurland unter den Schutz Ihrer Kaiserlichen Majestät zu begeben, und wenn dieser Wunsch in ganz Kurland gehegt wird, mit welchem Rechte wagt Herr v. d. Howen, die Ritterschaft zu verleumden und von zwei Parteien zu sprechen? Dieser tief unmoralische Mensch sucht fortwährend die allgemeine Eintracht zu trüben, um seine Privat-Interessen zu fördern.

Die Kompositions-Akte, die in Kurland alle früheren Differenzen beseitigt hat, ist für ihn ein neues Mittel zur Wiederherstellung seines zerrütteten Vermögens geworden. Anfänglich polemisierte er im Publikum gegen diese Akte, während er mir unter der Hand beibringen ließ, er wolle übernehmen, die Garantie in Petersburg

*) Das Memoire trug einen offiziellen Charakter; es war vom 21. Februar 1895 datiert und wurde durch den Herrn v. Driesen dem Vize-Kanzler überreicht.

zu beschaffen, wenn ich ihn zu meinem Bevollmächtigten ernennen und demgemäß bezahlen wolle.

Uebel beraten, ging ich in die Falle. Aber kaum hatte Herr v. d. Howen das verabredete Geld erhalten, als er sich des Charakters, mit dem ich ihn bekleidet hatte, bediente, um mein Vertrauen zu mißbrauchen und meine wichtigsten Interessen zu verraten. Ich hatte ihm besonders aufgetragen, alle Sorge darauf zu verwenden, das hohe Wohlwollen und den Schutz Ihrer Kaiserlichen Majestät wieder zu erlangen. Ich überlasse Ew. Exzellenz und dem ganzen Ministerium Rußlands zu beurteilen, in welcher Weise er meine Wünsche und Instruktionen erfüllt hat. Dieses Verhalten des Herrn v. d. Howen war um so verbrecherischer, als er als Oberrat den Eid geleistet hat, meine Interessen, meine Person und meine Ehre zu verteidigen.

Es würde zu weit führen, alle Fäden dieser verabscheuungswürdigen Kabale, die mit ebensoviel Arglist als Kühnheit gesponnen worden ist, zu zeigen. Aber die Achtung vor der Wahrheit zwingt mich, Ew. Exzellenz zu beschwören, die erleuchtete Gerechtigkeit Ihrer Kaiserlichen Majestät anzurufen, daß Ihre Weisheit und Macht durch ein Wort dem Unterfangen eines Individuums Einhalt thue, das sich nach revolutionären Maximen als Chef einer Partei aufthut in einem Lande, das seinen Fürsten, seine Verfassung und seine Regierung hat und der gefährlichen Erscheinung von Faktionen wahrlich nicht bedarf, zumal in einem Momente, wo nichts außergewöhnliche Maßregeln, die nur das geheiligte Ziel, das wir alle im Auge haben, zu verrücken im Stande sind, empfiehlt.

Wollen Sie, Herr Graf, diese meine Vorstellungen und ehrfurchtsvollen Bitten Ihrer Kaiserlichen Majestät zu Füßen legen ꝛc."

Der Vize-Kanzler ließ dem Herzoge mündlich ungefähr mit folgenden Worten antworten: „Ihre Majestät werde alle von Sr. Durchlaucht erörterten Dinge in Erwägung ziehen und erwarte, daß die Maßregeln, die man in Kurland ergreifen werde, den

Charakter der Eintracht und verfassungsmäßigen Gesetzlichkeit haben werden."

Wir machten den Herzog auf die Notwendigkeit aufmerksam, einen extraordinären Landtag einzuberufen. Der Herzog gab unseren Vorstellungen nach, aber er wollte durchaus, daß Howen und seine Partei von der Deputation ausgeschlossen werde, die man nach Petersburg entsenden müsse. Er trug mir auf, dem Vize-Kanzler und dem Grafen Subow, der sozusagen der Haupt-Minister der Kaiserin geworden war, hierüber zu schreiben.

Der Graf Subow antwortete dem Herzoge, daß er am nächsten Sonntag sich mit den Herren Oberräten über die kurländischen Angelegenheiten gern unterhalten wolle.

Ich mußte in der Eile die Instruktionen, die der Herzog diesen Herren nach Mitau mitgeben wollte*), ins Französische übersetzen, und da der Herzog fürchtete, der Vize-Kanzler könnte übelnehmen,

*) In der Instruktion, die der Herzog von Petersburg aus am $\frac{22. \text{ Februar}}{7. \text{ März}}$ 1795 an seine Regierung erließ, und die die beiden nach Mitau reisenden Oberräte v. Lüdinghausen-Wolff und v. Schöppingk mitnahmen, heißt es unter anderm wörtlich:

1. Sie werden Ihren Einfluß und Ihr Ansehen dahin verwenden, daß die mit Ihrem Beirate und Ihrer Zustimmung intendierte Unterwerfung an Rußland auf dem in dieser einzigen Absicht ausgeschriebenen Landtage in vollem Vertrauen auf die Gnade, Großmut und Gerechtigkeit der Selbstherrscherin des russischen Reichs ganz ohne Bedingungen und einmütig geschehe.
2. Sobald als mit der Ritter- und Landschaft die nötige Uebereinkunft hierüber getroffen worden, so werden Sie dahin bedacht sein, daß Ihre Kaiserliche Majestät aller Reußen durch eine zu erwählende Delegation aufs feierlichste angefleht werde, Allerhöchstsich diese Unterwerfung auf immerwährende Zeiten huldreichst gefallen zu lassen und die Oberherrschaft über diese Herzogtümer Kurland und Semgallen in Gnaden zu übernehmen.
3. Alles dieses wäre sogleich durch einen abzufassenden landtäglichen Schluß gewöhnlicher Maßen festzusetzen und sodann zu meiner Kenntnis und Unterschrift durch einen Kurier an mich zu bringen. (Anmerkung des Herausgebers.)

wenn die Mitteilung der Instruktionen an Subow allein (nicht auch an ihn) erginge, übersandte er ihm eine deutsche Kopie derselben.

Der Graf Subow schien das verfassungsmäßige Vorgehen des Herzogs zu billigen und sagte den Herren v. Lüdinghausen-Wolff und von Schöppingk verbindliche Worte. Er schien auch mit ihren Maßregeln und ihrer Rückkehr nach Mitau einverstanden zu sein. Kaum waren sie aber in Riga angekommen, als sie erfuhren, daß Pahlen von Subow den geheimen Auftrag erhalten hatte, auch nach Mitau zu gehen, um dort dahin zu wirken, daß die Unterwerfung nach dem Plane Howens vollzogen und Howen zum Chef der kurländischen Deputation ernannt werde.

Ich erhielt um diese Zeit eine Staffette von der piltenschen Ritterschaft, die mir das schmeichelhafte Vertrauen erwies, mich zu bitten, ihr konfidentieller Weise meine Ideen über die in einer so schwierigen Lage für das Heil der Zukunft zu ergreifenden Maßregeln mitzuteilen, zugleich aber die Funktion ihres Delegierten in Petersburg für den Akt der Unterwerfung auf mich zu nehmen. Man bemerkte mir zugleich, in einem Privatbriefe, daß es einzelne Personen in der Ritterschaft gebe, die zu Preußen hinneigten. Man bat mich, ein motiviertes Gutachten über die Gründe abzugeben, die uns für Rußland zu bestimmen hätten, und den Weg zu bezeichnen, den man in dieser Beziehung einzuschlagen habe. Ich sprach mit dem Herzog über den mir gemachten Vorschlag und bat ihn um die Erlaubnis, die Funktionen eines piltenschen Delegierten annehmen zu dürfen. Er antwortete mir, er sei über dieses Zeichen des Vertrauens erfreut, daß mir eine Ritterschaft erweise, die sich stets durch eine Gesinnung ausgezeichnet habe, die über kleine Intriguen erhaben gewesen sei. So nahm ich denn die Funktion eines Repräsentanten eines Adels an, der durch den Untergang Polens, von dem er unmittelbar abhing, faktisch ganz unabhängig geworden war.*) Ich wurde in Gemeinschaft mit dem Landrat

*) Es lag auf der Hand, daß Pilten sich nur dem Schritte anschließen konnte, den Kurland einschlagen würde. (Anmerkung des Herausgebers.)

v. Korff ernannt. Als er angekommen war, legitimierten wir uns durch Ueberweisung unserer Ueberweisungs-Schreiben an den Vize-Kanzler Grafen Ostermann, wie nicht minder durch Ueberweisung anderer Schreiben an die Grafen Subow und Markow.

So ruhig der piltensche Landtag verlief, so stürmisch war der kurländische. Baron Lüdinghausen-Wolff, der über das Verhalten des Herrn v. d. Howen entrüstet war, forderte ihn zum Duell heraus. Dieser folgte der Forderung aber nicht, sondern erhob bei der Regierung, wie beim russischen Minister-Residenten Klage. Herr v. Wolff behauptete dagegen, um sich aus dieser allerdings etwas gewagten Affäre zu ziehen, nur Furcht könne den Herrn v. d. Howen dazu gebracht haben, in dem Billete, das er erhalten, einen Sinn herauszufinden, der in ihm nicht gelegen habe. Er, Wolff, habe Howen einfach eingeladen, sich an einem nahe bei der Stadt belegenen Orte, der den Namen Rom führte, einzufinden, um sich mit ihm unter vier Augen über die kurländischen Angelegenheiten zu unterhalten. In seinem Billete habe er weder das Wort „Degen" noch „Pistolen" gebraucht und keine andere Absicht gehabt, wie er sich ironisch ausdrückte, als dem Herrn v. d. Howen reelle Beweise seiner tiefen Gefühle für ihn zu geben.

Howen erhob ein Geschrei, man sei ihm nur deshalb so feindlich gesinnt, weil er Rußland so sehr ergeben sei; er habe die Forderung für den Moment nicht angenommen, weil er das Werk vollenden wolle, daß das Glück seines Vaterlandes begründen werde.

Pahlen legte die Sache endlich bei, wobei er für sich Vorteil zog. Da er besorgte, Howen würde alles Verdienst um die Unterwerfung allein genießen, so kam ihm nicht ungelegen, daß Howen aus der Affäre etwas befleckt hervorging. Pahlen hatte immerhin die Rolle des Vermittlers durchgeführt und sich dadurch bei seinem Hofe, wie in Kurland ein Verdienst gemacht.

Dabei erinnere ich mich eines Wortes, das Pahlen erfunden hat, und das damals am Hofe in Petersburg wie in den Provinzen viel besprochen wurde. Man sprach eines Tages mit Pahlen über einen Mann voller Geist und Bildung, der niemals dazu hatte

gelangen können, sein Glück zu machen. „Was mich betrifft," erwiderte Pahlen, „so habe ich nicht Philosophie, wohl aber die Pfiffigologie studiert, und Sie sehen, ich habe ein ganz anständiges Vermögen und einen angesehenen Rang erlangt. Glauben Sie mir, die meisten Gelehrten sind Dummköpfe und ohne Pfiffigologie kommt man niemals zu was." Da dieses Wort mehrmals bei Hofe unter Paul wiederholt worden war, so sagte der Großfürst Konstantin von einem Menschen, den er als gefährlich bezeichnen wollte: „Der Mann hat mit Pahlen zusammen Pfiffigologie studiert; man muß sich vor ihm in Acht nehmen."

Howen's Intriguen rissen den kurländischen Landtag fort. Er wurde zum Chef der aus 6 Personen bestehenden Delegation ernannt. Diese Delegation traf endlich in Petersburg ein, nachdem die Ritterschaft in Betreff der Unterwerfung ein für die herzogliche Würde so kränkendes Manifest erlassen hatte, daß die Herren v. Lüdinghausen-Wolff und v. Schöppingk als Oberräte sich weigerten, es zu unterschreiben. Howen ermangelte nicht, sie am Hofe von Petersburg als Feinde Rußlands anzuschwärzen. Der Herzog ließ aber ihre Deklaration dem Grafen Subow und dem Vize-Kanzler Grafen Ostermann zugehen und sie erhielten infolgedessen von der Kaiserin ebenso, wie alle Delegierten Kurlands und Piltens, Geschenke.

Pahlen, der wußte, wie die Kaiserin dachte, sah ein, daß die Handlungsweise dieser beiden Herren ihr keineswegs mißfallen, vielmehr ihre geheime Billigung erfahren würde. So spielte er denn den Unparteiischen und stellte sich so dar, als ob er sich gezwungen sähe, den der Heiligkeit der Unterthan-Pflichten entsprechenden Gefühlen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Durch dieses gewandte Verhalten gewann Pahlen den Beifall der Kaiserin, vermehrte die Achtung, die sie ihm zollte, und verminderte das Interesse, das Howen für sich durch eine absolute Hintansetzung aller Rücksichten einzuflößen sich die äußerste Mühe gab.

Die kurländische Deputation war beauftragt worden, sich in corpore zum Herzoge zu begeben, um ihm zu erklären, daß die Bande, die durch den Eid zwischen dem Herzoge und der Ritter-

ſchaft beſtanden haben, infolge der durch höhere Gewalt eingetretenen Umſtände als gelöſt zu betrachten ſeien und daß durch die Zerſtörung der Suzeränität Polens auch die rechtliche Exiſtenz des Vaſallen-Fürſten aufgehört habe ꝛc.

Der Herzog, von dem Bevorſtehen dieſer empörenden Deklaration unterrichtet*), wollte ihr zuvorkommen und trug mir daher auf, ohne Aufſchub für ihn die Abdikations-Urkunde zu redigieren, um ſie unverzüglich der Kaiſerin zu ſenden.

---

*) Unter den nachgelaſſenen Papieren des Verfaſſers der Memoiren findet ſich das Konzept eines Briefes des Herzogs an den Vize-Kanzler Oſtermann d. d. $\frac{14}{25}$. März 1795, das wir hier mitzuteilen nicht unterlaſſen wollen. Es lautet:

„Assuré de mes droits par les actes les plus solennellement garantis de S. M. J. et protégé par cette Auguste Souveraine contre tous ceux, qui voulaient attaquer mes droits irrécusables, j'ai vu avec une satisfaction profondément sentie, que le changement survenu en Pologne me mettait désormais directement sous la protection de l'immortelle Catherine. Plein de cette conviction je me suis empressé dès le mois de Mai de l'année passée de soumettre mes Duchés, ma personne et ma famille à Sa M. J. et j'ai reçu dans la suite avec une respectueuse reconnaissance l'invitation flatteuse de cette grande Souveraine de me rendre à Petersbourg, afin que l'on pût traiter directement avec moi sur le sort futur de la Courlande Pour accélerer cette affaire importante j'ai convoqué la Diête uniquement pour la sujétion de la Courlande à la Russie, j'ai donné à ma Regence des instructions y relatives et qui ont été communiquées préalablement à V. E. et en conséquence les mandats donnés aux députés n'ont renfermés que ce seul objet.

Cependant tout d'un coup les députés se sont cru autorisés, sans le su et la volonté de leurs commettants et en oubliant leurs serments de fidélité, d'aneantir le gouvernement Ducal et de rompre un pacte bilatéral garanti itérativement par Sa M. J. N'ayant eu aucune connaissance de cette démarche irregulière et ne pouvant pressentir là-dessus les intentions de Sa M J., je prie instamment V. E. de m'obténir cette manifestation, afin que je puisse diriger ma conduite d'après les volontés suprêmes de Sa M. J., volontés que j'ignore absolument jusqu'ici, mais qui me seront toujours sacrées."

Wenn man dieſes Konzept mit dem Wortlaute der nur 3 Tage ſpäter vom Herzoge unterzeichneten Abdikations-Urkunde vergleicht, ſo wird man zu der

Der Wortlaut der Abdikations-Urkunde war folgender:

„Wir von Gottes Gnaden Peter, Herzog von Kurland und Semgallen, wie auch von Sagan in Schlesien, Herr zu Wartenberg, Bralin und Goschütz ꝛc. ꝛc. thun kund Allen, die es angeht, daß Wir, von väterlicher Fürsorge für Unsere Herzogtümer Kurland und Semgallen beständig beseelt, Uns, sobald die verharrende Insurrektion Polens zu tage getreten war, haben angelegen sein lassen, Uns, Unsere Familie und Unsere Herzogtümer unter den hohen und mächtigen Schutz Ihrer Majestät der Kaiserin aller Reußen zu stellen.

Aber nachdem die gänzliche Auflösung Polens die unvermeidliche Folge dieser verabscheuungswürdigen Revolution geworden war und die Vernichtung der politischen Existenz dieses Königreichs das Lehnsverhältnis, das Kurland mit dieser Republik verband, aufgelöst hatte, erachteten Wir für Unsere Pflicht, einen extraordinären Landtag einzuberufen, um die unbedingte und einstimmig gewünschte Unterwerfung dieser Herzogtümer unter das glorreiche Szepter der unsterblichen Katharina zu beschleunigen.

Und da die zu diesem wichtigen Zwecke versammelten Deputierten nicht nur mit vollem Rechte und für immer durch ein feierliches Manifest vom 18. März (alten Stils) sich von der Suzeränität Polens aus oben angeführten Gründen losgesagt, sondern auch für heilsam und angemessen erachtet haben, durch ein zweites motiviertes Manifest der herzoglichen und mittelbaren Regierung zu entsagen, um sich von da ab

---

Vermutung gelangen, daß dieser Brief an den Vize-Kanzler gar nicht abgesandt worden sei, es vielleicht bei dem Konzepte sein Bewenden gehabt haben mag. Ist der Brief aber wirklich abgeschickt worden, so liegt die Annahme nahe, daß Umstände eingetreten sein mögen, die die Befürchtung wachgerufen haben, der Herzog würde bei solcher Stellungnahme Gefahr laufen, die Entschädigung für seine Allodialgüter ꝛc. ganz oder teilweise zu verlieren. Darnach mag sich dann der Herzog entschlossen haben, in seiner Abdikations-Urkunde der Deduktion des Landtags über die unmittelbare Unterwerfung beizutreten. (Anmerkung des Herausgebers.)

unmittelbar, direkt und ohne Bedingung dem russischen Reiche einzuverleiben, treten Wir diesem für Unser Vaterland so wichtigen Akte bei und bitten Ihre Kaiserliche Majestät ehrfurchtsvoll, mit Güte diese unbedingte*) Unterwerfung genehmigen zu wollen, um Kurland ein dauerhaftes Glück und Uns Ruhe und Stille, das einzige Ziel Unserer Wünsche, zu sichern.

Wir entlassen und entbinden demnach alle Bewohner der Herzogtümer Kurland und Semgallen von dem Treu-Eide, den sie Uns geleistet haben, und legen zu den Füßen der erhabenen Souveränin Rußlands diese gegenwärtige Urkunde Unserer feierlichen Abdikation für Uns und Unsere Nachfolger im Lehn nieder und entsagen von heute ab und für immer dem Genusse der Regalien, die uns durch das Investitur-Diplom an den Herzogtümern Kurland und Semgallen zugestanden waren, wie auch den Revenuen des Lehns und Allem, was der herzoglichen Würde zusteht. Wir sind innig davon überzeugt, daß die großmütige, gerechte und weise Souveränin Rußlands Uns und Unserer Familie den mächtigen Schutz gewähren wird, der das Glück aller derer, die sich mit vollem Vertrauen ihm ergeben, anstrebt.

Zur Urkunde dessen haben Wir Eigenhändig diese freiwillige und unwiderrufliche Abdikations-Urkunde unterschrieben und ihr Unser herzogliches Siegel beigelegt. Geschehen zu St. Petersburg am $\frac{17.}{28.}$ März 1795."

Der Herzog versammelte seinen kleinen Rat um sich und fragte, was man über diese Urkunde meine. Man fand sie gut geschrieben.

Krook, nachdem er von Fircks erfahren hatte, daß der Herzog mit ihr sehr zufrieden sei, lobte sie über alle Maßen. Er wollte sofort übernehmen, sie dem Vize-Kanzler zu überreichen; aber der Herzog antwortete ihm: „Ich bedauere sehr, dem Herrn v. Heyking bereits versprochen zu haben, daß er sie dem Minister überbringe.

*) Aus dem weiter Folgenden ist zu ersehen, daß dieses Wort in der Urkunde ursprünglich nicht gestanden hat.

Aber ſprechen Sie mit ihm darüber.“ Krook machte mir den Vorſchlag, mir die Mühe abzunehmen. Ich erwiderte: „Da ich die Mühe der Redaktion gehabt habe, ſo iſt auch gerecht, daß ich das Verdienſt habe.“ Krook biß ſich die Lippen und lief ſofort*) zum Vize-Kanzler, um ihn gegen die Urkunde zu ſtimmen, unter dem Vorwande, ſie enthalte Wiederholungen und unnötige Subtilitäten. Als ich bei dieſem Miniſter erſchien, um ihm im Auftrage des Herzogs vorläufige Mitteilung über die Urkunde zu machen, empfing er mich kalt und mit der Miene, die er angenommen hatte, wenn er voreingenommen war.

„Ich bin,“ ſagte er, „für das Vertrauen des Herzogs ſehr erkenntlich, und da er meine Anſicht verlangt, ſo werde ich ſie als Freund und nicht als Miniſter ausſprechen. Die Kaiſerin will, daß die Abdikation freiwillig und ohne irgend einen auswärtigen Einfluß geſchehe. Sind Sie es, Herr Baron, der die Urkunde verfaßt hat?“ „Allerdings.“ „Ah! Sehen wir uns dieſe Arbeit an und beprüfen wir die Ausdrücke.“

Kaum hatte er einige Zeilen geleſen, als er den Kopf ſchüttelte und ſagte: „Das Wort muß geändert werden.“ „Welches Wort?“ Er antwortete nicht, fuhr fort zu leſen und ſagte bald darauf: „Ah! die Feinheit! Das habe ich erwartet. Wir kennen dieſe Phraſen. Das muß geändert werden.“ „Welche Phraſe mißfällt Ew. Exzellenz?“ „Laſſen Sie mich zu Ende kommen.“ Er las wieder weiter und zwar ſehr langſam, um Zeit zu gewinnen, klingelte, ließ Weydemeyer rufen und wandte ſich dann zu mir mit den Worten: „Empfehlen Sie mich dem Herzoge und ſagen Sie ihm, daß die Kaiſerin die Urkunde mit Vergnügen empfangen wird. In einer Stunde werde ich Weydemeyer zum Herzoge ſchicken, der ihm einige kleine Bemerkungen in Betreff gewiſſer Aenderungen, die nötig ſind, machen wird. Darauf kann die Abfertigung der Urkunde in den erforderlichen Formen ſofort geſchehen, und ich werde die Urkunde dann Ihrer Majeſtät vorlegen.“

*) Wie ich das ſpäter von Herrn Top ... erfuhr.

Ich sah, daß der arme Mann voreingenommen war und in der Urkunde nichts gefunden hatte, was er bemängeln konnte, es sei denn, daß in ihr ursprünglich das Wort: „gänzliche“ Unterwerfung statt des gewünschten Wortes: „unbedingte“*) Unterwerfung stand. Dieses letztere Wort hatte die Ritterschaft in ihrem Manifest gebraucht und gerade dieses hatte Herr v. Krook gerügt. Ich gestehe, daß ich über das Verhalten dieses Herrn, der mir immer mit Enthusiasmus die Versicherung seiner aufrichtigen Anhänglichkeit gegeben hatte, entrüstet war.

Weydemeyer kam und blieb mit dem Herzoge eine halbe Stunde allein. Als er fortgegangen war, ließ mich der Herzog rufen und teilte mir mit, Weydemeyer habe, so als ob das von ihm käme, gemeint, man müsse das Wort „unbedingte“ an die Stelle des Wortes „gänzliche“ setzen, und zwei Wörter, die er mit der Bleifeder angemerkt hatte, streichen. „Er hat mir,“ sagte der Herzog, „im Namen des Vize-Kanzlers versichert, die Kaiserin werde um so freigebiger zu meinen Gunsten sein, je mehr ich Vertrauen auf ihre Großmut setze.“ Ich veränderte die bezeichneten Wörter und die Urkunde wurde unterschrieben und besiegelt.

Der Herzog wollte, daß ich das Original dem Vize-Kanzler überbrächte. Aber ich war ärgerlich und bat ihn, damit seinen deutschen Sekretär zu beauftragen. Ich hatte Unrecht. Meine Leidenschaftlichkeit hat mich oft Mißgriffe thun lassen.

Ich schrieb im Namen des Herzogs an den Vize-Kanzler noch einen Brief, mit dem die Abdikations-Urkunde übersandt wurde. Der Wortlaut war dieser:

„Monsieur le Comte

Mon indisposition m'empêchant d'avoir l'honneur de remettre moi même à V. E. l'acte ci-joint de l'abdication formelle de mes Duchés de Courlande et de Semgalle, j'ose la prier instamment de porter cet acte volontaire aux pieds de S. M. J., sûr que les bontés

*) Das Wort: „unbedingte“ wurde später gesetzt.

magnanimes de cette grande Souveraine m'assureront constamment à moi et à ma famille un sort heureux et tranquille et me mettront à l'abri de toute injustice ou persécution. Je me livre d'avance à l'idée satisfaisante de ces jouissances douces que le calme seul peut me procurer désormais au sein de ma famille. Je conjure V. E. de faire agréer cet hommage à S. M. J. et de recevoir en même temps l'assurance de l'inaltérable attachement avec lequel etc etc."

Kaum war dieſe Angelegenheit erledigt, als ich in meiner Eigenſchaft als Groß-Stallmeiſter ein Billet von Howen erhielt, in dem er den Herzog durch mich bat, „Seine Durchlaucht wolle einen Tag zur Audienz beſtimmen, damit die kurländiſche Deputation, indem ſie ihm zum letzten Male ein Zeichen ihrer Ehrerbietung erweiſe, zu gleicher Zeit konſtatieren könne, daß alle Beziehungen, die bis hiezu zwiſchen ihm und den Herzogtümern beſtanden haben, gänzlich aufgehört hätten."

Als ich dem Herzog darüber berichtete, wechſelte er die Farbe, erholte ſich aber bald und ſagte in feſtem Tone: „Antworten Sie, daß ich morgen um 10 Uhr dieſe Deputation empfangen werde."

Inzwiſchen ſchickte ich Jemand ab, um zu erfahren, was Howen ungefähr ſagen werde, und nachdem ich das ermittelt hatte, entwarf ich die Antwort des Herzogs, die, wie er wünſchte, ſehr kurz war.

Der Herzog regelte mit einer Kaltblütigkeit, die ich bewunderte, das Zeremoniell, das dabei eingehalten werden ſollte. Er befahl ſeinem Kammerherrn Derſchau und ſeinem Adjutanten Drieſen, der Deputation bis zur großen Treppe entgegenzugehen. Zwei Pagen öffneten die Flügelthüren und die Deputierten traten ein. Der Herzog ſtand an einen Marmortiſch gelehnt, der Landrat v. Fircks mit dem blauen polniſchen Bande war zu ſeiner Rechten und ich zur Linken. Howen, trotz ſeiner Keckheit, erbleichte, und es ergriff ihn ein Zittern, ſo daß es einiger Minuten bedurfte, bis er ſich erholte. Darauf ſprach er ſeine Rede mit ſehr erregter Stimme und ſchloß mit der Erklärung an den Herzog, „daß, da die Vernichtung der politiſchen

Existenz Polens andere Beziehungen für Kurland notwendig gemacht hätten, die Ritterschaft sich dem glorreichen Szepter der Kaiserin unterworfen habe in der Ueberzeugung, daß Seine Durchlaucht von denselben Gesinnungen beseelt sei, diesen Schritt nur billigen könne und dem Beispiele folgen werde."

Der Herzog hatte während dieser Rede den Ausdruck des Stolzes und der Verachtung und las darauf seine Antwort um so besser ab, als er sie auswendig wußte.

Als er geendet hatte, sagte Howen auf Deutsch: „Gestatten Ew. Durchlaucht, daß wir zum letzten Male die Hand unseres vormaligen Herzogs küssen." Der Herzog entzog sich dem nicht, grüßte die sechs Deputierten mit einer Neigung des Kopfes, und wenn er jemals die herzogliche Würde gut repräsentiert hatte, so geschah es an dem Tage, wo er aufgehört hatte, Herzog zu sein.

Howen, der sich von seiner Erregung erholt hatte, versuchte eine heitere Miene anzunehmen und wollte, statt sich zurückzuziehen, eine vertrauliche Unterhaltung beginnen. Aber der Herzog wich einen Schritt zurück, grüßte die Herren und zwang sie so, sich zu entfernen.

Er sandte sofort den Herrn v. Driesen zum Vize-Kanzler mit einer Kopie der Antwort, die der Herzog der Deputation gegeben hatte, damit, wie er sagen ließ, „man nicht im Stande sei, ihn zu verleumden, selbst nicht in dieser seiner letzten Handlung als Herzog." Der Graf Ostermann ließ, nachdem er die Antwort des Herzogs aufmerksam gelesen hatte, ihm sagen, daß er sie unverzüglich Ihrer Majestät unterbreiten werde und überzeugt sei, daß sie sie in jeder Beziehung billigen werde.

Nachdem die Kaiserin die Abdikations-Urkunde des Herzogs erhalten hatte, sandte sie zu ihm den Grafen Ostermann, um ihm ihre Befriedigung über das Vertrauen, das er in sie gesetzt habe, auszudrücken. Sie ließ ihn auffordern, mitzuteilen, was er für sich, seine Familie und Alle, die ihm attachiert gewesen, wünsche. Sie werde sich ein Vergnügen daraus machen, ihm Beweise für die Art und Weise zu geben, wie sie denen zu antworten wisse, die

ſich ihr vollſtändig ergeben. Der Graf Oſtermann riet dem Herzoge, ihm ohne Aufſchub ein genügend detailliertes Memoire hierüber zukommen zu laſſen, und wiederholte die Verſicherung, daß ſeine Wünſche erfüllt werden würden.

Als der Miniſter ſich zurückgezogen hatte, teilte uns der Herzog die gnädigen Verſicherungen der Kaiſerin mit und fügte hinzu, daß er ſich mit der Sache beſchäftigen werde.

Er ließ ſeinen deutſchen Sekretär rufen, um ihm ſeine einſtweiligen Abſichten zu diktieren. Da erſchien Krook. Dieſer hatte ſich ſeit einigen Wochen durch Schmeicheleien und Niedrigkeiten des ausſchließlichen Vertrauens des Herzogs bemächtigt, und obgleich der Herzog die Miene annahm, daß er mir nichts verberge, wußte ich doch aus ſicherer Quelle, daß er meine geheimſten Meinungen Krook mitteilte, der ſeinerſeits einen doppelten*) Vorteil daraus zog, wie wir ſpäter erfuhren.

Einige Tage verſtrichen, ohne daß der Herzog über ſein Memoire für die Kaiſerin ſprach. Da erinnerte ihn der alte Fircks daran mit Worten, aus denen das lebhafteſte und wahrſte Intereſſe für ihn ſich ergab. „Laſſen Sie mich nur machen," antwortete der Herzog; „morgen werde ich Ihnen meine Ideen mitteilen."

Unſer Aller, die wir ihm attachiert waren, Schickſal hing von dieſem Memoire ab, beſonders das des armen Drieſen, der nichts als eine zahlreiche Familie, die noch im Kindesalter war, beſaß.

Sieben Tage darauf kam der Graf Oſtermann zum Herzoge, um ihm das Erſtaunen der Kaiſerin darüber auszudrücken, daß er ſich ſo wenig beeile, ſeine Wünſche kundzugeben. Er bemerkte, daß dieſer Verſchlepp einen ſehr ungünſtigen Eindruck auf die Kaiſerin gemacht zu haben ſcheine.**) Der Herzog, nachdem er allerlei Unzutreffendes geſagt hatte, geſtand endlich, daß er Jemand gebeten

*) Er zog Geld vom Herzoge und den Gegnern, indem er ihnen Alles hinterbrachte, was wir zu thun vorſchlugen.

**) Der Vize-Kanzler wollte damals wirklich das Beſte für den Herzog und er hatte ihn gewarnt, nicht Zeit zu verlieren.

habe, seine, des Herzogs, Ideen in der üblichen Form zu redigieren, daß die Arbeit noch nicht beendet sei, daß er sie aber morgen übersenden werde.

Der Herzog schrieb auf der Stelle an Krook ein wahrscheinlich sehr dringliches Billet. Derselbe erschien darauf mit 10 Bogen deutscher Schrift voller Rasuren und Korrekturen.

Ich hatte am Morgen über diesen Gegenstand ein etwas lebhaftes Gespräch mit dem Herzoge gehabt und da ich bemerkt hatte, daß er Krook mit dieser Arbeit betraut, so war ich über diesen Mangel an Vertrauen zu mir verstimmt und blieb in meinem Zimmer, um mich nicht bei ihm zeigen zu müssen. Er ließ mich nun rufen, als Krook bei ihm war. Ich ließ mich unter dem Vorwande, daß ich unwohl sei, entschuldigen. Darauf kam Krook selbst zu mir und übergab mir sein deutsches Schriftstück, damit ich es zu morgen französisch redigiere. „Sie machen sich über mich lustig," sagte ich ihm. „Nachdem Sie das Memoire des Herzogs 8 Tage bei sich gehalten haben, ohne es zu vollenden, verlangen Sie von mir, daß ich es in wenig Stunden beende! Das ist unmöglich. Ich mische mich nicht mehr in diese Angelegenheit."

Er legte sich aufs Bitten, aber ich blieb unbeugsam. Er rief Fircks und Derschau zu Hilfe; ich wiederholte ihnen, daß ich Unmögliches nicht leisten könne und daß übrigens Herr Krook, der das Französische ebensogut wie ich verstände, von vornherein sein Memoire in dieser Sprache hätte schreiben können.

Krook war in Verzweiflung und hörte nicht auf, mich zu beschwören, den Herzog aus dieser Verlegenheit zu ziehen, in die er ihn „unschuldiger" Weise gebracht habe. Ich gab seiner Zudringlichkeit nicht nach, und so ging er zum Herzog hinauf, um ihm mitzuteilen, was er meinen Eigensinn nannte.

Nun kam der Herzog selbst. „Ich hoffe," sagte er, „daß meine Bitten wirksamer sein werden. Sie verderben mich und die Meinigen, wenn Sie einen Augenblick zögern, sich an die Arbeit zu machen." „Verzeihung, Durchlaucht. Wie können Sie ohne Ungerechtigkeit

verlangen, daß ich in einigen Stunden das thue, was Herr v. Krook, der seit langer Zeit in der Diplomatie ist, in 7 Tagen nicht hat vollbringen können? Wunder verstehe ich nicht zu schaffen.“ „Aber Sie haben sich doch verpflichtet, meine Korrespondenz und meine Memoires in französischer Sprache zu schreiben.“ „Jawohl, Durchlaucht. Dann hätten Sie mir die Sache auftragen sollen und Ew. Durchlaucht hätten in 3 Tagen das Memoire vollendet und kopiert erhalten.“

Alle meine Landsleute, deren Schicksal von diesem Memoire abhing, bestürmten mich so sehr, daß ich es endlich übernahm, nachdem ich dem Herzoge recht starke Wahrheiten gesagt hatte.

Ich arbeitete die ganze Nacht und reduzierte die 10 Bogen auf $2^1/_2$. Der Herzog fügte einige Worte hinzu, die Abschrift wurde sofort gemacht und der Vize-Kanzler erhielt das Memoire um $1^1/_2$ Uhr mittags.

Ich hatte den Herzogs beschworen, aus dem Memoire mehrere kleinliche und lächerliche Posten wegzulassen. Aber ich hatte nur die Unterdrückung des auf die Jäger und Lakaien bezüglichen Abschnitts erlangt. Krook hatte offenbar im Geheimen seinen Entwurf Howen mitgeteilt. Denn dieser sagte einem Kurländer: „Der Herzog ist recht schlecht beraten. Er hat den ersten Moment des Wohlwollens der Kaiserin nicht ausgenutzt, sein Memoire verzögert und beschäftigt sich mit Kleinigkeiten, während es sich um sein und seiner Familie Wohl handelt.“

Es ist wahrscheinlich, daß Howen, von Allem unterrichtet, von vornherein das Memoire lächerlich gemacht hatte. Markow, der darüber Subow berichtete, hatte über den Herzog allerlei Sarkasmen, mit denen er so freigebig war, geäußert, und so hatte man, ehe noch die offizielle Vorstellung erfolgt war, der Kaiserin Alles in gehässigem Lichte dargestellt. Ich sah die üblen Folgen der Mißgriffe und Verrätereien voraus und riet dem Herzoge, das Memoire dem Vize-Kanzler durch Krook zu senden. Aber der Herzog glaubte besser zu handeln, wenn er es selbst überreichte. Der Minister

beschränkte sich darauf, ihm zu sagen, daß er seine Wünsche unverzüglich der Kaiserin unterbreiten werde.*)

Zwei Tage darauf zeigte der General Pahlen dem Herzoge an, daß er beauftragt sei, in Gemeinschaft mit dem Geheimrate Markow die Angelegenheit zu arrangieren und die Vorlage zu besorgen, die Ihrer Majestät zur Bestätigung unterbreitet werden würde. Da Alles ohne mich geschah, so beschränke ich mich darauf, zu bemerken, daß dem Herzoge beim Verkaufe, d. h. der Abschätzung des Werts der Allodialgüter, ein namhaftes Unrecht zugefügt wurde. (Es genügt, in dieser Beziehung anzuführen, daß man die wertvollsten Güter Groß-Würzau, Alt-Platon und Jacobshof aus der Liste der Allodialgüter ganz weggelassen hatte. Notiz des Herausgebers.)

Nachdem mein Kollege aus Pilten, der Herr von Korff, angekommen war, stellten wir uns dem Vize-Kanzler vor. Dieser teilte uns mit, daß nach dem Willen der Kaiserin die Deputationen von Kurland und Pilten separiert werden, die Zeremonie aber für beide Deputationen zusammen stattfinden solle. Er verlangte, daß man ihm die Rede, die gehalten werden sollte, vorher mitteile. Da Herr v. Korff als Landrat über mir stand, so kam es ihm zu, das Wort zu führen. Er zeigte mir die Rede, die er vorbereitet hatte. Ich fand an ihr nichts auszusetzen bis auf ein paar Worte, die ich ihn zu streichen bat. Er folgte meinem Rate.

---

*) In einem Briefe des Herzogs an den Grafen Subow vom $\frac{8.}{19.}$ Mai 1795 heißt es unter anderem:

„En effet mes voeux se reduisent à trois objets fort simples:

le 1^{r} est celui de garder mes terres héréditaires ou allodiales, que Sa Majesté a daignée déjà garantir à plusieurs réprises.

le 2^{d} est d'obténir en dédommagement des pertes incalculables, qui m'ont causées les insurgents, la donation de la terre de Grünhof avec ses appartenances et

le 3me est d'assurer le sort de ceux, qui ont été attachés à la dignité Ducale; cet objèt, auquel tient l'éxistence de tant d'individus, ne monte cependant qu'à huit mille écus par an.“

(Anmerkung des Herausgebers.)

Als wir uns zum Vize-Kanzler begaben, um ihm die Rede mitzuteilen, fand sich Howen auch gerade dort ein. Als der Minister einen Blick auf die Rede, die Howen halten wollte, geworfen hatte, rief er aus: „Oh! das ist ja ein ganzes Werk. Das wird ewig lange dauern. Das wird die Kaiserin nicht aushalten. Nehmen Sie Ihre Rede zurück, verkürzen Sie sie und kommen Sie morgen zur selben Stunde wieder. Zu gleicher Zeit ist eine sehr kurze gesonderte Anrede für jedes einzelne Glied der kaiserlichen Familie nötig. Denn Sie werden, meine Herren, besondere Audienzen nicht nur beim Großfürsten Paul, sondern auch bei Ihren kaiserlichen Hoheiten, den Großfürsten Alexander und Konstantin, wie bei den Großfürstinnen haben."

Korff wies darauf seine Rede vor. Der Graf Ostermann sagte: „Gut, diese Rede behalte ich bei mir; ihr Zuschnitt erschreckt mich nicht. Bringen Sie mir morgen zur selben Stunde Ihre anderen Anreden. Aber seien Sie vor Allem lakonisch." Korff übertrug mir alle diese Anreden, und ich entwarf sie in solcher Kürze, daß der Graf Ostermann sehr damit zufrieden war, während er sich gegen Howen darüber ärgerlich äußerte, daß er seine Andeutungen unberücksichtigt gelassen habe. Howen machte ihn auf mehrere Phrasen aufmerksam, die er doch bereits gestrichen habe. Aber der Minister erwiderte: „Sie sind offenbar in Ihre Phrasen verliebt und wollen sie durchaus beibehalten, trotzdem, was ich Ihnen als Minister gesagt habe. Ich nehme Ihre Rede nicht entgegen, wenn sie nicht noch um eine Seite verkürzt wird; ich erwarte Sie spätestens morgen Abend."

Howen war gewiß ein Mann von viel Geist, aber er hatte die schwerfällige und wortreiche Methode der deutschen Advokaten angenommen. Das war eine Gewohnheit, von der er sich nicht losmachen konnte, und er vermeinte, daß man, um klar zu sein, Alles sagen und den Gegenstand bis zur Neige erschöpfen müsse.

Der große Tag der Unterwerfung Kurlands und Piltens war auf den $\frac{15.}{26.}$ April festgesetzt. Da die Urkunden der beiden Ritterschaften separiert waren, so ließ uns der Vize-Kanzler sagen, daß

sie auf besondere Kissen gelegt werden mögen, die der Sekretär jeder Delegation tragen und dem Deputierten, wenn dazu die Zeit gekommen sein werde, übergeben solle.

Nerger war zum Sekretär der kurländischen Deputation ernannt worden, wollte aber durchaus beide Dokumente tragen. Da aber der Graf Ostermann entschieden hatte, daß jede Deputation gesondert vorträte, so übertrug ich diese Funktion für Pilten meinem Privat-Sekretär Voigt. Nerger's Eitelkeit war dadurch verletzt und er war so ungeschickt, mir das zu zeigen. „Sie vergessen sich," sagte ich ihm in Gegenwart von 7 bis 8 Kurländern. „Sie stehen genau auf derselben Stufe wie Voigt. Sie sind beide in Sachsen geboren von Eltern derselben Klasse, haben beide in Leipzig studiert und sind beide nach Kurland gekommen, um Ihr Glück zu machen. Worin sollte der Unterschied zwischen Ihnen liegen?" Alles lachte, aber Nerger hatte sich so geärgert, daß er seine krampfstillenden Pulver einnahm.

Die Kaiserin hatte befohlen, daß die Zeremonie im Sommer-Palaste stattfinden solle, in einem sehr großen Saale, wo der kaiserliche Thron sehr erhöht und von großer Pracht war. Damit die Hof-Wagen, die uns abholen sollten, zusammen bleiben konnten, hatten wir verabredet, uns bei Howen zu versammeln, der im Zentrum der Stadt wohnte. Fünf Parade-Wagen zu je 6 Pferden, denen Pagen, Lakaien und Heiducken in kaiserlicher Livrée vorangingen, holten uns ab, und wir fuhren langsam durch einen Teil der Stadt, mitten durch eine Menschenmenge und begleitet von einer Anzahl von Landsleuten, die sich in unsere Wagen gesetzt hatten und so den Glanz unseres Aufzuges vermehrten.

Die Kaiserin saß auf dem Throne mit der Krone auf dem Haupte, umgeben von den Groß-Würdenträgern des Reiches, von ihrem ganzen Hofe in prachtvollen Uniformen und den ersten Klassen des Staates.

Der Ober-Zeremonienmeister führte uns ein. Herr v. d. Howen*) trat zuerst an der Spitze der kurländischen Deputation ein; ihm

*) Alle Kurländer waren in der Adels-Uniform.

folgten der Sekretär, der die Urkunde trug, und einige kurländische Edelleute. Dann war ein kurzer Zwischenraum und hierauf kamen wir, Herr v. Korff und ich nebeneinander, hinter uns unser Sekretär und einige piltensche Edelleute.

Howen sprach seine Rede mit Feuer und beugte im Momente der Uebergabe der Urkunde die Kniee. Das war im Zeremoniell nicht vorgesehen, aber obgleich die Kaiserin die Miene hatte, überrascht zu sein, so glaube ich, daß sie damit nicht unzufrieden war.

Als Howen zu Ende war, trat er nach rechts und Herr v. Korff sprach seine Rede mit Ruhe und Würde. Er konnte die Kniebeugung nicht umgehen, nachdem Howen ihn durch sein Vorgehen dazu gewissermaßen gezwungen hatte.

Man hatte den Deputierten gestattet, deutsch zu reden. Der Graf Ostermann antwortete uns im Namen der Kaiserin russisch. Darauf wurden wir zum Handkusse bei der Kaiserin zugelassen.

Nun wurden wir in Zeremonie zum Großfürsten Paul und zu seiner erhabenen Gemahlin geführt, was ungefähr zwei Stunden in Anspruch nahm.

Zwei Tage darauf wurden wir mit derselben Feierlichkeit in Hofequipagen ins Winter-Palais geleitet, wo uns Ihre Kaiserl. Hoheiten die Großfürsten Alexander und Konstantin, wie auch die Großfürstinnen Audienz erteilten.

Am $\frac{\text{20. April}}{\text{1. Mai}}$ begaben wir uns in den Senat, um unserer neuen Herrin für uns und unsere Auftraggeber den Eid der Treue zu leisten. Als wir in den Hof des Senats eintraten, präsentierten die Wachen das Gewehr. Zwei Offiziere empfingen uns am Fuße der Treppe und führten uns in den ersten Saal, wo wir den Ober-Kammerherrn, den Ober-Zeremonienmeister Walujew und den Zeremonienmeister Gurjew fanden.

Sobald unsere Ankunft dem Senate gemeldet worden war, begrüßte uns der Ober-Prokureur Kasadawlow im Namen des Senats und teilte uns in deutscher Sprache das Eidesformular und das Manifest mit, in dem die gnädigen Versicherungen der Kaiserin in Betreff Kurlands und Piltens enthalten waren. Bei

unserem Eintritte in den großen Saal erhob sich der ganze Senat, der General-Prokureur Graf Samoilow kam uns entgegen und forderte uns auf, auf den für uns bestimmten Stühlen Platz zu nehmen. Alles setzte sich und man ließ den lutherischen Prediger an einen Tisch herantreten, auf dem die Bibel lag. Darauf las der Ober-Prokureur in russischer Sprache das Manifest im Namen der Kaiserin; Alles erhob sich und blieb stehen. Die kurländische Deputation leistete den Treu-Eid, darauf Herr v. Korff und ich im Namen des piltenschen Distrikts, und wir unterschrieben das Eidesformular, nachdem wir die Bibel geküßt hatten.

Die Sitzung des Senats war durch die Zahl seiner Mitglieder und die Pracht der Dekorationen imponierend. Ich dachte damals nicht daran, daß ich nach weniger als zwei Jahren berufen sein würde, in diesem höchsten Tribunale des ausgedehntesten Reiches der Welt einen Sitz zu haben. Ich beschäftigte mich in diesem Momente nur mit der Wichtigkeit unserer neuen politischen Beziehungen, und ich erwog mit kaltem Blute, aber nicht ohne lebhaftes Interesse die Folgen, die diese Einverleibung in einen immensen Staat für mein kleines Vaterland haben würde.

Die meisten meiner Landsleute, die ich in Petersburg sah, waren über diese Veränderung tief bekümmert. Aber Niemand wagte, darüber zu sprechen, es sei denn in der Intimität unseres Kreises.

„Nun sind wir nur noch Sklaven," rief der alte Fircks aus.

„Als politischer Körper," wandte ich ein, „hingen wir bisher von Polen ab, das seinerseits in vollständiger Abhängigkeit von Rußland war. So waren wir bisher in politischer Hinsicht Sklaven von Sklaven, während wir heute dem großen Reiche angehören, das den ganzen Norden beherrscht."

Die Herren v. Lüdinghausen-Wolff und v. Schöppingk, beide Männer von Geist, waren auch tief davon überzeugt, das wir bisher frei gewesen seien und das unsere innere Verwaltung vortrefflich organisiert gewesen. Sie äußerten, sie würden, wenn man ihnen

nur ihre Pension gewähren wolle, kein neues Amt mehr annehmen. So geschah es denn auch später.*)

Am Tage nach der Eidesleistung wurden wir zum General-Prokureur Grafen Samoilow zum Diner eingeladen. Dabei übergab er uns die üblichen Geschenke der Kaiserin. Ich meinerseits erhielt eine schöne Tabatière mit Diamanten. Howen, um sich Freunde auf Kosten der Ritterschaft zu machen, schlug uns vor, dem Ober-Zeremonienmeister Walujew, dem Herrn Gurjew, dem Staatsrat Weydemeyer und der Kanzlei des Grafen Ostermann Geschenke zu machen. Korff, der der gutmütigste Mensch und nur zu oft über seine Mittel freigebig war, stimmte dem bei, soweit es ihn betraf. Ich aber lehnte entschieden ab, indem ich betonte, daß unsere Vollmachten uns nicht ermächtigten, dergleichen Ausgaben zu machen, und daß wir auch nicht über einen Heller aus den Taschen unserer Auftraggeber verfügen dürften. Darauf großer Lärm über mich! Man schickt mir bald den Einen, bald den Anderen auf den Hals; ich gebe aber nicht nach. Korff bittet mich, meine Meinung schriftlich zu erklären. Ich thue es und bald zirkuliert mein Billet bei denjenigen, die die Geschenke erwarteten. Endlich entschließt sich Howen, macht im Namen der kurländischen Ritterschaft Geschenke im Betrage von 20 Tausend Thaler, und Korff giebt aus seiner Tasche im Namen von Pilten 2 bis 3 Tausend Thaler.

Vergeblich bemerkte ich den Herren, es sei nicht einmal passend und gegen allen Gebrauch, daß Unterthanen den Großwürdenträgern des Hofes Geschenke machen, das diplomatische Korps mache sich über uns lustig und wir überschritten unsere Befugnisse. Ich verlor meine Worte aber nur unnütz.

Die an der Sache Interessierten lobten die noble Art der Herren v. d. Howen und v. Korff zu denken und zu handeln, während man mich für eine jener kleinen Seelen erklärte, die den

*) Nach Wiederherstellung der alten Verfassung durch den Kaiser Paul (d. h. der Abschaffung der sog. Statthalterschafts-Verfassung) wurde Baron Büdinghausen-Wolff wieder Oberrat des kurländischen Oberhofgerichts. (Anm. des Herausgebers.)

Geist ihrer Vollmacht nicht zu erfassen vermögen und sich peinlich an den Buchstaben halten. Was Howen wollte, war ja klar. Er säete, um zu ernten. Als er von der Kaiserin das schöne Gut Grenzhof und Korff Gawesen verliehen erhielt, da erntete er. Wer kennt nicht die von Einzelnen für sehr gewandt gehaltene Methode, sich mit dem Gelde Anderer Freunde zu erkaufen!

Pahlen, der durch seine Gewandtheit Markow für sich zu gewinnen und das Vertrauen Subow's zu erobern verstanden hatte, wurde zum General-Gouverneur von Kurland ernannt.

Ihm war zugleich das Recht erteilt worden, alle Angelegenheiten des Herzogs definitiv zu regeln, die Vergebung der Domänen-Güter zur Pacht mit dem Adel zu arrangieren und die Liste der neuen Beamten vorzustellen.

So sehr man gegen den Herzog auch gewisse Formen beobachtete, so schädigte man ihn doch ohne Schonung. Zur Ausführung wurde ein Herr Brasch, der früher Advokat in Dorpat und darauf Sekretär der Regierung in Riga gewesen war, benutzt. Für seine geleisteten Dienste wurde dieser Herr zum Dirigenten der Domänen in Kurland ernannt und erhielt ein Domänengut, das eine Rente von 3000 Thalern abwarf.

Der Großfürst Paul hatte nicht aufgehört, mir Zeichen seines Wohlwollens zu geben. Als er erfuhr, daß man in Kurland die Regierungsform der übrigen russischen Gouvernements einführen wolle, ließ er mir sagen, er hoffe, daß ich zum Präsidenten eines Tribunals ernannt werden würde. Er wünsche, daß ich fortfahre, zu dienen.

Sei es, daß der General Pahlen das Interesse des Großfürsten für mich kannte, sei es, daß er die Miene annehmen wollte, gegen mich gerecht zu sein, sei es, daß er bei Zeiten einen Vorwand schaffen wollte, mir die vom Herzoge verliehene Pension von 2000 Thalern zu entziehen, genug, er schlug der Kaiserin vor, mich zum Präsidenten des Zivil-Gerichtshofes in Kurland zu ernennen. Man verlieh mir den Titel des Staatsrats, während Howen und Korff zu Geheimräten ernannt wurden. Ich schwieg zu dieser Ungerechtigkeit gegen

mich. Der Gedanke, meinem Vaterlande nützlich sein zu können und in einer Karriere zu bleiben, die mich weiter bringen konnte, tröstete mich.

Der Herzog, der mit dem Gange, den seine Angelegenheiten genommen hatten, sehr unzufrieden, ja trostlos war, sehnte sich, Petersburg und selbst Kurland verlassen zu können. Er schrieb einen rührenden Brief an die Kaiserin, in dem er sie um die Erlaubnis bat, ins Bad reisen zu dürfen. Nachdem er sie erhalten hatte, reiste er, obgleich noch krank, ab.

Der Herzog hatte übrigens den schlechten Ausgang seiner Angelegenheiten sich selbst oder vielmehr den treulosen Ratschlägen Krook's und dem Verfahren Pahlen's zuzuschreiben. Die Kaiserin war getäuscht worden. Pahlen und Howen machten sich bei Subow ein Verdienst daraus, daß Alles, was sie dem Herzoge entrissen hatten, zu Gunsten, wie sie sagten, der Krone gereicht hätte. Man hatte allen Abmachungen einen so vagen Sinn gegeben, daß immer Stoff zu neuen Differenzen geboten war. Pahlen ließ dem Herzoge durch Krook sagen, er möge nur ruhig sein; er werde Alles zu seinen Gunsten wenden, wenn man an die Ausführung die letzte Hand legen werde. Und als dieser Moment gekommen war, mußte der Herzog Alles das als Gnade erkaufen, worauf er einen gerechten Anspruch zu haben meinen durfte. Außerdem erhielt er nur einen Teil dessen, was er ohne diese Herren erhalten hätte.

Meine Schwiegermutter war in Verzweiflung darüber, daß wir Petersburg verlassen mußten, und beruhigte sich erst, als meine Frau ihr versprach, alle zwei Jahre bei ihr drei Monate zu verbringen.

Der Großfürst Paul schickte meiner Schwiegermutter eine mit Diamanten geschmückte Uhrkette, damit sie sie mir in seinem Namen gebe. Er that noch mehr. Er sandte Pahlen, der bereits nach Kurland abgereist war, einen eigenhändigen Brief, in dem er ihm sein Interesse für mich an den Tag legte und ihm bemerkte, daß er ihm für Alles danken werde, was er für mich in der neuen Ordnung der Dinge thun könne, wo er soviel Mittel haben werde, mich zur Geltung zu bringen.

Ich verließ Petersburg am 19. Juni und kam am 24. in Mitau an.

Fünftes Kapitel.

Kurland unter der sog. Statthalterschafts-Verfassung.

Ich fand Mitau sehr belebt. Es war die Johanniszeit und man war in Erwartung der neuen Ordnung der Dinge. Einige sahen in ihr die höchste Glückseligkeit, andere den Gipfel des Unglücks. Man hörte leise gemachte Aeußerungen: „Nun sind wir in Ketten. Keine Freiheit, keine Privilegien mehr! Gehorchen oder die Knute! . .“

Man muß gestehen, daß Pahlen sehr gut verstand, die Menge zu versöhnen. Er behandelte die Edelleute mit einer gewissen militärischen Offenheit, die sie entzückte. Er schmeichelte den Bürgerlichen, die er zu seinen Bällen einlud. Durch seinen langen Aufenthalt in Kurland mit der Schwäche jedes Einzelnen bekannt, wußte er aus Jedem Nutzen zu ziehen, und selbst wenn er offen täuschte, that er das in einer Art, daß man nicht wagte, ihm gram zu sein.

So nahm er dem Herrn v. Derschau die Stelle des Oberforstmeisters, um sie dem Herrn Brasch zu geben, weil, wie er sagte, der Direktor der Oekonomien auch die Aufsicht über die Forsten haben müsse.

Pahlen hatte in Petersburg nur Skizzen entworfen, und die Kaiserin überließ ihm, an Ort und Stelle Alles definitiv zu regeln. Alle diejenigen, die vom Herzoge Präliminär-Kontrakte über Arrende-Güter, selbst nach dem Verlangen des Petersburger Hofes, erhalten hatten, konnten die Vollziehung dieser Kontrakte nur mit Opfern erlangen. Der alte Manteuffel, der Vater dessen, der Delegierter des Herzogs gewesen war, wurde eines Arrende-Gutes, in dessen Besitz er sich bereits befand, beraubt, weil dieses Gut einem Anderen gegeben werden sollte.

Als ich in den Besitz meines Arrende-Gutes Brandenburg gesetzt werden sollte, nahm man mir die besten Bauernhöfe ab, um sie zu Kasimirhof zu schlagen. Ich erinnerte Pahlen an den Brief des Großfürsten. Er antwortete mir:

„Ich verehre Se. kaiserliche Hoheit, den Großfürsten, aber so lange unsere Matjuschka (Mutter-Bezeichnung für die Kaiserin) lebt, und sie wird noch lange leben, gehorche ich nur Ihren Befehlen und meinen Instruktionen. Ich rate Ihnen als Freund, nicht über Lappalien zu schreien. Empfangen Sie das Gut, wie man es Ihnen giebt, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir Alles zu Ihrer Zufriedenheit arrangieren werden."

Ich schwieg und verließ mich auf dieses Versprechen. Als der Großfürst nach mir fragen ließ, bat ich zu antworten, daß ich zufrieden sei. — Nachdem ich durch den Ukas vom 15. Juli 1795 zum Präsidenten des obersten Zivil-Gerichtshofes für Kurland ernannt worden war, beschäftigte ich mich lebhaft damit, mich auf mein Amt vorzubereiten. Ich beschaffte mir alle Reglements, Ukase und Bücher, die sich auf die neue Organisation bezogen, und studierte sie eifrig. Ich suchte in den Geist dieser Gesetzgebung einzudringen und besorgte mir die für Livland speziell erlassenen Vorschriften, die nach den Worten der Kaiserin uns als Muster dienen sollten. Zu gleicher Zeit ging ich unsere alten kurländischen Zivil-Gesetze durch und besorgte mir nicht ohne unendliche Schwierigkeiten eine Sammlung aller dieser Bestimmungen.

Ich habe früher erzählt, daß mir der kurländische Landtag in voller Sitzung auf die für mich schmeichelhafteste Weise eine Gratifikation von 15 Tausend Thalern bewilligt hatte. Als ich endlich nach so langer Zeit diese Summe zu erheben wünschte, war die Howen'sche Partei, die über mich wegen der Opposition, die ich ihrem Chef wiederholt gemacht hatte, erzürnt war, auf die Idee gekommen, diese Schenkung anzugreifen und zu behaupten, daß sie garnicht definitiv beschlossen gewesen wäre.

Ueber dieſe Nichtswürdigkeit empört, ſprach ich darüber mit dem General-Gouverneur und bat ihn, den Herren zu ſagen, daß ſie ſich durch einen ſolchen Schritt entehren würden. Da aber Pahlen jede Mitwirkung ablehnte, obgleich er mir wiederholt geſagt hatte, wie ſehr er dieſe Howen'ſche Partei verachtete, ſo entſchloß ich mich, einen Teil meiner Gratifikation zu opfern, um den Reſt zu retten. Ich ließ F . . . 3 Tauſend Thaler anbieten, wenn man mir zu Johannis das feierlich auf dem Landtage gemachte Verſprechen einlöſe. Er nahm die Summe an und Alles war arrangiert. Ich erhielt ſtatt 15 nur 12 Tauſend Thaler. Meine Freunde, denen ich die Sache verſchwiegen, die aber durch meinen Unterhändler davon erfahren hatten, machten mir die bitterſten Vorwürfe über das unnötige Opfer. Ich zog es vor, 12 Tauſend Thaler in der Taſche zu haben, ſtatt 3 bis 4 Jahre über die 15 Tauſend herumzuſtreiten.

Am 28. Januar 1796 fand die Zeremonie der Einſetzung der neuen Behörden ſtatt. Sie war wahrhaft impoſant, und alle Beamten waren gut gewählt. Der General Lamsdorff, einer der redlichſten und uneigennützigſten Männer, ſtand als Gouverneur an der Spitze der Regierung. Pahlen achtete, aber liebte ihn nicht, und Lambsdorff ſeinerſeits erwies dem General-Gouverneur alle Rückſicht, die deſſen Stellung zukam, aber achtete und liebte ihn nicht. Der Vize-Gouverneur Hurko war von Pahlen der Kaiſerin vorgeſchlagen worden. Pahlen hatte es vorgezogen, einen Polen an die Spitze des Kameralhofs zu ſetzen, damit ſeine rechte Hand, Herr Braſch, um ſo freier in der Verwaltung der ökonomiſchen Details ſein konnte. Es gab zwei Gerichtshöfe, den Zivil- und den Kriminal-Gerichtshof. Der Marſchall des kurländiſchen Landtages, Herr v. Stempel*), war zum Präſidenten des Kriminal-, und ich zum Präſidenten des Zivil-Gerichtshofes ernannt worden. Man begreift leicht, daß der Gerichtshof, dem ich präſidierte, ſchon wegen der pendenten Sachen ſo ſehr viel mehr zu thun hatte, als der Kriminal-Gerichtshof. Ich hatte das Glück, zu Aſſeſſoren ebenſo

*) Ein Neffe meines Schwagers.

achtbare, wie unterrichtete Männer zu bekommen. Herr v. Schwartz, ein Livländer, bisher in der Diplomatie beschäftigt gewesen, hatte gute Studien gemacht, ein gesundes Urteil, einen achtbaren Charakter und war durchaus uneigennützig. Herr v. Engelhardt verband mit ebensolchen Eigenschaften die ausgebreitetsten Kenntnisse auf dem Gebiete der Jurisprudenz. Er hatte seit zehn Jahren in richterlichen Funktionen gestanden, war daher mit der Rechts-Praxis vertraut und durch seine Beherrschung der Theorie ausgezeichnet. Er galt ohne Widerspruch für den ersten Juristen Kurlands. Das 3. Mitglied des Gerichtshofes war Herr v. Rutenberg, der älteste Sohn des Landhofmeisters. Er hatte in Leipzig vortreffliche Studien gemacht und beherrschte das römische wie das kurländische Provinzial-Recht. Das 4. Mitglied endlich, Herr v. Ehlert, der durch sein zuverlässiges Gedächtnis noch das in Jena vor 30 Jahren erworbene Wissen beherrschte und in Kurland als Assessor gedient hatte, besaß viel praktische Kenntnisse und einen scharfsinnigen und durchdringenden Verstand, so daß er ein vortrefflicher Richter war.

Die in Rußland eingeführten Kanzlei-Formen hätten uns große Schwierigkeiten bereitet, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, einen Sekretär in der Person des Herrn Harder zu acquirieren. Auf die Empfehlung des Herrn Brasch hatte ich ihn aufgefordert, von Riga herüberzukommen. Ein kurzes Gespräch, das ich mit ihm hatte, nahm mich vollständig für ihn ein. Er war nicht nur in der Jurisprudenz sehr bewandert, sondern fast in allen Wissenschaften, ein Gelehrter ohne Pedanterie. Dabei hatte er das seltene Talent, sofort mit Schärfe und Klarheit die schwierigsten und verwickeltesten Gegenstände zu redigieren. Es war ein Vergnügen, an der Spitze eines so zusammengesetzten Tribunals zu stehen. Ich darf wohl sagen, daß es in ganz Rußland wohl kaum einen Gerichtshof gab, der besser organisiert gewesen wäre. Es war Alles, bis auf die Unterbeamten, an seinem Platze.

Man brachte alle wichtigsten Behörden im Schlosse unter, wodurch ein bequemer Verkehr untereinander ermöglicht und dem Gouvernements-Prokureur die Aufsicht über alle Behörden erleichtert

wurde. Prokureur war damals ein alter Oberst, Namens Beer, der in Rußland sein Glück gemacht hatte. Zuerst Advokat, war er durch einen Zufall mit dem Grafen Rumänzow bekannt geworden, der ihn während des türkischen Krieges als Sekretär für die deutsche Korrespondenz angestellt hatte. Hin und wieder hat Beer an mehreren heißen Gefechten teilgenommen und sich dabei als tapfer und umsichtig gezeigt. Suworow hatte ihn ebenfalls verwandt, wobei er sich so sehr ausgezeichnet hatte, daß ihm der Georgen- und Wladimir-Orden verliehen worden war. Als Prokureur gewann er sich, trotz einiger kleinen Mängel, durch sein loyales und offenes Wesen die allgemeine Freundschaft.

Nachtrag

des Herausgebers.

1. Einige Notizen zu Sybels Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795.

Der historische Vorgang der Unterwerfung Kurlands unter Rußland kann, namentlich in seinen Ursachen, nicht richtig verstanden und gewürdigt werden, ohne eine eingehende Brücksichtigung und Erwägung der damaligen politischen Konstellation Europas, des Verhältnisses der Mächte zu einander und der großen Ereignisse, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Europa allmählich von Grund aus umgestaltet hatten. Es ist einleuchtend, daß das kleine Lehns-Herzogtum Kurland dabei keine aktive Rolle spielen konnte. Aber ebenso zweifellos ist, daß das, was sich in Europa vollzog, unvermeidlich Konsequenzen für das Schicksal Kurlands haben mußte. Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die Entwickelung der Dinge in ihrem Zusammenhange, die innere Zersetzung Polens, die zielbewußte Politik Katharina's II., die verfehlte Politik Friedrich Wilhelm's II., den Antagonismus Oesterreichs gegen Preußen, die französische Revolution, den Koalitions-Krieg gegen Frankreich 2c. im Zusammenhange schildern zu wollen. Ueber die letzten Teilungen Polens wird man reichliche Belehrung in dem grundlegenden Werke Sybel's: „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795", in Ranke's Schrift: „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege von 1791 bis 1792" 2c. finden. Auch Bilbassow und andere Historiker haben manche Aufschlüsse über die Ereignisse jener Zeit geboten. Neuerdings hat Ernst v. d. Brüggen im 44. Bande der baltischen Monatsschrift eine interessante Abhandlung unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands" geliefert. Wenn auch in den Archiven noch manche unentdeckte Quellen-

Schätze ruhen mögen, so hat doch die bisher veranstaltete Durchforschung bereits so viel Licht über gewisse dunkle und unklare Punkte verbreitet, daß die schiefen Auffassungen, denen man sich früher mit Vorliebe hingab, gegenwärtig als definitiv abgethan und beseitigt erachtet werden können.

Durch das Zusammenwirken der oben erwähnten Faktoren war das Schicksal des Herzogtums Kurland besiegelt, und es konnte sich nur noch um die Form, die Bedingungen und Voraussetzungen handeln, unter denen sich das zu vollziehen hatte, was politisch unvermeidlich geworden war.

Wir erlauben uns, insoweit das Herzogtum Kurland berührt wird, in aller Kürze an einige Thatsachen zu erinnern und dabei ein paar kleine Unrichtigkeiten, die sich in das Sybel'sche Werk eingeschlichen haben, zurechtzustellen.

Am 19. August 1794 war der neuernannte preußische Gesandte Graf Tauenzien in Petersburg mit einer Instruktion eingetroffen, in der ihm in Beziehung auf die in Aussicht genommene letzte Teilung Polens aufgetragen war, auch einen Streifen „Szamaitens zwischen der Ostsee, der kurischen Grenze und dem Flusse Wirdau" in Anspruch zu nehmen. Seine Haupt-Aufgabe war, das Gebiet von Sandomir und Krakau zu gewinnen. Als Tauenzien, wie man meint, zu früh mit dem Begehren seiner Regierung hervorgetreten war, erhielt er anfänglich gar keine Antwort. Als aber am 30. Oktober 1894 die polnische Erhebung niedergeworfen worden war, ging dem Grafen Tauenzien die ablehnende Antwort der russischen Regierung zu, in der unter anderm auch bemerkt war, die Kaiserin Katharina müsse auf der bisherigen Abgrenzung Preußens gegen Kurland bestehen. Rußland habe bei den beiden ersten Teilungen keine Handels- und Seestadt erhalten und wolle sich gerade an der Küste nicht verkürzen lassen. Am 28. November 1794 erklärte nun Preußen infolge der ablehnenden Haltung Rußlands in Betreff Sandomirs und Krakau's, es zöge unter solchen Umständen vor, daß lieber gar keine weitere Teilung Polens vorgenommen werde. Diese Erklärung rief eine gewisse Spannung zwischen

Rußland und Preußen hervor und führte dazu, daß im Geheimen eifrige Separat-Verhandlungen zwischen Rußland und Oesterreich geführt wurden und endlich am 3. Januar 1795 ein russisch-österreichisches Abkommen unterzeichnet wurde, das der preußischen Regierung damals vollkommen unbekannt blieb.

Wenn nun Sybel, wahrscheinlich auf Grund der Tauenzien'schen Berichte, die sich wieder auf die Mitteilung des russischen Vize-Kanzlers Grafen Ostermann gestützt hatten, erzählt, daß zu der Zeit (d. h. im Dezember 1894 während der geheimen österreichisch-russischen Unterhandlungen) in Kurland der Landtag zusammengetreten gewesen sei, „in der erklärten Absicht, der Kaiserin unter gewissen Bedingungen die Lehnshoheit über das Herzogtum anzubieten," so liegt hier ein thatsächlicher Irrtum vor. Zwischen dem Juli 1794 und dem März 1795 hat in Kurland überhaupt gar kein Landtag stattgefunden, und es drängt sich die Vermutung auf, daß man das bekannte Howen'sche Deliberatorium vom November 1794 absichtlich oder unabsichtlich, das können wir nicht entscheiden, dazu verwandt hat, den preußischen Gesandten über diese angebliche Thatsache zu täuschen. Der Oberburggraf Howen hatte allerdings sein Deliberatorium der herzoglichen Kanzlei mit dem Verlangen eingereicht, der Herzog möge einen Landtag einberufen. Der Herzog erfüllte dieses Verlangen aber nicht, da er die Landtags-Einberufung in diesem Zeitpunkte für inopportun hielt. Nach jenem Abkommen zwischen Oesterreich und Rußland vom 3. Januar 1795 sollte nun Rußland bei der dritten Teilung Polens alles Land östlich vom Bug bis Brest-Litowsk, von da in gerader Linie bis Grodno, sowie östlich des Niemen bis zu seinem Eintritte ins preußische Gebiet, endlich Alles, was weiter östlich bis Polangen hin seither zu Polen gehört hatte, erhalten.

Darnach war also Kurland und Semgallen, wie Pilten der russischen Machtsphäre überlassen worden. Im März 1795 unterwarfen sich nun Kurland-Semgallen und Pilten dem russischen Szepter. Viel später, erst am 8. August 1795, teilten die Gesandten Rußlands und Oesterreichs gemeinsam dem erstaunten preußischen

Ministerium die zwischen den beiden Mächten getroffene Abmachung vom 3. Januar 1795 mit und forderten nun das Berliner Kabinet auf, durch seinen Gesandten an der Schluß-Konferenz in Petersburg teilzunehmen. Die Konferenzen begannen dann auch am 3. September, und am 19. Oktober 1795 entschloß sich Graf Tauenzien mit „schwerem Herzen", den Vertrag nach unbedeutenden Veränderungen mit zu unterschreiben.

Im II. Bande des Sybel'schen Werkes auf pag. 329 wird ferner behauptet, daß die Veranlassung zum Streite zwischen dem Herzoge und dem Adel (in den Jahren von 1788 bis 1792) in der Verleihung neuer Rechte an die Stadtgemeinden und darin gelegen habe, daß der Herzog den Besitz der Lehnsgüter auch Bürgerlichen eröffnet gehabt habe. Weder das Eine noch das Andere ist der Fall gewesen. Die Veranlassung bot vielmehr das nach der Ansicht der Ritterschaft verfassungswidrige und den Pakten widersprechende Verfahren des Herzogs, die Staats-Domänen zu großen Oekonomien zu verschmelzen, und das Vorgehen des Herzogs gegen die Oberräte, die während seiner langen Abwesenheit die Regentschaft geführt hatten.

Die Mitteilung endlich, Howen (der Howe genannt wird) habe dem Herzoge 110000 Dukaten abgepreßt, in die Subow, Markow und er sich geteilt hätten, ist in zweifacher Beziehung unrichtig. Denn erstens hat der Herzog nur Obligationen gezeichnet (über die wir oben berichtet haben), die Auszahlung aber beharrlich verweigert und faktisch auch nicht geleistet. Und zweitens hat es sich um Thaler, und nicht um Dukaten, also etwa um die Hälfte, gehandelt. Sollte Sybel, was wir für wahrscheinlich halten, durch den Brief des Herzogs an den russischen Botschafter Jacob Johann v. Sievers*), von dem Sievers in seinem Berichte an die Kaiserin d. d. $\frac{4.}{15.}$ April 1793 spricht, irregeleitet worden sein, so ist dazu zu bemerken: Sievers schreibt der Kaiserin, er habe vom Herzoge von Kurland

*) Conf. Blum: Graf Jacob Johann von Sievers und Rußland zu dessen Zeiten, 1864.

einen Brief erhalten, der nicht sehr leserlich geschrieben gewesen sei, in dem der Herzog mitteilt, daß ein Sekretär, den der Herzog nach Petersburg gesandt gehabt, um Howen von dort zurückzubringen, ihm erklärt hätte, er müßte auf der Stelle 110000 Dukaten nach Petersburg schicken, von denen 50000 für Howen und der Rest für andere notwendige Personen bestimmt sei. Der Umstand der Unleserlichkeit des Briefes dürfte die Verwechselung zwischen Dukaten und Thalern leicht erklären. In einem späteren Briefe läßt sich Sievers wie folgt aus: „Ew. Majestät würden in Ihrer Billigkeit die 50000 annullieren, um die der Howen den Herzog geprellt hätte durch die Furcht, die er ihm einzujagen verstanden. Von den 110000 Dukaten sind 60000 für Markow, Altesti, einen Kammerdiener 2c. bestimmt, die übrigen 50000 für Howen.“ Die unumwundene Offenheit des Botschafters in diesem seinen späteren Briefe hat ihm die erbitterte Feindschaft Markow's 2c. eingetragen.

2. Notizen zu der Korrespondenz des preußischen Residenten in Mitau, Hüttel.

In der baltischen Monatsschrift, Band 44 pag. 434—462 und 500—526, sind Auszüge aus der Korrespondenz des preußischen Residenten in Mitau, Hüttel, veröffentlicht worden. Wir hatten unsere Arbeit an den Heyking'schen Memoiren schon längst vor dieser Veröffentlichung abgeschlossen, und der Druck unserer Arbeit mußte beginnen. So können wir hier in einem Nachtrage nur einige Bemerkungen zu der Korrespondenz, soweit sie uns vorliegt und auf den Verfasser der Memoiren Bezug hat, liefern. Es ist durchaus verständlich, daß Hüttel, der sich unter anderem angelegen sein ließ, den Herzog Peter zu beraten und zu stützen, sich bemühen mußte, Alles das zu entkräften und wenn möglich zu beseitigen, was dem Herzoge in dem Kampfe, den er leichten Herzens mit der Ritter- und Landschaft unternommen hatte, hinderlich oder schädlich werden konnte. Dazu mußte ihm als geeignetes Mittel erscheinen, die in Warschau wirkende Delegation der Ritter- und Landschaft in Mißkredit zu bringen und lahmzulegen. Man strebte also darnach, dem der herzoglichen Sache besonders gefährlich erscheinenden Ritterschafts-Delegierten Karl Heinrich Heyking aus Warschau zu entfernen, wo möglich die Ritterschaft zu einer Abberufung desselben zu bringen. Dabei schenkt Hüttel den Ausstreuungen und Verdächtigungen, die gegen Heyking von dessen persönlichen Feinden und Neidern in Kurland kolportiert wurden, vollen Glauben und berichtet in diesem Sinne nach Berlin. Wir wollen gern annehmen, das er dabei durchaus in gutem Glauben gehandelt hat. So nennt er denn Heyking wiederholt „intriguant et hardi", „un intriguant dangereux, qui ne cherche qu'à prolonger les troubles pour des vues purement personelles" und Lüdinghausen-Wolff „un cerveau boulé". Ist diese Charakteristik schon um deswillen nur

mit größter Vorsicht aufzunehmen, weil Hüttel den so Beurteilten nie gesehen, geschweige denn persönlich kennen gelernt hatte*), so wird ein näheres Eingehen auf die konkreten Fälle einige Anhaltspunkte zur Beurteilung der Verdächtigungen bieten.

1. In seinem Berichte vom 24. Februar 1791 berührt Hüttel die Angelegenheit der projektierten Absonderung und Grenz-Regulierung des Allods von den Lehnsgütern, mit anderen Worten des herzoglichen Privatvermögens von den Staatsgütern. Er bedient sich dabei der Phrase: „Intriguante Leute und solche, deren Interesse ist, im Trüben zu fischen, wie z. B. der Herr v. Heyking in Warschau, schüren das Feuer der Zwietracht" 2c.

Sehen wir nun, was die Korrespondenz Heyking's mit dem Landesbevollmächtigten Mirbach und dem Ritterschafts-Konsulenten Nerger über diese Angelegenheit enthält. Im Juni 1790 teilt Heyking dem Landesbevollmächtigten mit, daß der Kron-Groß-Marschall Malachowski ihm auf einem Diner erzählt habe, der Delegierte des Herzogs, v. Manteuffel, habe ein Projekt in Betreff der Abgrenzung der Feudal- und Allodialgüter verabreicht und der König sei für dieses Projekt, um allen Zwistigkeiten vorzubeugen. Er, Heyking, habe darauf im Allgemeinen seine Zustimmung ausgesprochen in der Erwartung, daß die Grenz-Kommission in allen Städten den Gesetzen und dem Gebrauche gemäß konstituiert werden würde. Als er aber am anderen Tage durch Malachowski das Projekt zur Kenntnisnahme zugestellt erhalten habe, sei er über die „Dreistigkeit" Manteuffels erstaunt gewesen, der durch die Art und Weise der Zusammensetzung der Kommission in auffallendem Maße das Allodium auf Kosten des Lehns zu begünstigen gesucht habe. Er sei daher gezwungen gewesen, sofort dagegen zu remonstrieren. Nach Malachowski's späterer Mitteilung habe der König, nachdem ihm Heyking's Gegenvorstellung gegen die Zusammensetzung der Grenz-Kommission vorgelegt worden sei, der anderen Partei gestatten wollen, 3 Personen zu Mitgliedern der Kommission vorzuschlagen.

*) Das herbe Urteil Hüttel's über den Herzog Peter beruhte dagegen auf sehr genauer persönlicher Bekanntschaft mit den Eigentümlichkeiten des Herzogs.

Infolgedeſſen habe er, Heyking, verſprochen, hierüber ſofort nach Kurland zu berichten, und ſich Inſtruktionen zu erbitten. Er empfehle nun dem Landesbevollmächtigten im Prinzipe die größte Nachgiebigkeit (Brief vom Ende Juni). Im November 1790 berichtet er weiter, der König habe das Grenz-Konſtitutorium (in einer für das Land ungünſtigen Weiſe) unterſchrieben, worauf er, Heyking, (offenbar in Erfüllung der ihm gewordenen Inſtruktion) förmlich zu proteſtieren gezwungen geweſen ſei.

Alſo nicht gegen die Abtrennung und Abgrenzung des Allods von den Lehńsgütern hat ſich Heyking ausgeſprochen; er empfiehlt ſogar die größte Nachgiebigkeit. Nur in der Zuſammenſetzung der Grenz- und Regulierungs-Kommiſſion hat er einen neuen brutalen Verſuch erblickt, das Staatsvermögen zu Gunſten der Privat-Intereſſen des Herzogs zu ſchmälern. Und gegen dieſes Vorgehen des herzoglichen Delegierten hat er dann nach erhaltenen Inſtruktionen mit Energie gekämpft.

2. Viel ſchwerer wiegt der Vorwurf, Heyking und Lüdinghauſen-Wolff hätten ſich zu Gunſten der Inkorporation von ganz Kurland in Polen nach dem Ableben des Herzogs Peter bemüht. (Vide Bericht Hüttel's vom 31. März und 17. April 1791.)

In einem Briefe an Mirbach vom Ende Juni 1790 erwähnt Heyking zum Schluſſe, daß hier (in Warſchau) die Idee der Inkorporation Kurlands ſchon wieder aufgetaucht ſei. Im Auguſt desſelben Jahres ſchreibt er an Nerger, der Herzog, der gegen ſeinen Bruder jetzt ſehr aufgebracht ſei, laſſe hier durch ſeinen Agenten die Idee ausbreiten, daß nichts vorteilhafter für die Republik ſei, als nach dem Tode des Herzogs Kurland als Woywodſchaft gänzlich zu inkorporieren. Er wollte ſich damit an ſeinem Bruder, wie an dem Adel rächen. Am 4. September 1790 berichtet Heyking dem Landesbevollmächtigten unter anderem, der Biſchof von Livland, Koſſakowski, den Heyking wegen ſeiner Anſprüche auf Pilten aufs energiſchſte bekämpfte, habe in der Sitzung des Landtages öffentlich geſagt: „Es wäre Zeit, Kurland und Pilten als Woywodſchaften dem Königreiche einzuverleiben. Pilten ſei ja

schon inkorporiert, und es sei nur eine Nachlässigkeit gewesen, daß man diesen Kreis nicht zu den allgemeinen Kontributionen herangezogen habe.“ Infolgedessen habe er, Heyking, den Reichstagsmarschällen eine Note und die Prinzessin Karl (geb. Poninska) im Namen ihres Gemahls ein Memoire über dessen Sukzessionsrechte den versammelten Ständen eingereicht. Im selben Monate 1790 berichtet Heyking wieder, man höre von allen Seiten von der Inkorporation reden. „In diesem so wichtigen Zeitpunkte,“ fährt er, sich bitter beklagend, fort, „verhalte sich der herzogliche Delegierte Manteuffel ganz gleichgiltig.“ Er, Heyking, habe seine Bemerkungen hierüber entworfen, sie den Ministern und Landboten übergeben und eine Note in 500 Exemplaren verbreitet. Bald nach diesem Briefe schreibt er wieder, der Bischof Kossakowski habe in der Sitzung des Reichsrats auf die sofortige wirkliche Inkorporation Piltens gedrungen und nur infolge der Opposition des Fürsten Adam Czartoryski und des Marschalls Grafen Potocki sei die Frage vertagt worden. In einem Briefe an Nerger vom 18. September 1790 ruft er entrüstet aus, Manteuffel freue sich schadenfroh über den Kampf mit dem Bischof Kossakowski. „Je schärfer ich den Bischof widerlege, um so mehr bringe ich ihn auf. Kämpfte ich nicht gegen ihn, so verletzte ich meine Pflicht.“

Aber auch abgesehen von dieser Korrespondenz wird man sich doch nicht der Einsicht verschließen können, daß die Verdächtigung, Heyking habe sich für die Inkorporation Kurlands in Polen bemüht, an der größten innern Unwahrscheinlichkeit leidet und in direktem Widerspruche mit seinem ganzen Verhalten und seiner, damals wiederholt zu Tage tretenden Auffassung über die geringe Lebensfähigkeit des polnischen Staates steht. Es ist ja eine bekannte traurige Erfahrung, daß in Zeiten des politischen Niederganges die üble Nachrede besonders im Schwange ist. So werden wir denn auch die gegen Heyking ins Werk gesetzten Ausstreuungen für nichts mehr als ein nicht sehr sauberes Kampfmittel seiner Feinde gegen ihn halten müssen.

Nachtrag.

Unserer Darstellung unter dem Titel: „Die Kämpfe um den kurländischen Herzogsstuhl ꝛc.“ Seite 21, fügen wir noch folgenden Nachtrag hinzu:

1. Bei dem Referate über die im Februar 1763 nach der Rückkehr des Herzogs Ernst Johann abgehaltene Konferenz hatten wir auch des Vorgehens gegen den Regierungsrat Ziegenhorn, der Kurland damals bereits verlassen hatte, Erwähnung gethan. Zum Nachweise dessen, daß dieses, übrigens ganz wirkungslos verbliebene, Unternehmen auch in Adelskreisen lebhafte Mißbilligung gefunden hat, erwähnen wir, daß auf dem im Mai 1763 abgehaltenen sog. Huldigungs-Landtage der Tuckum'sche Oberhauptmann v. Saß eine Verwahrung zu den Akten gab. Er und die Mehrheit des von ihm konvozierten Adels, so erklärte er, hätten alle Demarchen gegen Ziegenhorn für ebenso unbegründet wie widergesetzlich befunden. Er führte dabei wörtlich aus: „Ich habe meinen Mitbrüdern auf das lebhafteste vorgestellt, daß man ungerecht und unbillig, ja contra jus in thesi handeln würde, einen solchen Mann, der durch seine Geschicklichkeit die Achtung des ganzen Publici erworben gehabt, sich auch nicht wenigen Personen, selbst aus der Ritter- und Landschaft, verbindlich gemacht, auf einmal in öffentlichen Schriften zu tradezieren, seine vorigen Verdienste zu vergessen und ihn ungehört und unerwiesen zu verdammen. Man würde durch solch ein Beispiel auch andere Männer von Verdiensten und guten Absichten allen Mut zu rühmlichen Handlungen benehmen und sie verscheuchen.“

2. Die Manifestation und Protestation derselben Konferenz vom 21. Februar 1763 ist nicht nur von allen zur Konferenz Versammelten, sondern auch an erster Stelle vom Kanzler Dietrich Kayserling, vom Oberburggrafen Offenberg und vom Landmarschall Pfeilitzer-Franck unterschrieben worden. Durch die in der baltischen Monatschrift, Band 40, veröffentlichte Abhandlung: „Aus dem

Leben des Grafen Dietrich Kayserling“ auf pag. 584 erfahren wir, daß es dem Kanzler Kayserling gelungen gewesen sei, die Konferenz zu bewegen, aus dem Konferenzialschlusse einige Entstellungen der Wahrheit und einige den Herzog Karl unverdient beleidigende Ausdrücke zu entfernen. Nichtsdestoweniger bleibt schwer verständlich, wie die erwähnten Oberräte, also die Minister und ersten Berater des Herzogs Karl, die von ihm zu ihren Stellungen berufen worden waren, es über sich haben gewinnen können, ein in alle Welt versandtes, in lateinischem Texte die Ueberschrift: „Manifestatio Ordinis Equestris Curlandiae contra illegitimam et obtrusam infeudationem Regii Principis Caroli“ tragendes Schriftstück mit zu unterschreiben, ein Schriftstück, das ihre eigene politische Vergangenheit und Wirksamkeit in ein eigentümliches Licht stellt.

Druck von B. Angerstein, Wernigerode.